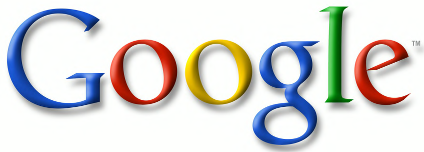





SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE
RI
TAS



HEINRICH VOSS

im Alter von 21 Jahr gemalt.

weiland Professor in Heidelberg.

geb 1779. gestorb. 1822.

Briefe von Heinrich Voss,

herausgegeben

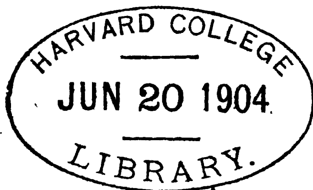
von

Abraham Voss.

I.

Briefwechsel mit Jean Paul.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1833.


HARVARD COLLEGE
JUN 20 1904
LIBRARY.

Vorwort.

Den hier mitgetheilten Briefwechsel werden — was meinen Bruder betrifft — vielleicht nicht allein Diejenigen mit Theilnahme in die Hand nehmen, die den Verewigten gekannt und geliebt haben, oder die ihm neuerdings im achten Heftlein von „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" begegnet sind.

Aus dem reichen Briefschatze hat der Unterzeichnete mit beschränkender Auswahl herauszuheben versucht, was etwa ein allgemeineres Interesse erregen konnte. Möge das rechte Maß nicht überschritten worden sein!

Der Herausgeber wünscht noch einige Hefte in gleicher Fassung folgen zu lassen, von denen das nächste Briefe an den Freiherrn Christian von Truchseß, und das dritte vorzüglich Mittheilungen über Göthe und Schiller enthalten soll. Auszüge aus letzteren sind den Lesern des Sophronizon (Elften Bandes fünftes Heft. 1829) und der Zeitgenossen (Zweiten Bandes erstes Heft. IX. 1829) schon bekannt geworden. In einem Schlußhefte gedenkt er einen Nekrolog mit kleineren Aufsätzen des Verstorbenen zusammenzufassen.

Kreuznach, 1. Juni 1833.

Abraham Vaß.

Briefwechsel
zwischen
Jean Paul und Heinrich Voß.

Baireuth, 12. Mai 1817.

Endlich hab' ich die Freude, Sie um zwanzig bis dreißig Dinge zu bitten, welche indeß alle auf die Stube hinauslaufen, in der ich Ihnen dafür danken will. Ich brauche nämlich — etwa von der Pfingstwoche an bis zum längsten Tage — ein Stübchen zur Miethe, (nicht einmal ein Kämmerchen dazu) — ferner ein Bette — ein schlechtes Kanapee, weil ich nur auf einem lese und schreibe — jemand zum Kaffee- und Bettmachen und Getränkholen — gar keine Möbeln außer den aller unentbehrlichsten. — Nur liege das Zimmerchen nicht dem Sonnenbrande gegenüber, sondern lieber der Abendsonne, oder dem Museum oder der Wirthtafel, wo ich esse; und wenn möglich ohne besonderen Lärm in der Morgen-



HEINRICH VOSS

im Alter von 21 Jahr gemalt.

weiland Professor in Heidelberg.

geb 1779. gestorb. 1822.

Briefe von Heinrich Voss,

herausgegeben

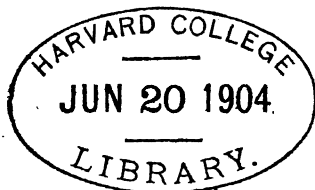
von

Abraham Voss.

I.

Briefwechsel mit Jean Paul.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1833.


HARVARD COLLEGE
JUN 20 1904
LIBRARY.

Vorwort.

Den hier mitgetheilten Briefwechsel werden — was meinen Bruder betrifft — vielleicht nicht allein Diejenigen mit Theilnahme in die Hand nehmen, die den Verewigten gekannt und geliebt haben, oder die ihm neuerdings im achten Heftlein von „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ begegnet sind.

Aus dem reichen Briefschatze hat der Unterzeichnete mit beschränkender Auswahl herauszuheben versucht, was etwa ein allgemeineres Interesse erregen konnte. Möge das rechte Maß nicht überschritten worden sein!

Der Herausgeber wünscht noch einige Hefte in gleicher Fassung folgen zu lassen, von denen das nächste Briefe an den Freiherrn Christian von Truchseß, und das dritte vorzüglich Mittheilungen über Göthe und Schiller enthalten soll. Auszüge aus letzteren sind den Lesern des Sophronizon (Elften Bandes fünftes Heft. 1829) und der Zeitgenossen (Zweiten Bandes erstes Heft. IX. 1829) schon bekannt geworden. In einem Schlußhefte gedenkt er einen Nekrolog mit kleineren Aufsätzen des Verstorbenen zusammenzufassen.

Kreuznach, 1. Juni 1833.

Abraham Voß.

Briefwechsel
zwischen
Jean Paul und Heinrich Voß.

Baireuth, 12. Mai 1817.

Endlich hab' ich die Freude, Sie um zwanzig bis dreißig Dinge zu bitten, welche indeß alle auf die Stube hinauslaufen, in der ich Ihnen dafür danken will. Ich brauche nämlich — etwa von der Pfingstwoche an bis zum längsten Tage — ein Stübchen zur Miethe, (nicht einmal ein Kämmerchen dazu) — ferner ein Bette — ein schlechtes Kanapee, weil ich nur auf einem lese und schreibe — jemand zum Kaffee- und Bettmachen und Geträn̈kholen — gar keine Möbeln außer den aller unentbehrlichsten. — Nur liege das Zimmerchen nicht dem Sonnenbrande gegenüber, sondern lieber der Abendsonne, oder dem Museum oder der Wirthtafel, wo ich esse; und wenn möglich ohne besonderen Lärm in der Morgen-

schlafstunde, die für mich mehr Gold im Munde hat als die Wachstunde. Auch außer der Stadt kann mein (herrenhutisches) Seitenhölchen oder meine Brustzelle liegen. Ein Mittelpunkt braucht ja nicht groß zu sein, wenn nur der Umkreis es ist; dieser bildet jenen, nicht jener diesen. Durchaus muß ich alles miethen und bezahlen dürfen; so lebt' ich in Erlangen, Nürnberg und wollt' es auch in Regensburg, hätte der Primas nicht für mich bezahlt. Als Gast hätt' ich nur halbe Freude d. h. Freiheit.

Nach meinem geschwinden Wetterpropheten bekommen wir wenigstens 1½ zu trockne Monate. Vielleicht feier' ich schon die H. Pfingstausgießungen bei Ihnen. — Uebrigens will ich Büchern mehr ent- als zufliehen; sie wohl, aber nicht Menschen, Berge und Ströme kann man sich verschreiben. Langes Bleiben erspart langes Schreiben. Daher schnapp' ich hier ab, ohne viel noch zu reden von Heidelberger Handschriften und von neuen Ueberchristen und Landständen und von allem.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen für so viel anbietende und versorgende Liebe noch nicht gedankt.

Heidelberg, 14. Juni 1817.

Heute sind es vier Wochen, daß ich Ihren Brief empfing, hochverehrter Mann, und mit ihm die Jubelnachricht, die sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitete. Sie wollten bald nachkommen, versprachen Sie, und Sie sind noch nicht hier. Nicht ein einzigesmal, wenn eine Post von Würzburg kommen sollte, unterließ ich's, Ihnen entgegen zu gehn. Sie recht böser theurer Mann, daß Sie so auf sich warten lassen! Um Gottes Willen, bleiben Sie nicht weg, Sie dürfen nicht, können nicht, und dürfen durchaus nicht wollen wollen, auch wenn Sie wollten.

Ein Zimmer hab' ich Ihnen gemiethet. Sie werden im goldenen Hecht wohnen, und einer Aussicht genießen über den Neckar und nach dem Schloß. Sie wohnen hier ruhig, und haben den schönsten Spaziergang Heidelbergs dicht vor der Hausthür. Freiheit sollen Sie genug haben, den ganzen Morgen; aber des Nachmittags und Abends wollen wir Sie auch recht ehrlich quälen — mit Liebe. Und wollen Sie des Morgens gequält sein, so kann's auch geschehn.

Der Ihrige

Heinrich Voß.

Heidelberg, 12. August 1817.

Gestern Abend, als ich nach Hause kam, fand ich den Brief meines theuren Jean Paul. Eben um 7 Uhr, nach vollendetem Morgencollegium, schick' ich alles an P—s. Sie sollen mir schleunigen Bescheid geben. Unterdeß schreib' ich mit wahrer Zuversicht: wir kommen, unsern theuren Mann aus Mannheim abzuholen. *). Die Nacht bringst Du bei mir zu. Was mein lieber Mann Abends vor dem Zubettegehn bedarf, es sei was es wolle, was zum Frühstück, und wie früh; er meld' es mir mit Einem Worte, und erstaunen soll er über die Pünktlichkeit seines Heinrich Voß.

Ach! nur drei Tage noch in Heidelberg! Ist es denn wirklich so und gar nicht anders, Du allerliebster Herzensmann? Mir ist, wie in schönen Morgenträumen, wenn das Gefühl baldigen Erwachens eintritt. Noch sind sie da die schönen Gestalten; man strengt sich an, sie festzuhalten; im Nu sind sie verweht. Ich klage nicht; auch der Nachgenuß ist beseligend, und der Vorgenuß des Nachgenusses. Es ist eine wohlthätige Einrichtung der Natur, daß auch in der Ferne Liebes wohnt. Wär' alles Theure

*) Wohin Jean Paul von Heidelberg aus einen Ausflug gemacht hatte.

um uns versammelt, wir liebten am Ende bloß die Scholle, auf der wir stehn, als recht erbärmliche Egoisten.

Laß mich's sagen, Du theurer Mann, ich bin wahrhaft dankbar gegen die Vorsehung, daß sie mich auf meiner Lebensbahn Dich finden ließ. Ich bin auch recht stolz darauf, daß der theure Mann mich ihm so nahe gestellt. Aber bei Gott! ich rede wahr, wenn ich hinzufüge, auch recht demüthig dabei. Nie ist mir das Gefühl der Demuth näher, als wenn ich bei Männern stehe, in denen ich die Allmacht Gottes verehren kann. Glaube mir, Du Theurer, was Du ohnehin weißt, Du hast mich gewaltig gehoben. Mein Shakspeare, mein Aeschylos, mein Aristophanes sollen es, jeder zu seiner Zeit, bezeugen. Es ist nur ein Kleines und Geringes, zu dessen Ausführung ich auf die Welt gestellt bin, aber das Kleine soll doch groß werden. Nur eines Spornes bedarf ich von Zeit zu Zeit. Du wardst mir ein gewaltiger.

Ich habe leidenschaftlich die Zeit über gearbeitet. Ich weiß nun vollkommen Bescheid in Heinrich IV. Frau Hurtig, Dortchen Schleißlaken (eine vortreffliche Creatur), Falstaff und seine Gesellen, das Wirthshaus in Eastcheap mit seinen Umgebungen, alles steht vor mir. Und so oft ich auf Spazier-

gängen das Bild herbeirufe, nie fehlt auch nur ein Baum oder Strauch. Vor einigen Nächten spazierte ich im Park Navarra's. Aus Armado's Hause links an der Meierei kommt Schädel mit seiner blauen Jacke heraus, und fängt ganz greulich mit mir zu zanken an, daß ich ihn an Martha Frank copuliren wollen; eine Fränzel müss' es sein, wie sie ihm Shakspeare zugedacht. Kerl, sag' ich, räsonnire nicht, das versteh' ich besser; und damit geb' ich ihm eine tüchtige Maulschelle. Ich erwachte mit herzlichem Lachen, und nahm mir sogleich vor, das meinem Jean Paul zu erzählen. Uebrigens mag Schädel nicht ganz Unrecht gehabt haben; ich will's mal in Erwägung ziehn.

Ich freue mich unsäglich, Dich wiederzusehn. Bist Du einmal ganz fort, dann müssen wir uns in eine Arbeit versenken, um nicht die große Lücke zu drückend zu fühlen.

Alles grüßt Dich, auch die Nichtgrüßenden. Denen liest man's an den Gesichtern ab, wenn sie von Jean Paul sprechen.

Dein treuer Bruder

H. Voß.

Heidelberg, 23. August Abends, 1817.

Von der Frau von P. kommend, bin ich noch so froh im Innern, als daß ich zu Bett gehen könnte; denn wir haben den ganzen Abend von Jean Paul gesprochen, und nicht etwa in Exclamationen, nein in so besonnenem Gespräch, daß Du hättest zugegen sein können. Du glücklicher Mann, weil Du ein so beglückender bist! Hat Dir denn das Ohr nicht geklungen, als wir Dich so heiß zu uns wünschten, der Du doch wohl lieber bei uns gewesen wärest, als in dem schmutzreichen Buchheim, wo sogar ein reines Bett zu den Seltenheiten eines Jubiläums gehört? Als ich Dir, Du theurer Bruder, heut Morgen am Kutschenschlage den Kuß der Ehrfurcht auf die noch einmal gefoderte Hand gedrückt hatte, da ward ich traurig, recht sehr traurig; und ich konnte es mir gar nicht als möglich denken, daß der Geliebte, der uns sechs schöne Wochen geschenkt hatte, daß der fort sein sollte. Aber wahrlich, er ist auch nicht fort: sein Geist, sein warmes Herz ist bei uns geblieben, und wird bleiben. Ich ging sehr langsam. Ueberall fand ich Stoff, des geliebten Freundes zu gedenken. Es waren ja die freundlichen Neckarufer, über denen die Erinnerung an eine schöne Wasserfahrt schwebt. Endlich fing der Hunger an mich zu plagen, des-

gleichen der Durst. Eine Frau aus einem benachbarten Orte stand vor der Thür eines Wirthshauses mit einem 10jährigen Knaben, die eine Last Holz aus dem Odenwalde auf dem Kopfe zum Verkauf in die Stadt trugen. Von so kümmerlichem Tagelohn sollten leben ein bettlägeriger Mann und eine Frau mit 4 Kindern. Da schämte ich mich meines Ueberflusses. Ohne der Frau ein Wort zu sagen, bestellte ich eine große Schüssel voll Kartoffeln, und als sie auf dem Tische dampfte, rief ich herein Frau und Knaben. „An dem letzten Tage," dacht' ich, „wo „dich Jean Paul glücklich gemacht hat, sollst du ein „armes Weib wenigstens satt machen." Hilf Himmel, wie aßen die armen Geschöpfe! Schwatzen wollten sie auch, aber das verbat ich, weil ich nicht Lust hatte, meine Gedanken an den theuren Jean Paul zu unterbrechen. — Gern schrieb' ich noch mehr; denn schlafen kann ich noch nicht. Aber ich glaube, Jean Pauls Stimme zu hören: „Schone „dein Auge, guter Bruder!" — Also komm her, liebe Pfeife, und hilf mir den Brief in Gedanken fortsetzen, und dann erscheine du, lieber Schlaf, und spinne ihn fortwärts in lieblichen Traumbildern!

Sonntag früh. Ich habe nicht von Automaten geträumt, wie ich auch nicht fürchtete; aber auch nicht von Jean Paul, was ich so sehr wünschte. Ach! verständ' ich die Kunst der Araber, durch Blumensträuße Träume zu bestimmen! Ich mag noch an gar nichts denken, als an den geliebten Jean Paul; und warum soll die Nacht so ungenützt dahingehn? — Aber nun soll die alte Ordnung in der Arbeit wiederkehren, nun soll wieder gegeizt werden mit der Zeit, und wer Abends um 7 Uhr zu mir kommt, soll mich finden, wie Jean Paul mich zum erstenmale fand, heiß über dem Shakspeare sitzend, und, wer Morgens kommt, am Aristophanes. Ich sehne mich, an die Frösche zu kommen. In den Anmerkungen will ich's aussprechen nach meiner Art, was ich vom sittlichen Werth eines Dichters halte. Es ist kein Mensch, der den so vom Dichter fordert, wie dieser Wundergenius; und mir wird recht warm ums Herz, wenn er über den entnervenden und weichdrückenden Euripides herfällt, und ihm gegenüberstellt den hochherzigen Äschylos, den Sieger bei Marathon, der die Athener zu neuen Siegen begeistert und bildet.

Krausens Schrift über den Nachdruck scheint mir gar nicht so unbedeutend, wie ich anfangs glaubte, da ich meinte, sie mit Witz oder Laune ab-

fertigen zu können. Ich halte sie vielmehr für äußerst gefährlich, da der Verfasser über die armseligen Bekämpfer des Nachdrucks einen so glänzenden Sieg behauptet. Krause macht den Advocatus diaboli wie ein vollkommener Meister. Den unbedingten Beitritt, den man hie und da seinen scharfsinnigen Gründen nicht versagen kann, benutzt er, ihn auch dort zu erschleichen, wo sich alles Gefühl dagegen empört; und man muß, bei seiner verschmitzten Darstellungsweise, genau Acht geben, um nicht zu übersehn, daß er oft als moralische Person zu reden scheint, wo er alle Moralität mit Füßen tritt.

Heute Abend hab' ich eine große Kindergesellschaft. Ich gebe einen Maulbeerbaum voll herrlicher Früchte Preis, und wenn es dunkel wird, lass' ich einen großen Streif Schießpulver, der sich durch drei Gänge windet, anzünden. Das giebt Jubel über Jubel.

Baireuth, 5. September 1817.

Mein guter Voß! Dein Blättchen war mir der letzte schöne Nachhall vom geliebten Heidelberg, und ich danke Dir recht. Du kannst mich leichter erfreuen als ich Dich; da Du Bekanntes fort- und ich Unbekanntes anspinne.

Der erste Band des Siebenkäs bringt dieses Blättchen mit.

Mein gelehrtes Heidelberg kann ich mir hier nicht ersetzen; bloß das geliebte durch das Leben in der Familie.

Wie wird mich nach einem halben Jahre oder im Frühling das Sehnen nach euern Strömen und Bergen und Herzen quälen! Habe Dank, Du guter warmer Mensch, für alle Deine Liebe und deren Thaten. Es begegne Dir recht oft Dein Ebenbild.

Dein

Jean Paul.

Baireuth, 28. September 1817.

Mein alter guter lieber Heinrich! Diesen Namen lieb' ich besonders; auch weil mein bester (verstorbner) Bruder so hieß. — Durch Deine Briefe wohn' ich ordentlich bei Dir und folglich in Heidelberg noch fort, dessen Vielgestirn mir niemal untergehn soll. — Ich wollte nur, Du hättest sinesisches Seidenpapier den Bogen zu 10 ¼ frankfurter Ellen, worauf die Zeitung gedruckt wird, damit Du Dich weniger kurz zu fassen brauchtest. Deine Urtheile und Menschenabschattungen sind immer treffend. — Der niedrige Krause soll mich nie, wie ein Taucher

die See-enten, zu sich hinunter ziehen. Was ich gegen Nachdruck zu sagen wußte, hab' ich schon im vorjährigen Morgenblatt weitläuftig gesagt. Krause antwortet, wie oft Weiber, meistens auf etwas anderes. — Bemerke, jeder Gedankenstrich bedeutet in meinen Briefen einen Gedanken-Absprung. — Vor den P—s halte ihr monatliches Schweigen bei ein paar Besuchen zusammen mit Deinem Fortschreiben bei Deinen Dekanaten, Professuren, Übersetzungen und 32 Kompaßschreibereien. — Meine Dioskuren-Herzen, Otto und Emanuel, lieben Dich unendlich voraus, so wie meine Caroline. — Stuttgart hol' ich im künftigen Frühling gewiß ein, oder mich der Tod. — Und so lebe denn wohl, Du ächter biederer Mensch!

Heidelberg, 29. Oktober 1817.

Es ist 6 Uhr Morgens, und schon eine Stunde lang geh' ich im Zimmer auf und ab, unruhig, fröhlich und bewegt; es ist mein Geburtstag, und Gott sei Dank, ich kann zu mir sagen: „Nun hast du 38 „Jahre deinen Eltern zur Freude gelebt, und nie eine „Sorge auf ihr Haupt geladen, außer der langen „Zeit, da du siech, elend, ja sterbend warst." Meine Eltern werden mir um 7 Uhr ihren Glückwunsch ge-

ben, ich selbst hab' ihn mir schon in ihrem Namen gegeben, und in meiner Brüder, in Truchseß Namen, und in meines unaussprechlich theuren Jean Paul. Ach! könnt' ich den Glückwunsch aus Deinem Munde empfangen, Du Geliebter! Dreizehn Jahre sind es heute, da schickte der herrliche Schiller — ungefähr um diese Stunde — sein Söhnchen zu mir mit dem Tell, in den er gar freundliche Worte geschrieben hatte. Wie heimlich war ich mit meinem Geburtstag gewesen, weil ich meinen Schülern, die mich zwei Monate vorher so reichlich beschenkt hatten, nicht neue Lasten aufwälzen wollte! Aber Schiller hatte nach Helmstädt schreiben lassen, und dorther von Bredow mein Geheimniß erfahren. Nun mußt' ich den ganzen Tag bei ihm sein, und eine Feier veranstaltete er mir — nun wahrlich, seinen Sohn hätt' er nicht festlicher feiern können. Ach! es war das erstemal, daß ich diesen herrlichen Mann an meinem Geburtstage sah, und das letztemal; denn nicht volle 6 Monate darauf trug ich ihn unter heißen Thränen an die letzte Stätte, wo er nun in Frieden schlummert. So lang ist er todt, und noch immer erstirbt meine Liebe zu ihm nicht, und kehrt mein Geburtstag wieder, so wird die Liebe am innigsten und regsten. Ich habe schon den Tell, der in einem eignen Bo-

schlosse ruht, hervorgeholt, und kann mich nicht satt sehen an Schillers freundlichen Worten, und an der Haarlocke. Und da ist mir's, als stände er lebend vor mir der freundliche, ruhige, immer sich gleichbleibende, herzliche Mann, den ich nicht bloß in fröhlichen Augenblicken sah, sondern, auch in den traurigsten, den ich — o wie oft! — auf die Maskerade geleitete, und nachher in den Tagen der Krankheit, als recht treuer Pfleger bei Tag' und bei Nacht, ans — Grab. Noch in jeder Minute kann ich mir seine ganze Gestalt vors Auge führen, was mir nicht mit allen Menschen gelingt, die mir lieb waren oder sind. — Theurer Jean Paul, Dir mußt' ich das sagen, was mir sonst als ein Heiligthum im Herzen verschlossen ruht, Deine Locke, dies theure Geschenk Deiner trefflichen Karoline, liegt ja neben der Schillerschen, und keinen liebte ich nach Schillers Tode so innig, so heiß, als meinen Truchseß und Dich. Ich fühlte mich, als Du mich diesen Sommer auf meinem Zimmer überraschtest, und ich Dir zum erstenmal in das freundlich-helle Auge sah, bei aller Schüchternheit, die mich noch jetzt bei einem Wesen umfängt, das so hoch über mir steht, doch sogleich auf ewig an Dich gefesselt. Bleibe mir gut, Du edlen, freundlicher Bruder, bleibe mir gut, darum bitt'

ich Dich an meinem Geburtstage; so lange wenigstens, bis Du etwas Schlimmes von mir vernimmst; und bei Gott! das soll nie geschehen.

Nun hab' ich meine Eltern gesprochen, und beide haben mich mit der vollen Kraft ihrer reichen Liebe als Neugeborenen begrüßt. Meine gute Mutter will mir mit Gewalt etwas schenken, und ich soll wählen. Ach! du liebe Mutter, bin ich denn nicht reich und selig genug, daß ich dich wieder habe, dich, die du vor kurzem in Lübeck dem Rande des Todes nahe warst? Aber mir selber hab' ich heute etwas schönes geschenkt, und ich werd' es am Geburtstage meiner Mutter der wiederschenken, damit es mein noch schöneres Eigenthum werde, — Jean Pauls Titan. Seit ich Dich kenne, hab' ich einen Genuß in Deinen Schriften, wie ich ihn noch nicht ahnte. So geht es vielen.

So eben haben sich auf einmal 14 Zuhörer zu meiner Horazvorlesung gemeldet; 10 hatte ich schon, und mancher kömmt noch bis zum 3. November. In meinem Publikum (Aristophanes Frösche) hab' ich einige 60. Das alles freut mich, nicht sowohl der Einnahme wegen — was mich wenig kümmert, da ich auch ohne Collegiengelder leben kann —, sondern weil es begeisternd ist, vor vielen zu lesen. Ich

wollte, mein theurer Jean Paul hospitirte zwei Stunden bei mir, schüchtern sollt' er mich nicht finden, wohl aber vom Geiste so hoher Dichter ergriffen.

Ein Prediger in Kurland äußert mir in einem Briefe sein Mißfallen über den von mir angezogenen Vers aus dem Horaz auf dem Jean Paulschen Doctordiplom: Qualem (nicht quo, wie in einer Kurländer Zeitung abgedruckt steht) terra non candidiorem tulit. Er meint, ich hätte Jean Paul höher gestellt, als die lautersten Menschen vor ihm, und ein solches Prädikat müßten Christen keinem Menschen geben. Ich habe dem guten Mann zurückgeschrieben, und ihn über die unschuldigen Worte, die ihm ein Ärgerniß sind, zu beruhigen gesucht. Jene goldenen Worte waren und sind mein stetes Gefühl bei Jean Paul, wie ehemals bei Schiller; denn solche Zuverlässigkeit giebt's — wie wir sprichwörtlich sagen — auf Erden nicht. Ich habe ein wunderbar treues Gedächtniß für solche Kernsprüche, deren sich mir unwillkührlich tausende eingeprägt haben. Erscheint mir nun im Leben ein Gegenstand, auf den etwas davon paßt, so macht sich die Anwendung in mir von selbst, und so kam es, daß sich gleich nach Deiner Bekanntschaft jener horazische Vers in mir regte, ich möchte sagen, wie eine geistige Musik in mir abspielte, bis er endlich

kant ward auf jenem Blatte. — So kommt' ich an dem Tage, wo Dörnberg ankam, den Shakspearschen Vers, den ich wahrhaftig nicht witzig gesucht hatte, gar nicht los werden:

I might call him
A thing divine, for nothing natural
I never saw so noble.

Das ist Eigenschaft in mir, die ich ablegen nicht einmal könnte, wenn ich auch wollte. Daß man keinen Menschen über die Gebühr verehren müsse, das braucht' ich übrigens von einem Christen aus Kurland nicht zu lernen, das wußt' ich zur Noth aus dem Heiden Äschylos, dessen Agamemnon so schön spricht:

Ich sag', als Menschen, nicht als Gott verehret mich;

der ferner die erhabenen Perser dichtete, dies Heiligthum der eben so furchtbaren als freundlichen Nemesis; das wußt' ich aus Pindar, Xenophon und unzähligen andern vom heiligen Geist erleuchteten; das wußt' ich, was noch besser ist, aus mir selber, der ich wahrhaftig nicht zu einer freiwillig übernommenen Knechtschaft auf die Erde gesetzt bin.

Jetzt bin ich fertig mit den Anmerkungen zum Sturm Shakspeare's. Das Wunderbare hat Shakspeare doch meisterhaft mit dem Wirklichen und Na-

türlichen verschmolzen, und ein Meisterstück ist die Rede, die Ariel als Harpye an die Sünder hält. Er donnert ihnen die Stimmen ihres eigenen Gewissens in die Seele, und am Ende hat der Schuldigste von ihnen seine Stimme am lautesten gehört, der minder Schuldige weniger laut, und der unschuldige, redliche Gonzalo gar nicht, ja dieser, und die zwei harmlosen aber unbedeutenden Kavaliere, des Ariel Erscheinung nicht einmal gemerkt. Und wie liebenswürdig und rein menschlich erscheint Prospero das ganze Stück durch! Er als Zauberer, wie der afrikanische in der 1001 Nacht, hätte unserm Gefühl zu ferne gestanden; der Dichter läßt daher des Prospero Zauberei bloß im Mantel, im Buch, im Stabe und in anderem Außenwerk liegen, und er selbst ist bloß der Weise, der Unbescholtene, der Redliche, der Herzliche. Die Sturmscene malt den fürchterlichsten Sturm, ohne ihn zu nennen, in der Angst, im Gewühl und Getümmel der Schiffer sehn wir ihn. Fletcher, mein Abgott in the days of old, wollte Shakspeare überbieten: er läßt Prachtreden über den Sturm halten, aber alle seine hochgestapelten Wellen, Delphine, die an des Mondes Horn hängen u. s. w. malen nichts. Bei Shakspeare erwachen zwei Schläfer im Augenblick der Gefahr, bei Fletcher eine Schlä-

ferin. Jenen summt Ariel ein holdseliges Liedchen ins Ohr, und wir sehen den Grund des Erwachens; diese erwacht wie ein wahrer deus ex machina, ohne auch nur einen warnenden Traum gehabt zu haben. Das nenn' ich mir Nachahmer. Wäre Fletchers Seereise jetzt geschrieben, ich wollt' ihn züchtigen, daß er in Antikritiken um Gnade flehn sollte. Aber züchtigen möcht' ich mich selbst, daß ich diese Seereise übersetzt habe. Ich that's 1804, wo ich nach Weimar kam, um mich zu üben. Nachher überließ ich das Stück meinem Freunde Kannegießer, und erlaubte ihm zugleich die Ehre davon auf seinen Namen zu laden. Seit 1806 habe ich Beaumont und Fletcher (vier bis fünf Stücke ausgenommen) verschworen, wie Prospero die Zauberei.

Vierzehn Morgendoppelstunden hab' ich der Durchsicht von Gries el mayor monstruo amor geschenkt, und mich trotz dem spanischen Nonsens und dem zwölfzentnerschweren und zweimeilenhohen Bombast einzelner Stellen einer herrlichen Dichtung gefreut. Ich bin dem Calderon von Herzen gut, ja ich verehre ihn, besonders sein la vida es sueño, den standhaften Prinzen, und mehrere der unübersetzten Stücke, so viel ich deren einmal las, um Gries zu einer Wahl zu verhelfen. Aber die thun meines Bedünkens sehr

Unrecht, die ihn, der durchaus keinen scharfgeprägten Charakter aufzustellen weiß, einem Shakspeare an die Seite stellen, ja ein Frevel ist es mir. Mich ergreift und entzückt das ahnungsvolle, das mystische, das phantastische in Calderons Dichtungen, der Duft und Schmelz der Blumen, woran C. mit südlicher Wollust saugt, das bunte, zaubrische Farben- und Bilderspiel, das selbst da noch immer symbolisch bedeutsam bleibt, wo es sich in Abentheuerlichkeiten zu verlieren und aufzulösen scheint. Aber wenn ich über Shakspeare komme, der in die letzten Tiefen der menschlichen Natur kühn hineindringt, der das Leben nach allen Dimensionen in allen Farben zeigt —, da ist von keinem Entzücken mehr die Rede, da ist meine ganze Seele ihm ergeben, und ich fühle mich voll Verehrung gegen die Natur und die Gottheit. Man sollte nicht vergleichen. Das mir vorliegende Stück enthält einen Schicksalsdolch, wie Werners überladene Tragödie ein Schicksalswasser, und die Hauptpersonen sind der Tetrarch Herodes mit seiner schönen Mariamne, aber ganz als Spanier verkleidet an Geist, Tracht und Sitte. Da wimmelt es von förmlichen Disputationen, Spitz- und Witzspielen nach architektonischer Symmetrie, da hüpfen und tanzen und klingen Sonette, Terzerinen und

anderes Zeug, das mir Graun machte, weil dabei mein kritisches Talent in Anspruch genommen ward, und ich durfte meinen Freund doch nicht in der Noth lassen. Ich glaube steif und fest, die Spanier haben ein Organ mehr, als wir bestie tedesche; denn mir ward ganz spanisch im Kopf bei den spitzfindigen Argumentationen des Herodes, die einem wie Quecksilber unter den Händen weggehen, zumal in einer vom Dichter so los' und locker behandelten Sprache.

Bei der Gelegenheit hab' ich denn auch die berühmte, von Schlegel so gepriesene Aurora de Capocavana gelesen, zu deren Lobe sich die neuen Dichterlinge erschöpfen, wahrlich bloß auf Schlegels Authorität und des schönen Namens wegen, der ein Thal in Peru bezeichnet; denn gelesen hat sie keiner. Ich gestehe, mir hat diese Aurora durchaus mißfallen. Der Gegenstand ist groß; es ist die Entdeckung von Peru und der Sieg der christlichen Religion über das Heidenthum. Aber eben über einen so großen Gegenstand hätte ich von Calderon etwas vorzüglicheres erwartet. Auch giebt der erste Akt zu großen Erwartungen Anlaß. Hernach aber sinkt das Stück immer mehr, und der dritte Akt, der mit den beiden ersten gar nicht zusammenhängt, ist bis zum Lächerlichen abgeschmackt. Die personificirte Abgötterei spielt in

dem ganzen Stück eine wichtige Rolle; an Engelerscheinungen, Kreuzen u. dgl. fehlt es auch nicht. Das mag der Grund sein, warum gewisse Leute das Stück so erhoben; mir indeß ist diese Katholikerei ein wahrer Greuel. Aber auch aus katholischem Gesichtspunkte betrachtet, steht die Aurora tief unter der Andacht zum Kreuze. Bei dieser liegt eine Idee zum Grunde, aus welcher das ganze Stück organisch erwächst. In diese Idee kann ich mich — freilich mit Mühe — hineinversetzen, und begreife dann, wie das Stück eine ganze Nation in ewigem religiösen Staunen erhalten kann. Die Aurora dagegen ist ein Unzusammenhängendes von einzelnen Scenen und Akten, und was ist's endlich? nichts als daß Ein Aberglaube durch einen anderen noch viel tolleren vertrieben wird. — Ich fühle es nur zu sehr, daß ich der sogenannten klassischen Welt angehöre, und eigentlich nur mit dem großen Zeh in der Romantik fuße. Doch genügt mir das, mir ganz herrliche Genüsse zu verschaffen, die der entbehrt, der die ganze Romantik mit Haut und Haar von sich weiset.

Schlegel ergießt sich mit elegantem Entzücken über das endlose Labyrinth mythischer Bezauberungen im Calderon. Aber ich versichere Dir, in den 8—12 Stücken, die ich außer den übersetzten kenne, herrscht

hin und wieder die größte Monotonie, und Schlegel und Gries haben recht auswählen müssen, um nicht auf Stücke zu treffen, die nicht überall sich in spanischen Gemeinplätzen berühren. Auch ist die Sprache keineswegs so schön und correct, wie Schlegel will, der behauptet, im ganzen Calderon wäre nicht Eine verwahrloste Zeile. Solche Unwahrhaftigkeit aus lieber Langeweile, da Schlegel nie einen ganzen Calderon mit Augen gesehn, verdrießt mich. Ich habe oft im Calderon Zeilen gesehn, die keinen Hauptbegriff enthielten, sondern eitel Nebenbegriffe, und ist das poetisch zu rechtfertigen? Calderon ist als Stilist nicht mit Cervantes, dem kunstreichen Arbeiter, zu vergleichen, sondern mit Lope de Vega, der seine Stücke aus dem Ärmel schüttelte.

Neulich las ich auch den Yngurd von Müllner zu Ende, und mir juckten ein wenig die Finger dabei, die Finger der rechten Hand nämlich, welche Recensionen schreibt. Ich fühlte einen gewissen Ingrim bei dem Gedanken, wie Müllner sich in Journalen so gewaltig spreizt, und so erhaben auf andere herabsieht; seine Aussprüche lauter Orakel! Und was ist dieser Yngurd anders, als eine schwache Travestirung des Königs Johann? Dort aber statt eines Oscar, dem, wie einem Jungen auf alten Bildern,

dem ganzen Stück eine wichtige Rolle; an Engelerscheinungen, Kreuzen u. dgl. fehlt es auch nicht. Das mag der Grund sein, warum gewisse Leute das Stück so erhoben; mir indeß ist diese Katholikerei ein wahrer Greuel. Aber auch aus katholischem Gesichtspunkte betrachtet, steht die Aurora tief unter der Andacht zum Kreuze. Bei dieser liegt eine Idee zum Grunde, aus welcher das ganze Stück organisch erwächst. In diese Idee kann ich mich — freilich mit Mühe — hineinversetzen, und begreife dann, wie das Stück eine ganze Nation in ewigem religiösen Staunen erhalten kann. Die Aurora dagegen ist ein Unzusammenhängendes von einzelnen Scenen und Akten, und was ist's endlich? nichts als daß Ein Aberglaube durch einen anderen noch viel tolleren vertrieben wird. — Ich fühle es nur zu sehr, daß ich der sogenannten klassischen Welt angehöre, und eigentlich nur mit dem großen Zeh in der Romantik fuße. Doch genügt mir das, mir ganz herrliche Genüsse zu verschaffen, die der entbehrt, der die ganze Romantik mit Haut und Haar von sich weiset.

Schlegel ergießt sich mit elegantem Entzücken über das endlose Labyrinth mythischer Bezauberungen im Calderon. Aber ich versichere Dir, in den 8 — 12 Stücken, die ich außer den übersetzten kenne, herrscht

hin und wieder die größte Monotonie, und Schlegel und Gries haben recht auswählen müssen, um nicht auf Stücke zu treffen, die nicht überall sich in spanischen Gemeinplätzen berühren. Auch ist die Sprache keineswegs so schön und correct, wie Schlegel will, der behauptet, im ganzen Calderon wäre nicht Eine verwahrloste Zeile. Solche Unwahrhaftigkeit aus lieber Langeweile, da Schlegel nie einen ganzen Calderon mit Augen gesehn, verdrießt mich. Ich habe oft im Calderon Zeilen gesehn, die keinen Hauptbegriff enthielten, sondern eitel Nebenbegriffe, und ist das poetisch zu rechtfertigen? Calderon ist als Stilist nicht mit Cervantes, dem kunstreichen Arbeiter, zu vergleichen, sondern mit Lope de Vega, der seine Stücke aus dem Ärmel schüttelte.

Neulich las ich auch den Yngurd von Müllner zu Ende, und mir juckten ein wenig die Finger dabei, die Finger der rechten Hand nämlich, welche Recensionen schreibt. Ich fühlte einen gewissen Ingrim bei dem Gedanken, wie Müllner sich in Journalen so gewaltig spreizt, und so erhaben auf andere herabsieht; seine Aussprüche lauter Orakel! Und was ist dieser Yngurd anders, als eine schwache Travestirung des Königs Johann? Dort aber statt eines Oscar, dem, wie einem Jungen auf alten Bildern,

Zettel mit Sprüchen aus der neuen Schule aus dem Munde gehn, ein Arthur (der Name erinnert an alles Holde und Liebliche), statt einer Brunhilde eine Constanze, und statt eines unbedeutenden Gyldenberg ein Pandulpho und Könige und ganze Städte, die im lebendigsten Leben das Spiel der Welt spielen. Und welche Plattheiten der Ritter und Schiffer! — Einem Verehrer von Müllnern sagte ich, er schiene mir dem auf der einen Seite schwarzen, auf der andern Seite weißen Mann gleich, den einer der Ptolemäer aus Asien brachte, um mit ihm Effect auf der Bühne zu machen. Das Volk wandte sich mit Entsetzen von ihm. Wenn Müllner die Kunst erfindet, Mohren zu bleichen, so kann er sich noch einmal vollständig durchweißen; ich fürchte aber, er wird eher über und über schwarz werden.

Ich weiß sehr gut Scherze von bitteren Satiren zu unterscheiden, auch wenn der Scherz, selbst der sehr muthwillige, meine Liebsten, meinen Vater, betrift. Spricht aber einer mit bitterer Unehrbietigkeit von meinem Vater, verkennt absichtlich gegen bessere Überzeugung diesen edelsten der Männer, lästert ihn — ja, dann bin ich hart und unversöhnlich.

Baireuth, 5. November 1817.

Du lieber Heinrich! Die Buchhändlergelegenheit, die Dir den Brief zubringt, beweiset Dir zugleich, wie wenig ich jetzo etwas anderes schreiben kann als Bücher. Nimm daher vorlieb mit dem eiligsten Durcheinander, obgleich Deine köstlichen Briefe — diese wahren zweiten, dritten u. s. w. Bände meines Heidelberger Lebens — etwas Besseres und Längeres verdienen. Nur, Guter, schone mehr Deine Augen als Porto und Papier. In 2 Jähren kannst Du Deine Briefe, in 3 das Griechische nicht mehr lesen und später nichts mehr als ein gutes Herz. Ich flehe Dich an, schreib weitläuftiger; auch Emanuel, der Dich so liebt und liest, bittet mit; und Du, bitte Deine Seelenmutter, Dich darum zu bitten. — Jetzo das Durcheinander! Im künftigen Frühling, wenn mich nicht der Ewige weg- und aufgezogen, drück' ich gewiß zwei theuere, warme und reiche Hände an mich, die Deiner Eltern; und dieses helle Zwillingsgestirn soll mir noch mit in den Heidelberger Sternenhimmel aufsteigen. — Der innigste Dank gehört Dir für die Korrektur (des Siebenkäs), da mich immer die Druckfehler als Läuse wie einen Herodes und Sulla fressen und Du so scharf kämmst. Reichstag ist recht; da vom Reich nichts geblieben als dieses S (wie ein S

sanctum), und es nun zu einem nom. propr. gediehen. Du triffst immer meinen Wunsch und Sinn; aber Deine Arbeit und Deine Augen schmerzen mich. — Schumachers Darstellung in der eleganten Zeitung ist (seine Paulolatrie abgerechnet, die auch Deine Ketzerei ausmacht) vortrefflich und die Farben des Witzes und der Phantasie und die Gewandheit in der Anordnung verrathen den Dichter. — Wie werd' ich das zweitemal in den Heidelberger Herzen schwelgen, da gar zwei neue schönste dazu kommen! Gott gebe mir diese Freude nur zum zweiten male; zum dritten verlang' ich's nach meinem Dualis-Glauben ohnehin nicht. Wenn ein Mensch sehr oder gar zu sehr geliebt wird, so thut ihm sein künftiges Sterben ordentlich weh, weil er weiß, daß er damit größern Schmerz gibt, als er mit dem Leben Freude geben konnte. Man sollte unbemerkt verschwinden können. — Emanuel will mit mir und Otto Deine Geburtsfeier nachfeiern. — Ich arbeite an »Saturnalien« für das Morgenblatt 1818, und bin umstrickt, ja durchwachsen von Arbeiten. — Herzlich sei'n Vater und Mutter gegrüßt. Lange bleibe Dir das größte Glück!

Heidelberg, 2. December 1817.

Schon eine Stunde lang lieg' ich und laur' ich auf das Mädchen, die mir noch vor fünfe des Morgens Licht und Holz für den Ofen bringt. Nun hab' ich beides. Ich fühle den Winter, der an mein Fenster bläset; aber die treue Flamme brennt lustig im Ofen, und mit ihr ist auch der Winter mein Freund. Es soll gewaltig geschneit haben; noch seh' ich nichts durch das dicke Dunkel; aber ich freue mich des Anblicks, den mir der anbrechende Tag zeigen wird, der weißen Berge und der dickgepuderten Bäume. Und wenn ich dann den Himmel sich in Schneeflocken auflösen sehe, und neben mir der Ofen knattert, da arbeitet sich's leicht und schön und gemüthlich. Noch immer spielen die Knabenempfindungen in die männlichen Arbeiten hinein. Ich denke, nur frisch zugelernt, dann geben die Eltern Erlaubniß, Schlittschuh zu laufen, auf der Schneebahn im kleinen Schlitten lustig hinzufahren, und da kann mich's mit Wonne durchschauern, wenn ich den Neckar im Froste knacken höre, wie ehemals den Eutiner See. Grade der Decembermonat ist mir der behaglichste, weil er die Freuden des heiligen Christmonats enthält, die mir noch immer so bunt, so lichthell, so feierlich still, so geheimnißvoll vor der Seele stehn; und weil der De-

cember der letzte Monat im Jahr ist. Jedem Neujahrstage seh' ich mit einer Art von Bangigkeit, ja mit Schauer entgegen, wenn er nahe vor mir steht. Aber im December fühle ich mich noch so recht sicher. Mir ist, als säß' ich mit allen Freunden und Bekannten im engen Stübchen, und hörte Gespenstergeschichten und Musik, während in unsrer Mitte die Punschbole dampft. Das Gespräch wird herzlich und immer herzlicher, wie die Empfindung, und man genießt es so recht mit warmem Danke, wieder ein altes gutes Jahr verlebt zu haben, und das Jahr selbst ist unser froher Mitgast im engen Stübchen, und wir sehen ihm lächelnd ins freundliche alte Angesicht. Aber am Ende wird das Herz schwer, wenn es ans Scheiden geht. Noch haben wir Eine Stunde, eine halbe, eine Viertelstunde des Beisammenseins; jetzt ach! nur fünf Minuten, nur noch ein paar, und der finstre Glockenmann regt sich schon, um die ernste Stunde zu schlagen. Ach! da wird's unheimlich, und wenn ganz Europa jubelt: Vivat das neue Jahr! grade in dem Augenblicke schwindet das liebe freundliche alte Jahr, schwindet die heitere Gesellschaft, versinken die Wände des kleinen Stübchens, und ich stehe vor einem unermeßlichen Nichts, vor einem Ocean ohne Ufer!

Bayreuth, 18. December 1817.

Mein geliebter Heinrich! Etwas muß ich doch von Deinen schönen Briefen beantworten — wenn ich auch in der Eile ihren ästhetischen Werth nicht vergelte. — Spanische Poesie ist unübersetzbar, und zum Theil die italienische; der Dante von Bachenschwanz ist mir in anderer Hinsicht tausendmal lieber als der von Kannegießer. Aber den Homer und Virgil brachte doch Dein Vater mit schweren klingenden Schätzen zu uns herüber. — Yngurd ist im bösen Sinne eine Müllners Schuld selber; ist weder zu sehen, noch zu lesen; aber er rechnet, wie all' das neue Schreibvolk, seinen Schatten zu seiner Statur. — Roberts Gedichte gegen Napoleon sind mir ein leeres Sonnetten-Feuerwerk ohne Wärme; aber seine Jephta scheint mir trefflich. Rückert steht lyrisch hoch über ihm; nur übertäubt die Instrumentalmusik der Sonnette seine dichterische Vokalmusik. Die meisten jetzigen Sangvögel singen nach einer Drehorgel von Mustern, nicht aus heißem Bruttrieb, wie die Nachtigall. — Dem lieben Geib kann ich nichts geben. Mit jeder neuen Monat u. s. w. schrift bekomm' ich einen neuen Feind, weil ich Mitarbeiter sein soll; und nie kann und darf, wenn ich nicht alle Kräfte und Genüsse höherer Arbeiten zersplittern will. — Wie spät komm'

ich in diesem Briefe auf Deine wahrhaft poetische Musik, welche Du vom alten Jahre in das neue verknüpfend überklingen lässest. Bewahre Dir, Du treuer Bruder, Dein warmes, festes, reines Herz; dann brauchst Du keinen Neujahrswunsch weiter. Grüße alle, die Dich und mich lieben, und folglich alle Grüßenden von

Deinem J. P.

Heidelberg, 25. December 1817.

Der heutige und gestrige Tag haben mich zurückversetzt in die früheren Jahre der Kindheit, und ich kann noch gar nicht heraus. Ich weiß noch, mit welcher Ehrfurcht ich des Christkindes gedachte, das ich mir als einen violetten kleinen Engel mit rothgoldenen Flügeln vorstellte, aber seinen Namen wagte ich nicht auszusprechen; bloß gegen meine Großmutter konnt' ich's, die mir noch ehrwürdiger schien. Mehrere Tage vor dem heiligen Abend war ich still in mich gekehrt, aber nie ungeduldig. Rückte aber die heilige Stunde heran, da wuchs die Ungeduld fast bis zum Zerspringen des Herzens. O wie viele Jahrhunderte vergingen, bis endlich die Glocke erschallte. Dann rannten wir Kinder, und ha! wie ward uns, als wir in den hellerleuchteten Saal tra-

ten, und jeder vor seinen Platz. Einmal stand ich vor Entzücken und konnte nicht jubeln und nicht weinen. Meine Grossmutter stand hinter mir, und rief immer auf Plattdeutsch: »So freu di doch, du dumme Jung!« und ich schämte mich, daß ich mich nicht freuen konnte, und ahnte zugleich, daß mir durch den Vorwurf Unrecht geschähe. — Man tadelt es vielfach, daß den Kindern so viel vom Christkindchen gesagt wird; man will ihnen gern nichts als Vernunft geben. Ich finde darin nichts tadelnswerthes, wenn man nur nicht übertreibt und faselt. Auf mich z. B. hat es unendlich wohlthätig gewirkt, daß mein Vater mir einmal eine schöne Engelgeschichte erzählte. Ich war etwa 5 Jahr, und hatte aufgeschnappt, daß mein Vater ein Dichter wäre. Nun ließ ich mir beschreiben, was ein Dichter sei, und da kriegte ich erstaunenswerthes zu hören, unter andern, daß ein Dichter Federkiele aus Engelsflügeln hätte. Wie oft hab' ich die Schreibfedern meines Vaters mit Staunen betrachtet; aber nie wagt' ich sie anzurühren. — In späteren Jahren gewannen meine Weihnachtsfreuden andere Gestalt, seitdem Stolberg in Eutin lebte, den ich ganz unaussprechlich liebte, in dessen Gegenwart zu sein, ich, der spielfrohe, jedem Kinderspiele vorzog, dessen Händedruck mich bis ins innere Mark durchschauerte.

Dieser Mann gab mir sehr frühe Unterricht im Englischen, und als ich 14 Jahr alt war, forderte er, ich sollte Shakspeare lesen, und mit dem Sturm anfangen. Das geschah, etwa 6 Wochen vor Weihnachten, und am zweiten Weihnachtstage war ich bis an die Maske von Ceres und Juno gekommen. Damals war ich sehr kränklich. Meine Mutter hatte Stolberg gebeten, er möchte mich dann und wann auf Spazierfahrten mitnehmen. Das geschah an diesem Tage. Eben wollt' ich anfangen, die Maske zu lesen, da hielt der Wagen, und Stolberg rief mir freundlich zu: »Komm, lieber Heinrich.« Und ich, wie ein Rasender stürzte ich hinaus und in den Wagen hinein. Nun wogte und wühlte es in meinem Herzen. Himmel, wie schwatzte ich dem armen Stolberg die Ohren voll von Shakspeare; und der freundliche Mann ließ sich alles gefallen, und war nur froh, daß Shakspeare bei mir Feuer gefangen. Als wir zurückfuhren, war meine einzige Sorge, der Wagen möchte vor zwölf Uhr, unsrer Essenszeit, an unsrer Thür halten. Aber Gottlob! es schlug halb eins, als wir noch bei der Fissauer Brücke waren. Nun durfte ich bei Stolberg essen. Ich saß neben ihm, und weiß noch die Gerichte. Wie schmeckte mir nun der Shakspeare, als ich in der Dämmerung zu

ihm zurückkehrte. Seit der Zeit sind Shakspeare's Sturm, Weihnachten und Stolberg in meiner Phantasie ununterscheidbar verschmolzen oder in Eins gewachsen. Kommt der heilige Christ, so muß ich, durch innere Nothwendigkeit getrieben, den Sturm lesen, wiewohl ich ihn auswendig weiß, und auf der Zauberinsel jedes Gräschen und Hälmchen kenne. Und das, Du theurer Jean Paul, soll heut Nachmittag von neuem geschehn. Fiele meine Todesstunde aufs Christfest, sie würde mich bei Shakspeare's Sturm überraschen.

Über Calderonsübersetzung geb' ich Dir nicht recht. Schon Schlegel hat musikalisch viel geleistet; unendlich mehr Gries, den Du wohl noch wenig kennst. Ich verweise unter andern auf Th. I S. 280 ff. und die herrlichen Ottaven S. 295. Das ist wahre Seelenmusik und alles übrige harmonirt.

Gestern las ich, welche Mühe es dem Dolmetsch gekostet, den Japanesern den Ausdruck in einer russischen Erklärung begreiflich zu machen: »man wolle ihr Reich bis in die Grundvesten erschüttern.« Armer Jean Paul! wie schlimm würdest Du daran sein, wenn Du bloß Japaneser zu Lesern hättest. Sie würden Dir jedes Bild, nicht bloß das kühne, streichen. —

Dieser Mann gab mir sehr frühe Unterricht im Englischen, und als ich 14 Jahr alt war, forderte er, ich sollte Shakspeare lesen, und mit dem Sturm anfangen. Das geschah, etwa 6 Wochen vor Weihnachten, und am zweiten Weihnachtstage war ich bis an die Maske von Ceres und Juno gekommen. Damals war ich sehr kränklich. Meine Mutter hatte Stolberg gebeten, er möchte mich dann und wann auf Spazierfahrten mitnehmen. Das geschah an diesem Tage. Eben wollt' ich anfangen, die Maske zu lesen, da hielt der Wagen, und Stolberg rief mir freundlich zu: »Komm, lieber Heinrich.« Und ich, wie ein Rasender stürzte ich hinaus und in den Wagen hinein. Nun wogte und wühlte es in meinem Herzen. Himmel, wie schwatzte ich dem armen Stolberg die Ohren voll von Shakspeare; und der freundliche Mann ließ sich alles gefallen, und war nur froh, daß Shakspeare bei mir Feuer gefangen. Als wir zurückfuhren, war meine einzige Sorge, der Wagen möchte vor zwölf Uhr, unsrer Essenszeit, an unsrer Thür halten. Aber Gottlob! es schlug halb eins, als wir noch bei der Fissauer Brücke waren. Nun durfte ich bei Stolberg essen. Ich saß neben ihm, und weiß noch die Gerichte. Wie schmeckte mir nun der Shakspeare, als ich in der Dämmerung zu

ihm zurückkehrte. Seit der Zeit sind Shakspeare's Sturm, Weihnachten und Stolberg in meiner Phantasie ununterscheidbar verschmolzen oder in Eins gewachsen. Kommt der heilige Christ, so muß ich, durch innere Nothwendigkeit getrieben, den Sturm lesen, wiewohl ich ihn auswendig weiß, und auf der Zauberinsel jedes Gräschen und Hälmchen kenne. Und das, Du theurer Jean Paul, soll heut Nachmittag von neuem geschehn. Fiele meine Todesstunde aufs Christfest, sie würde mich bei Shakspeare's Sturm überraschen.

Über Calderonsübersetzung geb' ich Dir nicht recht. Schon Schlegel hat musikalisch viel geleistet; unendlich mehr Gries, den Du wohl noch wenig kennst. Ich verweise unter andern auf Th. I S. 280 ff. und die herrlichen Ottaven S. 295. Das ist wahre Seelenmusik und alles übrige harmonirt.

Gestern las ich, welche Mühe es dem Dolmetsch gekostet, den Japanesern den Ausdruck in einer russischen Erklärung begreiflich zu machen: »man wolle ihr Reich bis in die Grundvesten erschüttern.« Armer Jean Paul! wie schlimm würdest Du daran sein, wenn Du bloß Japaneser zu Lesern hättest. Sie würden Dir jedes Bild, nicht bloß das kühne, streichen. —

Den 27. December. Ich war sehr fleißig bis zur Dämmerung, die mich jetzt auf die Mannheimer Ebene ladet. Altes Jahr, warum eilst du so bald zu Ende? Nur wenige Tage noch, aber die sollen ernstfreudig genossen werden. Die Römer mischten unter ihre Rosen beim Gastmal die kurzlebende Lilie, und den Eppich, die Todtenblume; die Ägypter trugen bei Gastmälern eine Mumie herum. Das war herrlich! Sie schützten die Freude vor Übermaß, sie heiligten sie. Ich begreife nicht, wie man mit so gar rauschender Freude ins neue Jahr hineinstolpern mag, und viele sind, die viel darum gäben, wenn sie die Zeit bis zur Taumelstunde verschlafen oder ganz vernichten könnten. Jede Zeit ist kostbar, die kostbarste die letzten Tage vor jedem bedeutenden Zeitabschnitte. Mein theurer Jean Paul, könnt' ich diese Zeit in Deiner Nähe verleben! Stören wollt' ich Dich nicht in der Arbeit; aber nach vollendeter Tagesarbeit wollt' ich Dir recht ordentlich die Hand drücken, und Dir in Dein freundliches Auge schaun. Doch nah oder fern, mit dem Gedanken an Dich, Du Theurer, an Truchseß und wenige andere, und vor allen an meine Eltern will ich das neue Jahr in der ernsten Mitternachtsstunde erwarten.

Den 31. December. Das gute alte Jahr rollt

immer mehr ab; es will sich nicht halten lassen. Habe Dank, freundliches altes Jahr, daß du mir den herrlichen Jean Paul schenktest. Es will finster werden: Die letzte Sonne des Jahrs ist untergegangen, aber der letzte Abend noch nicht; der soll noch genossen werden. — — Ich bin aufgeblieben. Da schlägt es zwölf. So lebe denn auf ewig wohl du altes Jahr. Gute Nacht, theurer Jean Paul.

Dein

Heinrich Voß.

Heidelberg, 14. Januar 1818.

Ich habe nun das neue Jahr mit Vertraun angetreten, und bin schon ziemlich vertraut mit dem neuen Freunde. Besser als das vorige wird es mir nicht, aber nur so gut, wünsch' ich; und vor allem führ' es uns den theuren Jean Paul wieder zu.

Den herzlichsten Dank für Deine Saturnalien. Da hast Du einmal wieder Dich selbst gegeben, wie immer, oder doch meist immer. Mit einer hervorquellenden Thräne las ich den Anfang. Diese ernsten, erhabenen Betrachtungen hast Du mir aus der Seele geschrieben, aber nie lagen sie in meiner Seele so. Du verstehst es recht, unsern Ahnungen Worte zu leihn; aber daß Du eben so schreibst, wie wir,

wenn wir's lesen, auch glauben schreiben zu können, das macht Dich uns andern so liebenswerth.

Gewaltig fleißig bin ich diese 14 Tage gewesen, sowohl am Aristophanes, als mit der Durchlesung des Athenäus, jenem zu lieb. Jetzt aber muß ich zweien Herren zugleich dienen. Bis 9 Uhr Morgens arbeit' ich am Aristophanes. Von 10 Uhr an, wenn ich aus dem Colleg komme, gehör' ich dem Shakspeare an, die Zeit ausgenommen, die meine Collegien fodern. Auf eine Vorrede sinn' ich, die Dir hoffentlich Freude machen soll; wenigstens nichts werd' ich niederschreiben, wenn mir mein Herz nicht sagt: das ist deinem Jean Paul recht. Ich bin nun an der letzten Durchsicht des Horliz-Stückes; jeder Deiner Winke wird benutzt; mir liegt jede Deiner Bemerkungen noch im Sinne, als wäre sie gestern gesprochen. Ich ärgre mich Abends, wenn ich zu Bette gehn soll; Morgens vier Uhr bin ich schon wach, und sobald die Magd kommt einzuheizen, sogleich sitz' ich am Arbeitstisch. — Sind's nun auch nicht eigene Geistesprodukte, die ich fördere — das hat mir die Natur versagt —, so liefr' ich doch was nützliches, und stehe doch nicht in der Klasse solcher Schriftsteller, die bloß das thun, was hundert oder tausend neben ihnen eben so gut thun könnten.

Mein Decanat hab' ich am zweiten abgegeben. Mein Nachfolger M. kam den Tag darauf zu mir, um für die herrliche Führung des Decanats und die Ordnung in den Protokollen und Akten mir Dank zu sagen. Den nahm ich mit Freuden auf. Im Grunde bin ich für dergleichen Geschäfte nicht gut organisirt; sie kosten mir mehr Anstrengung als die Übersetzung eines Shakspearestückes; aber durch festen Willen erzwingt man alles.

Man hat mir die Redaction der Philologie und des Schönwissenschaftlichen in den Jahrbüchern übertragen. Nun bitt' ich Dich recht herzlich, auch einmal wieder eine Recension zu liefern. Von mir wirst Du vorerst nichts lesen, als etwa einige Äschylosrecensionen aus meinen Vorräthen geschöpft, oder kleine Lückenbüßer, die ich zum Scherze auf das Haupt schlechter Scribenten schütte.

Zettel im Sommernachtstraum ist ein prächtiges Wesen. Ein wahrer Romantiker! Besonders, da der Esel auf göttliche Visionen geräth, die er nachher nicht aussprechen kann. Ist wohl je das poetische Unvermögen stammelnder und stotternder gemalt worden? Viele unter den jetzigen Poeten sind ihm gleich, aber keiner ist so ergetzlich.

Welch ein herrliches Stück ist doch der Sommer-

nachtstraum! Ist nicht alles ganz traummäßig gehalten? Die sonderbaren Vertraulichkeiten der vier Liebenden, und alles, was sie thun und sprechen, dürfen gar nicht gemessen werden mit dem Maßstabe des bürgerlichen Wohlstandes (wiewohl auch dieser nie verletzt wird), sondern fügen sich nach der freieren Regel, welche der Raum gestattet. Shakspeare hat in diesem Schauspiel, das nicht ohne Grund Traum heißt, eine solche Verkettung von tollen mäandrischen Wanderungen, grotesken Liebeleien, wilden Hetzjagden und Verfolgungen, derbem Hader und Gezänk und anderem Wirrwarr des äußern und innern Lebens mit so viel mährchenhaftem aus der Feen- und Geisterwelt gepaart, daß wir uns aus der wirklichen Welt heraus gleichsam mitten in eine Traumwelt versetzt fühlen; und bloß deshalb das Einzelne nicht abentheuerlich finden, weil es harmonisch einstimmt in ein Ganzes voll zusammenhängender Abentheuerlichkeiten; so wie uns auch der seltsamste Traum nicht seltsam dünkt während dem Träumen, sondern erst nach dem Erwachen.

Shakspeare kann ich immer lesen, und immer mit gleicher Freude, obgleich mir wohl gegenwärtig ist, was Du im Anfang des Hesperus von Überraschungen sagst, die nur Einmal kommen. Das ist nur

mit Einschränkung wahr. Beim zweiten Lesen tritt an die Stelle der Überraschung die Freude an des Dichters künstlicher Verknotung und Entknotung, die fast noch größer, auf jeden Fall dauernder ist, als der Reiz der Überraschung. So gewinn' ich auch den Titan mit jedem neuen Lesen immer lieber. Und das herrlichste ist, daß solche im Kunstwerk nie ganz überschaut wird, selbst vom Dichter nicht; denn sein Kunstwerk steht in gewisser Hinsicht eben so hoch über dem Dichter, als in anderer Hinsicht der Dichter als Mensch über dem Kunstwerke. —

Gute Nacht, theuerster Jean Paul. Nun einen hübschen Sommernachtstraum, der mich durch die Nacht with her dragon chariot zur Morgenstunde fünf Uhr schnell hinführe.

Baireuth, 2. Februar 1818.

Du Lieber! Alle meine Briefe sind gegen Deine vollen nur dürftige Geschäftbriefe; — und doch kann ich nicht anders. Aber in Heidelberg will ich vor Dir stehen und ein ganzes Pack mündlicher Briefe an Dich machen. Jetzo mein Durcheinander! — Tadle mich nur recht oft; Du siehst ja am Siebenkäs, wie ich mich selber amputtiere, operiere, kauterisiere. Sammle ein besonderes Sündenregister für

künftige »vertrauliche Besprechungen« unseres zweieinigen Bundtages. — Aber, du Seelenguter, wie quält mich Deine Korrektorqual!

Heidelberg, Februar 1818.

Romeo und Julie haben mich von neuem in das tiefste Staunen versetzt. Eine so unselige, ohne den Segen der Eltern geschlossene Ehe kann nicht bestehn. Die Liebenden müssen untergehn, das fodert die ewige Gerechtigkeit. Julie ist ein holdseliges Wesen, noch schöner von Innen als Außen, liebenswerth in ihrer Hingebung zu Romeo, in ihrer standhaften Treue, in der Selbständigkeit, womit sie die Regungen ihres Herzens gegen die Zumuthungen eines aufdringlichen Liebhabers und ihrer harten Eltern bewahrt. Aber in Einem Stücke fehlt sie. Sie ehrt ihre Eltern nicht, und kann nicht lange leben auf Erden. Wie hat Shakspeare alles gethan, ihre Schuld zu mildern! Die Heftigkeit ihrer jede Rücksicht überfliegenden Leidenschaft; die Verbannung Romeo's und die, Eile des Handelns gebietende nahe Vermählung mit dem verabscheuten Paris; die verstockte Hartherzigkeit der Eltern, besonders des fast pöbelhaft schimpfenden Vaters, wodurch alle Bande gelös't und Julie auf den Standpunkt vollkommener Naturfreiheit hinge-

stellt scheint! Dann ihr freundliches, sanftmüthiges Herz! Ach! sie hätte, wäre sie am Leben geblieben, ihren Fehltritt durch verdoppelte Zärtlichkeit auszulöschen und zu vergüten gewußt. Noch viel mehr läßt sich zur Vertheidigung der Holden sagen. Aber Schuld bleibt Schuld. Büßen muß sie. Der Segen der versöhnten Eltern kann erst hinterm Grabe sie erreichen. Auch finde ich's künstlerisch erhaben und groß gedacht, daß Julia nicht ohne Schuld stirbt. Stürbe sie ganz schuldlos, wir müßten vor Schmerz vergehn. Ihre Schuld versöhnt uns über ihren Tod, beruhigt uns, und wir wissen zugleich, daß hinterm Grabe die Schuld aufhört. — Nichts hat mich schon als Knaben im Othello so erschüttert, als, wie Desdemona entseelt daliegt, die Nachricht:

Mich freut es, daß dein Vater nicht mehr ist,
Die Heirath war sein Tod, und lauter Gram
Riß ihm den alten Faden. Lebt' er jetzt,
Der Anblick stürzt' ihn in Verzweifelung;
Den guten Engel flucht' er von sich weg,
Und sänke in Verdammniß.

Die Erinnerung an Desdemona's Schuld, die aber auch mit ihrem Tode vollkommen gebüßt ist, wird Balsam für die tiefverwundete Seele, wenn wir die edelste Blume mitten im Wachsthum geknickt sehn. —

Shakspeare erinnert doch auf jeder Seite an Aristophanes Ausspruch: »Nur der gute Dichter könne der große sein.« Und wird nicht Aristophanes Anfoderung an den großen Dichter auf jeder Seite Shakspeare's erfüllt? „der Dichter solle sein Volk veredlen durch großherzige Gesinnung, durch Begeisterung für edle That, durch Wegräumung aller (kotzebuisch-) euripideischen Sentimentalität.« — Wie konnte Eschenburg den Garrik wegen seiner Abänderung preisen, wo Julia erwacht, als Romeo noch lebt mit dem Gift im Leibe? Es ist ein wahrer Jammer anzusehn, wie jämmerlich sich beide nun quälen, ehe der Tod sich heranwagt, dem Jammer ein Ende zu machen. Aber unser Volk will einmal nichts anders, als zerrissen werden und abermals zerrissen.

Ich bin überzeugt, Shakspeare hat oft deshalb Späße und Lustigkeiten (wie man sagt, zur Unzeit) angebracht, um gar zu heftige Eindrücke zu mildern; so wie er unsern Abscheu gegen Jago offenbar mildert durch die Aufmerksamkeit auf die große Kunst, womit Jago den Othello verwandelte.

Shakspeare ist ein gewaltiger Meister in Sprache und Versbau. Grade mit aus seinen schlechten Versen beweis' ich das; denn dann sind sie schlecht, oder

vielmehr leicht gebaut, wenn der Sinn es fodert, wenn sie einen Übergang machen vom Vers zur Prosa. Auch einen harten Stil kennt die Kunst, und schlecht hätte Shakspeare es gemacht, wenn er die sogenannte leichte Poesie im schweren Kothurn hätte einherschreiten lassen. Aber wie weiß er Klang und Rhythmus in der prächtigsten Pracht zu gebrauchen, wenn seine Geister in Tönen der Unterwelt reden, oder ein Lear die Stürme auffodert, die Welt zu vernichten! Darin ist Riesengröße und Gotteskraft. Und wenn nachher der arme König allen Frevlern auf Erden, den Eidbrüchigen, den Tugendheuchlern ein furchtbares Wehe zuruft, Himmel wie tobt und stürmt und rast seine Sprache! Das sind wahre Graunaccente, die in den Abgrund der Hölle hineindringen. Und dagegen die Lieblichkeit, wenn der zur Besinnung zurückgekehrte König mit seiner Cordelia kost, diesem holden Wesen, welche die Natur losspricht vom allgemeinen Fluch, den zwei ihr brachten — o der bloße Klang dieser Herzens- und Seelenlaute hat mich schon weinen gemacht. Und dieser Shakspeare, der alle, alle Töne spricht, soll kein Verskünstler gewesen sein? Man tadelt die Verse in den Monologen Hamlets, weil sie oft aus dem Rhythmus fallen? Aber sollen sie denn das nicht? Ich meine, in diesem Stocken der Har-

monie, in diesem zerrütteten Periodenbau giebt sich eben die siedendheiße Empfindung kund, die dem Hamlet an der Seele brennt. —

Wie kann man Anstoß nehmen an dem Narren neben Lear? Nicht bloß Falk hat's gethan, sondern Schiller. Mir erschien der Narr von je her als der ergänzende Theil des zerrütteten Königs. Er ist die seitab gegangene Vernunft Lears; und alles was er spricht, wirkt nicht komisch, nicht läppisch, selbst wenn er läppische Worte spricht, sondern dient dazu, den Lear zum Nachdenken über sich selbst zu bringen. Von dem Augenblicke an, wo Lear völlig überschnappt, verschwindet der Narr ganz. Mir ist der Narr eine sehr tragische Person, wenn man ihn überhaupt Person nennen darf. Bloß dem Auge des Zuschauers ist er Person durch Physiognomie, Schellenkappe, bunte Tracht. Für sich ist er nichts mehr als ein außer den Lear gestelltes Ich des Lear. Er fühlt auch gar nichts von Regen, Donner und Wind, die den Lear nur nicht so tief verwunden, als das moralische Ungewitter seiner Töchter. Einige wollen die erste Scene des Lear wegschneiden. Sie wollen die teuflischen Töchter noch teuflischer machen; indem diese Hexen nun ohne Anlaß den Vater quälen. Daß der alte Mann kindische Testamente macht, mildert doch et-

was die Schuld der Unholdinnen, wenn hier von Milderung der Schuld die Rede sein kann.

Lange verweilte ich gestern beim 3ten und 4ten Akte des Macbeth, die mich noch auf dem Spatziergange begleiteten. Es war mir schon als Knaben schaudervoll, daß Macbeth so sicher sagt: „Morgen will ich zu den Zauberschwestern.“ — „Wo willst du sie finden?“ fragt man, und die Antwort ist gleich da: „er findet sie gewiß.“ — Von den seligen Hyperboreern sagt Pindar, es führe kein Pfad zu ihnen, weder zu Schiff noch zu Lande. Aber ein Perseus kam hin auf geflügelten Sohlen, so wie dem Unschuldigen und dem Kinde das Paradies zu jeder Stunde geöffnet steht. Daß Macbeth den Weg zur Hölle ohne Wegweiser weiß, traut man ihm zu; er hat ja im Herzen die Hölle. Wie prächtig hält Shakspeare diese Zusammenkunft mit den Hexen. Sie stehn allerdings um ihn, leibhaft, gräßlich anzusehn (nicht holde Jungfrauen, wie Schiller will, sondern Weiber mit häut'gen Lippen und Fingerstummeln). Gleichwohl löst sich alles als inneres Gedankenspiel des Macbeth. Alles verschwindet auf einmal, und Macbeth steht, ohne sich von der Stelle bewegt zu haben, mitten auf der Heide, und was er gesehn hat, hat keiner von denen gesehn, die noch um ihn stehn.

Höll' und Himmel ist überall, sie durchdringen sich sogar in jedem Raum, aber ein Organ gehört dazu, dessen gewahr zu werden; und wem beide Organe fehlen, für Himmel und Hölle (mögen diese Organe im Kopfe sitzen oder im Herzen), für den ist eben gar nichts da als die sancta simplicitas. — So ist auch Banquo's Geist nichts als Produkt von Macbeths Geisteszerrüttung und Gewissensangst; der Dolch, der ihm vorschwebt, und der Weg weiset zu Duncans Kammer.

Wie weiß doch Shakspeare es anzufangen, in der Zeit so auseinanderliegende Begebenheiten zu verknüpfen, daß sie im schönsten Zusammenhang erscheinen! Nicht eine Ahnung kommt einem bei dem Genuß, daß dies nicht so sei; vor dieser Gewalt der Kunst wagt der Verstand mit seinen Rechten gar nicht aufzutreten; unsre Uhren verlieren ihre Rechte, und wir hören nur die Räder der großen Weltenuhr und ihre Schläge. In der Königin Margaretha ist wohl die Nemesis und die Erinnys auf das Erhabenste personificirt worden. Wie schreitet dieser furchtbare Geist durch das Stück Richard den Dritten, wie durch die früheren! Wie haarsträubend sind ihre Flüche! — Wie schön — das fiel mir vor einigen Abenden recht auf — daß Richmond vor der Schlacht

die schön untergehende Sonne wahrnimmt und empfindet; er scheint schon eine Ahnung zu haben von den heiteren Nachtträumen, die seiner harren. Richard dagegen wird geängstigt durch die Sonne, die gar nicht aufgehn will. Ein herrlicher Beleg zu Göthe's Worten: „O Gott, wie schränkt sich Welt und „Himmel ein, wenn unser Herz in seinen Schranken „bangt!" —

Gute Nacht, Du Einziger! Wie ist der Himmel, den ich vor dem Einschlafen so gern betrachte, mit Sternen besäet! O ihr Schutzengel, die ihr vielleicht auf diesen Welten wohnt, nehmt ihn in Obhut, daß er noch lange der Unsrige bleibe!

Baireuth, 6. März 1818.

Mein geliebter Heinrich! Dein Schweigen beklemmt mich fast; sei alles, was Du willst, nur nicht krank. Aber ich hoffe, Du leidest an nichts als an der Ostermesse. Hätte man nur bald Deine Vorrede und Notenbordüre zu Shakspeare, von welchen mir Deine Briefe so vielen Genuß ahnen lassen, z. B. Deine Bemerkung über Desdemona. — Im Frühling komm' ich und will mit euern Bergen, ihr Geliebten, blühen, wenn auch nur mit meiner Nachsommerblüte. Ach, ich habe so viele Natur-Aus-

sichten und so viele Belehrungen nachzuholen! z. B. von Muncke Antworten auf lange zusammengesparte Fragen, so von Daub, Paulus. — Hier will ich abschnappen, weil ich noch drei Posttage vor mir sehe, an denen Du mir gewiß etwas zum Beantworten schicken wirst.

den 10ten.

— und nichts geschickt hast; denn gerade morgen, wenn das Buch fort ist, wird etwas von Dir anlangen. Aber die Antwort darauf soll über 8 Tage mit den letzten Schwanzfedern des Siebenkäs abgehen. Gott gebe nur, daß ihr alle gesund geblieben und bleibt, damit ich mich nicht zu vergeblich auf meinen Frühling gefreuet. — Grüße mir herzlich die rechte und linke Herzkammer an Deiner Brust, Mutter und Vater, und bleibe mein Heinrich.

Dein J. P. Richter.

Baireuth, 17. März 1818.

Mein guter Heinrich! So hab' ich also nichts zu beantworten, denn die Hoffnungen meines Briefes vom 10ten dauern und leben noch immer fort, eben weil sie nicht erfüllt worden. An einen so großen Briefluxus hast Du mich gewöhnt! Zum Glücke

kann ich Deinem Schweigen recht viele Ursachen leihen, die alle keine traurige sind; daher kürz' ich diesen Brief ab. Der April oder der Mai bringt mich ohnehin unter euere Blüten. Ich mag kaum mehr mit Dinte grüßen, da ich den lebendigen Gruß mit Augen und Lippen so nahe vor mir habe, wenn Gott meine Hoffnungen segnet. Lebe wohl, Du Warmer, Klarer, Rechter! —

Baireuth, 31. März 1818.

Mein guter theurer Heinrich! Wenn ich nur gleich hundert Dinge auf einmal sagen könnte! Wie soll ich euch köstlichen Menschen für euere Herzen danken? Ihr müßt eben mit meinem einzigen vorlieb nehmen. — Ich schicke Dir einen medizinischen Aufsatz, den ich über meinen Körper an einen Berliner Freund und Arzt geschrieben habe, weil ich mir eine größere Kälte geweissagt hatte als eintraf. Sorge aber nicht; meine halbe Arzeneikunde hilft mir mehr als ein ganzer Arzt. Was hilft mir indeß das längste Leben? Mit den Jahren wachsen meine Excerpte und Entwürfe, und ich komme unter die Erde, eh' ich sie nur halb beschrieben und ausgelacht. — Euere Pathengeschenke, ihr gar zu Guten, kamen gerade an meinem Tauftage (den 22sten) an. Kurz ich hatte

mein Vorfest der künftigen Heidelberger Feiertage. Mein Monplaisir und Sans-Souci in Heidelberg will ich mir im Gasthofe an Deiner Hand auswählen, wenn ich darf. — Erschrick nicht, Du Hülfreicher, über das lange Druckfehler-Verzeichniß, das sogar durch ein doppeltes Augenpaar der Liebe nicht dem Buche zu ersparen gewesen bei der Unleserlichkeit und häufigen Fehlerhaftigkeit des Manuscriptes. — Gerade 3 Wochen schönes Wetter kommt mit heute. — Und so lebe denn wohl, Du lieber Geliebter! —

Frankfurt, 31. Mai 1818.

Mein guter Heinrich! Nur eine Tagreise trennt seit vorgestern uns noch, und eine Zeit von zwei Wochen. Alle meine Prophezeiungen des schönsten Himmels treffen ein, und er wird sich erst trüben, wenn ich euch verlassen habe. Dieser Brief soll weiter nichts sein als eine Adreßkarte. Dir jetzo in dieser Nähe einen ordentlichen Brief zu schreiben, wäre mir eben so möglich, als es auf Deinem Schreibtische zu thun Deinen Augen gegenüber. — Um dem Zeitverlust einer Hin- und Herfahrt zu entgehen, reis' ich erst aus der Glanzstadt zu euch und dann nach Hause, ein Bischen Mannheim ausgenommen, das dazwischen kommt. — Der Himmel gebe, daß

ich nicht nur euch alle gesund, sondern auch Schelvers Hellseher noch krank finde, um ihn zu hören.

Frankfurt, 8. Juni 1818.

Guten Morgen, mein Heinrich! Gestern Abends erhielt ich Deinen zweiten Brief. Ist's nicht schön, daß wir uns über die Chaussée hinüber einen guten Morgen zurufen können? — Im nächsten Briefe werde ich Dir sagen können: wann ich hier abreise. Den ersten Nachmittag geh' ich nur bis Darmstadt, um mir die Bergstraße für den Vormittag aufzuheben, wo ich stets die Natur träumerischer und poetischer genieße und eintrinke. Gern will ich Dir, Lieber, die Zeit der Ankunft bezeichnen, wenn Du mich mit nichts zu überraschen versprichst als etwa — mit Dir und S..., was freilich köstlich wäre. Auf allen meinen Spaziergängen seh' ich mich immer nach der Bergstraße um, an dessen Fuße mein gelobtes Land liegt. — Das corps diplomatique ist hier mein esprit de corps, nämlich des sonst todten merkantilischen corps. Wangenheim ist mein Frankfurter Heinrich Voß und hilft mir überall. —

Frankfurt, 12. Juni 1818.

Die Frankfurterinnen und die Bundtagwerker umspinnen mich immer von neuem mit ihren weichen Fäden, wenn ich auch noch so viele durchgebissen, um zu euch zu fliegen. Der Gelehrtenverein hat mich mit einem schönen Feste und Gedichte angesungen. Die Nachtwachen der Freude erschöpfen schon meine Kräfte; wie soll ich damit bei euch auslangen? — Frankfurt ist von Himmeln der Gegend umzogen; aber Nachts, wenn ich draußen zum träumerischen, fast warmen Mond aufsehe, fährt eine ordentlich quälende Sehnsucht nach euch in mich. Der Anfang der künftigen Woche stillt sie schon. Ich habe die Nachtfreuden und Mittag- und Abendessen und Nachtwachen bis ein Uhr und die Lobreden so satt, daß ich lieber zu meiner Familie umkehrte, wenn ich nicht in Heidelberg innig geliebteste Menschen hätte.

Baireuth, 31. Juli 1818.

Glücklich bin ich angekommen und noch glücklicher geworden unter den Meinigen. Ich genieße Heidelberg weit mehr auf Deinem Briefpapier als auf seinem Stadtpflaster. — Der nächste Winter wird ein grimmiger Wolfmonat. Ob ich gleich nicht fürchte, daß dieser Wolf über mein Leben Herr wird:

so schreibe ich hier doch, was ich schon längst Dir sagen wollte,

nämlich nach meinem Tode bist Du von mir zum unumschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber meines ganzen literarischen Schreibnachlasses hier feierlich ernannt, — wenn Du magst. Und dies hier sei die Bestallung zu meinem geistigen executor testamenti. Alles was Du thun wirst, ist mir schon hier recht, geschweige dort. Ich hoffe aber, daß Du nach Baireuth als mein Gast früher kommst denn als mein executor. — Gegenwärtig schreib' ich mein Leben. Ob ich gleich jedes andern lieber und feuriger schriebe: so mußt' ich doch daran, da meine innere Biographie niemand kennt als Gott und ich und der Teufel. Indeß wird die Form dieser Lebensbeschreibung anders als die aller andern bisherigen. — Grüße mit Deinem und meinem Herzen zugleich Deine geliebtesten Eltern; und unsre Gemeinfreunde und Freundinnen grüße.

Dein

alter Richter.

Baireuth, 30. August 1818.

Zuerst meinen warmen Dank für eure Zwillings-geburt!*) Deine nur bloß zu kurze Vorrede verschlang ich. Ein solcher Wiederhersteller des poetischen Textes beweiset sich dadurch freilich als den besten Uebersetzer desselben; denn Deine Verwandlungen der Prose in die Poesie setzen viel Englisches voraus, und mehr poetischen Sinn als so viele Engländer haben. An Deines Vaters Übersetzung hab' ich die alte Gediegenheit bewundert, die Silber in das kleinere Gold für den engeren Raum umsetzt. Nur müssen bei seinem Grundsatze, daß Text und Übersetzung sich mathematisch decken sollen, Härten vorkommen, zumal bei Shakspearischer Knospenhärte statt der Blätterweiche. Herrlich benutzt und bereichert er die Sprache wie z. B. mit Gedunst, Gelümp, unlaß, die Sprenge —; auch niedersächsisch wie pampen. Ich freue mich unendlich auf das Fortfahren. — Das anglisirende Nachsetzen des regierten Worts störte mich oft sehr, im Versmaße weniger, weil dieses die größere Wichtigkeit, die man dadurch auf etwas legt, erlaubt. — Aus so kleinen Nachfoderungen kannst Du ersehen, welche große

*) Die zwei ersten Bände der Shakspeare-Uebersetzung.

Vorfoderungen ihr beide erfüllt habt, wenigstens für mich.

Heidelberg, September 1818.

Herzlichen Dank für Deine Herzensworte über den Shakspeare. Im Ganzen sind wir einverstanden über Wortstellung; Du hast mündlich solche Schlegel-Perioden mitverdammt, wo zierlich und langweilig endlich das Verbum eintritt, und wir wenigstens am Schluß erfahren, wovon die Rede ist. Nur kann man auf der Gegenseite zu weit gehen, und das geschah an den von Dir bemerkten Stellen, bei meinem Vater aus zu großer Consequenz, bei mir aus Unbeholfenheit. Unser Verkehrtes liegt nicht in Regel und Grundsatz, sondern in der Anwendung an einzelnen Stellen. Unsre Fehler können gewöhnlich durch Umstellung und Glättung getilgt werden; die Schlegelschen nur durch Umschmelzung. — Was Schlegel über Sprache und Wortstellung kritisiren mag, kümmert mich nicht (seine Stärke und Größe steckt anderswo); er will eben in der Poesie das Nervlose, wie seine mühsam hervorgedrückten und dann zierlich geleckten Poesien beweisen. Was aber dem wärmsten und phantasiereichsten unsrer jetzt lebenden Dichter anstößig ist, das muß auch Ver-

stockte aufmerksam machen, und zu den Verstockten gehören Gottlob die Bosse nicht.

Shakspeare's Zeitalter war ein herrliches; das gesellschaftliche Leben hatte eine Bildung, von der heut zu Tage nur wenige wissen, und selbst in den gezierten jener Zeit lag Fülle von Kraft. So war es bei jedem hervorstrebenden Volke, bei den Spaniern zur Zeit ihrer Blüthe, bei den Portugiesen; und selbst die Holländer führten um die Zeit des Abfalls und nachher ein wahrhaft großes Leben. Wie prosaisch sind jetzt die Engländer geworden, seitdem sie vom Gewinn jener großen Zeit zehren! — Ich will von nun an jede Gelegenheit wahrnehmen, alles Charakteristische vom Leben jener Zeit in der Kürze zu erzählen, wobei der weitschweifige Nathan Drake mein Führer sein soll.

Heidelberg, 16. Oktober 1818.

Gestern Abend hat meine Mutter mich von Weinheim (an der Bergstraße) abgeholt, wo ich vier selige Herbsttage zugebracht. Der Herbst war mir von jeher die liebste Jahrzeit, wie der Abend die liebste Tageszeit; und nun ein Herbst wie dieser, wo jeder folgende Tag die früheren zu übertreffen strebt! Da ist denn recht breit und tief gefaulenzt worden

von dem Augenblick an, als ich, nach dem Schluß meiner Hamlet-Anmerkungen, mit Grimm *) den Zauberwagen bestieg, der uns in sein Feenschloß brachte. Schon vor 7 Uhr jedes Morgens bestiegen wir die Weinberge, bald diesen, bald den, erfreuten uns der im Thal liegenden Nebelstadt und des blauen Himmels über uns, bewillkommten die hübschen Winzerinnen, lasen und sangen und jubelten mit ihnen, sorgten dafür, daß ihnen Herz und Kehle geschmeidig blieben, und so ging es den ganzen Tag hindurch, bis eine angenehme Müdigkeit uns im erquicklichen Schlaf die Traumwelt aufschloß. Himmel, welch ein Hunger saß in uns, wenn wir Mittags und Abends um die Haustafel uns sammelten! und welch eine Tafel! Nichts als Spanferkel, Schnepfen und Feldhühner, und dazu der edelste Rheinwein von 1802 und 1811. — Und nun laß mich mit ernster Freude hinzufügen, Du edler Jean Paul, nie waren wir so recht innig froh, ohne daß Deiner gedacht ward, und ich weiß noch nicht zu sagen, ob in der kräftigen Erinnerung an Dich das Gefühl der Ehrfurcht, oder der Liebe, oder des Dan-

---

*) Professor Albert Grimm, Verfasser mehrerer Jugendschriften.

tes vorwaltete; aber das weiß ich, daß oft die Augen sich feuchteten, wenn wir von Dir sprachen. —

Sollte Cherubim als Singular nicht zu vertheidigen sein? Daß es falsch ist, lehrt die hebräische Grammatik; aber alte Kirchenlieder und überhaupt geistliche Bücher haben's. Drum möchte ich nicht, Du tilgtest es im Siebenkäs.

Was mich zeither warm und angestrengt beschäftigt hat, ist die Ergründung von Hamlets Handlungsweise. Schlegel hat unstreitig Recht, daß er in Hamlet einen philosophischen Grübler erkennt, der über dem Streben, alle möglichen Fälle der Zukunft zu erschöpfen, das Handeln vergißt, und zu Grunde geht. Aber wie kommt er dazu? Das erklärt Schlegel so wenig, wie Göthe im Wilhelm Meister, noch Hegel, im Gespräche mit mir, der Hamlet für ein zartes Gemüth ansieht, das aus einer Art von jungfräulicher Scheu vor Blut und Mord die vom Geist auferlegte Rache unterläßt. Schlegel und Göthe stehn sich übrigens schnurstracks entgegen, indem Göthe im Hamlet einen Ausbund von Trefflichkeit erkennt, Schlegel dagegen ihm arge Fehler, z. B. Lug und Trug gegen sich und andere, tückische Schadenfreude, und dergleichen aufbürdet. Daß ich Göthen beitrete, versteht sich. Da ich aber einige Er-

scheinungen in Hamlets Charakter, die nicht am hellsten strahlen, nicht wegleugnen kann, z. B. die Härte, mit der er Ophelien begegnet, die Pfiffigkeit, womit er seine beiden Schulfreunde opfert, sein Benehmen bei Opheliens Grabe: so habe ich mich nach einem Schlüssel umgesehn: und den finde ich in Hamlets erstem Monologe, und in der Schlußscene des ersten Aufzuges, von dort an, wo der Geist verschwindet. Ich halte es nämlich für durchaus falsch, daß Hamlet seinen Wahnsinn bloß spiele. Nein, er ist wirklich wahnsinnig; nur packt ihn der Wahnsinn nicht dermaßen, wie den bereits kindischen Lear; er behält volle Kraft zu denken und zu grübeln, während sein Herz in Stücke zersprungen und aufgelöset ist. Sein Hang zum philosophischen Grübeln ist äußerst geschickt, gleich anfangs, bezeichnet durch seine Lust, nach Wittenberg zurückzukehren, dem Ort der Geistesfreiheit; nachher offenbaren ihn die spätern Monologen und die ersten Unterredungen mit Rosenkranz und Güldenstern. Aber wie tobt und kocht und raset daneben sein Herz! Ich kann nie ohne Schaudern den ersten Monolog lesen, worin alle Gefühle zerrissen erscheinen (wie auch Sprache und Metrum), nur Eines nicht, die Erinnerung an seinen edelen Vater. Wie durch Wahnsinn verkörpert steht dieser

beständig vor ihm, noch ehe er weiß, daß des Vaters Geist umgehe. Oder was wollten sonst die Worte: „Mich dünkt, ich sehe meinen Vater — —

In meines Geistes Aug', Horatio?"

Hier finde ich ganz die schaudervollen Worte der Athene im Ajas des Sophokles, die man häufig so schändlich mißversteht:

ἐγώ σφ' ἀπείργω, δυσφόρους ἐπ' ὄμμασι (Augen des Geistes)
γνώμας βαλοῦσα, τῆς ἀνηκέστου χαρᾶς.

Und nun, wie der Geist verschwunden ist, und Hamlet dasteht, die Brust voll Gewißheit des vorher nur Geahneten, wie finden wir ihn? Ganz wie einen, den Römer und Griechen mit cerritus oder νυμφόληπτος bezeichnen. Alles, was er spricht, ist wirr und öde. Er will nun, wo nicht dem Horatio, den er nachher ingeheim zu seinem Vertrauten macht, doch den beiden anderen Gefährten seinen Seelenzustand verbergen. Er nimmt sich vor, den Wahnsinn zu spielen; er thut dies, von Innen durch Natur unterstützt, von Außen durch Kunst, so meisterhaft, daß seine Gefährten, die um sein Geheimniß wissen, alles für Kunst halten, die übrigen dagegen alles für Natur. In seinen nachfolgenden kunstvoll

wahnsinnigen Reden spielt immer der Wahnsinn des Gefühles durch, und vollends in den Monologen:

The spirit, that I have seen,
May be a devil: and the devil hath power
To assume a pleasing shape: yea and perhaps,
Out of my weakness and my melancholy
(As he is very potent with such spirits)
Abuses me to damn me.

Spricht so ein verstellt Wahnsinniger? — in einem Monologe? — Nehme ich diese Zerdrückung und Zerpressung Hamlets an, so erklärt sich mir seine Willenlosigkeit beim Handeln, seine Grausamkeit gegen Ophelia, seine Tücke gegen Rosenkranz; dann wird es nicht Lüge, wenn er am Grabe Opheliens sagt:

I lov'd Ophelia; forthy thousand brothers
Could not, with all their quantity of love
Make up my sum.

(denn dies gilt von früherer Zeit, wo sein Herz noch Liebe für andere hatte, und nicht in Gram ersäuft war.) Dann wird es nicht freche Beschönigung, wenn er zu Laertes sagt:

What I have done,
That might your nature, honour, and exception,
Roughly awake, I here proclaim was madness.

Was't Hamlet wrong'd Laertes? Never Hamlet;
If Hamlet from himself be ta'n away etc.

Selbst das kränkliche Grübeln, das unersprießliche Philosophiren, begreife ich bei dem wirklichen Wahnsinn viel eher. Immer giebt es ihm eine Ausflucht an die Hand, sich dem raschen Handeln zu entziehn; immer dient es ihm als eine augenblickliche Palliativkur für sein wundes Gemüth, das nach kurzer Beruhigung nur desto heftiger zu schmerzen anfängt. — Wie seine ganze Seele bloß mit Vater, Mutter und Oheim beschäftigt ist, beweist besonders das Nachtgespräch mit der Mutter. Da entladet er sich, wie eine schwere Gewitterwolke, und nichts als die Unzucht des Oheims, die Schmach der Mutter, entströmt seinen Lippen, und immer tritt auf dagegen die Herrlichkeit seines Vaters, die sich von Neuem den Augen seines Geistes körperlich offenbart. — Andere wollen Shakspeare belehren, wie er es hätte machen sollen, und denen schließt auch Klingemann sich an. Aber mein Glaube an Shakspeare ist so groß, daß, wenn auch die ganze Welt Shakspeare wegen des Hamlet eines poetischen oder psychologischen Fehlgriffs zeihete, ich lieber die ganze Welt und mich selbst der Blindheit anklagen wollte, als in jenen Vorwurf einstimmen. Begreifen wir doch nie das

Wesen der Gottheit; und ist nicht solch ein Dichter ein Theil der Gottheit?

Gestern hab' ich die Anmerkungen zu der gezähmten Keiferin begonnen. Es ist eine göttliche Ironie in dem Vorspiel, das mit Holbergs Bartel Schweinigel übereinkommt. Der Lord, der den Bauer mystificirt, ist Symbol aller müßigen Landjunker, voll Langeweile, Epikureismus, Liederlichkeit, und alles gebehrdet sich, als wenn es zur feinsten Feinheit gehörte. Schlau ist ein prächtiges Bäuerlein; er ist, troß dem Lord, stolz auf das Verdienst seiner Ahnen, die mit Richard dem Eroberer (Wilhelm will er sagen) ins Land gekommen; und wie er das ausgesprochen, plumps wirft ihn der Fusel zu Boden, und singt ihm das Schlummerlied. —

Die Ahnfrau von Grillparzer ist doch ein miserables Stück; so sag' ich, nachdem ich sie zum zweitenmal gelesen. Sie muß bei uns (in den Heidelberger Jahrbüchern) Blut lassen, ich kann ihr nicht helfen. Was hat dieser Dichter für enge Begriffe vom Schicksal! wie bequem macht er's sich mit der Erfindung und Darstellung! Wie so gar nicht versteht er's, glückliche Momente zu benutzen!

Der Bote mit Deinen und der lieben Frau Karoline Geschenken ist richtig angekommen, vor acht

Latzeit etwa, morgens gegen fünf Uhr. Ich brachte sogleich den Affenschinken zu meinem Vater, der ihn beroch, und ausrief: „Doch ein Mann von ganz unerschöpflicher Laune!“ Meine Mutter jubelte, und beschloß sogleich, er sollte den Sonntag darauf in Kohl gekocht werden. Zu den rothen Zitronen sagte sie, sie sei'n „mit Indigo gefärbt.“ Was die geflickte Adrienne betraf, die wußten wir gar nicht zu deuten, bis uns O. das Verständniß öffnete, es sei die Tracht sechzigjähriger Frauen — das wisse er von seiner Großmutter her — und meine Mutter müsse sich schon bequemen, sie zu tragen. Durchaus wollte der Bote kein Geld nehmen. „Mein Herr, sagte er, „ist zwar ein frommer Mann, er schlägt mir aber die „Beine entzwei, wenn ich auch nur 'nen Pfennig „nehme.“ Nun fragte ich den guten Kerl aus nach Jean Paul, Frau Karoline, den Kindern, nach Haus und Hof, und Kanarienvogel und alles. Eben wollte er mir antworten, da kommt die Magd ins Zimmer, und weckt mich aus dem anmuthigsten Traume. Denn was hätt' ich nicht noch alles gehört von dem lieben Manne, der seine Freunde so freigebig mit Affenschinken beschenkt?

Ein eigenes Mittel hab' ich entdeckt, anmuthige Träume zu bekommen. Man trinke um 2 Uhr etwa

ein gut Glas Wasser. Es schlägt nie fehl, bei mir wenigstens. Leider komm' ich selten dazu, von dieser köstlichen Entdeckung Gebrauch zu machen; denn ich schlafe gewöhnlich in Einem Zuge fort von halb elf bis fünf. Schöne Träume sind mir ein halbes Wachen. — Die Griechen nannten die Nacht die Muthbeleberin: sollten sie die Träume nicht eingeschlossen haben?

Bairenth, 13. November 1818.

Du geliebter, fortschreibender und fortverzeihender Heinrich! denn leider beantwort' ich heute drei Briefe von Dir auf einmal und zwar gerührt von Deinem Schweigen über meines. Arbeiten und die kurzen Tage fressen mir die Zeit weg, noch dazu da mein Geist jetzo nur tröpfelt, nicht tropft und regnet. Die Fülle und die Liebe und der Witz Deiner Briefe laben mich jedesmal; ich kann Dir, die Liebe ausgenommen, nichts zurückgeben als ein Blätterskelet. — Meine Lebensbeschreibung kommt spät; sie erfreuet mich wenig, weil ich darin nichts zu dichten habe, und ich von jeher sogar in Romanen bloße Geschichte — ohne die beiden Ufer des Scherzes und der Empfindung — fließen ließ, und weil ich nach niemand weniger frage als nach mir. Ich wollte, ich könnte

Dir mein Leben erzählen, und Du gäbst es stilisiert heraus. Aber ich werde schon noch das rechte Fahrzeug für dasselbe finden oder zimmern. — Wie bin ich erschrocken, daß mir Deine geliebte Geburtfeier unbewußt vorübergeflogen! Aber ohne Kalendernoten ging es mir von jeher mit jeder Feier so. In meinem Herzen hast Du bisher viele 29te Oktober erlebt, und was Wünsche anlangt, so braucht auch Dein reiches keine mehr, ausgenommen die, welche Deine Mutter für ein — fremdes thut, damit dieses komme, und Deine Brust so selig auswärme, wie ihres Deines Vaters seine. — Wenn ich ohne sonderlichen Witz, ja zuweilen ohne sonderliche Sprachreinheit schreibe: so bedenke nur, daß ich nicht bloß eile, sondern auch Dich liebe. — Über Hamlet hast Du köstlich und genial errathen; wer sich wahnsinnig stellt, war's und wird's und ist's.

Baireuth, 4. Jänner 1819.

Länger, mein Heinrich, halt' ich mein quälendes Muthmaßen über die Ursachen Deines längsten Schweigens nicht aus. Lauter traurige Anlässe Deiner geistigen Unsichtbarkeit kann ich mir nur gedenken zum Erklären, worunter Geschäft-Überhäufungen immer noch die besseren wären. Gott verhüte,

daß Dich ein Krankenlager fesselt, oder daß die Deinigen auf einem leiden. Ich bitte Dich daher, lasse mir wenigstens durch eine unserer Freundinnen schreiben, damit doch nur Ein Sternchen aus der Dunkelheit herüberschimmere, die für mich über Heidelberg liegt. — Bei dieser schwankenden Vergangenheit hab' ich ordentlich keine Kraft, Dir nur von etwas anderem zu schreiben als von Dir. Ich dachte nicht, daß ich ohne Deinen Schreibhanddruck ins neue Jahr übertreten würde. Hätt' ich nicht immer so sehr gehofft, ich hätte schon im alten geklagt. — Unerwartet zogen die Eistage diesmal vor meiner Lunge und meinem Herzen vorbei, ohne beide feindselig zu berühren. Ende künftiger Woche werden noch einige Schneetage nachkommen; und dann wird diese russische Einquartierung friedlich vorüber sein. — Dein Todesurtheil über die Ahnfrau unterschreib ich nicht nur, ich unterstreich es mit rother Blut- und byzantinischer Kaiserdinte. Bloß mehre Blitze der Sprache ausgenommen, ist mir diese Ahnfrau eine erbärmliche Scheintodte, die nicht einmal in den gemeinen Schauder vor einer Leiche versetzt. Deine Rezension ist ganz gerecht; nur verbirgt die Überfülle des Gefühls sich nicht genug hinter kalte Gründe, und giebt das Ziel statt der Bahn dahin.

Dir mein Leben erzählen, und Du gäbst es stilisiert heraus. Aber ich werde schon noch das rechte Fahrzeug für dasselbe finden oder zimmern. — Wie bin ich erschrocken, daß mir Deine geliebte Geburtfeier unbewußt vorübergeflogen! Aber ohne Kalendernoten ging es mir von jeher mit jeder Feier so. In meinem Herzen hast Du bisher viele 29te Oktober erlebt, und was Wünsche anlangt, so braucht auch Dein reiches keine mehr, ausgenommen die, welche Deine Mutter für ein — fremdes thut, damit dieses komme, und Deine Brust so selig auswärme, wie ihres Deines Vaters seine. — Wenn ich ohne sonderlichen Witz, ja zuweilen ohne sonderliche Sprachreinheit schreibe: so bedenke nur, daß ich nicht bloß eile, sondern auch Dich liebe. — Über Hamlet hast Du köstlich und genial errathen; wer sich wahnsinnig stellt, war's und wird's und ist's.

Baireuth, 4. Jänner 1819.

Länger, mein Heinrich, halt' ich mein quälendes Muthmaßen über die Ursachen Deines längsten Schweigens nicht aus. Lauter traurige Anlässe Deiner geistigen Unsichtbarkeit kann ich mir nur gedenken zum Erklären, worunter Geschäft-Überhäufungen immer noch die besseren wären. Gott verhüte,

daß Dich ein Krankenlager fesselt, oder daß die Deinigen auf einem leiden. Ich bitte Dich daher, lasse mir wenigstens durch eine unserer Freundinnen schreiben, damit doch nur Ein Sternchen aus der Dunkelheit herüberschimmere, die für mich über Heidelberg liegt. — Bei dieser schwankenden Vergangenheit hab' ich ordentlich keine Kraft, Dir nur von etwas anderem zu schreiben als von Dir. Ich dachte nicht, daß ich ohne Deinen Schreibhanddruck ins neue Jahr übertreten würde. Hätt' ich nicht immer so sehr gehofft, ich hätte schon im alten geklagt. — Unerwartet zogen die Eistage diesmal vor meiner Lunge und meinem Herzen vorbei, ohne beide feindselig zu berühren. Ende künftiger Woche werden noch einige Schneetage nachkommen; und dann wird diese russische Einquartierung friedlich vorüber sein. — Dein Todesurtheil über die Ahnfrau unterschreib ich nicht nur, ich unterstreich es mit rother Blut- und byzantinischer Kaiserdinte. Bloß mehre Blitze der Sprache ausgenommen, ist mir diese Ahnfrau eine erbärmliche Scheintodte, die nicht einmal in den gemeinen Schauder vor einer Leiche versetzt. Deine Rezension ist ganz gerecht; nur verbirgt die Überfülle des Gefühls sich nicht genug hinter kalte Gründe, und giebt das Ziel statt der Bahn dahin.

Den 7ten. Endlich hat das Gestern mein Sehnen gestillt, und mir die alten Freuden wiedergegeben, Du Treuester! Wahrlich in meiner Wolke dacht' ich oft Dich oder eins von Deinen Eltern gestorben. Jetzt will ich Dir antworten mit vieler Vernunft; nur werde jedes Durcheinander erlaubt. — Um des Himmels Willen überarbeite Dich nicht, um etwan eine Reise machen zu können, die dann am Ende leicht über die Lebendigen hinausgehen könnte. Sei mäßig, sogar im Vorsetzen. Du bist noch in den frischen, kraftreichen, aber heimtückischen Jahren, wo der Körperbau sich ohne Bewegung und Zeichen eine lange Untergrabung gefallen läßt, bis er plötzlich mit dem ganzen Boden hinunterbricht, und nichts über ihm übrig bleibt als ein Hügel mit dem Kreuz; indeß ältere, zärtere, empfindlichere Naturen, wie meine, schon vor jedem kleinsten Übermaße erzittern, und jeden Misgriff des Augenblicks auf der Stelle durch Schmerzen angeben, und so die Krankheit durch Kränklichkeit abwenden. — Paulus grüße von mir recht herzlich, und sage ihm, daß mein Studium seines Kommentars so wie das wiederholte von Lessing mich immer stärker gegen die neuen Überchristen wie Kanne, Ammon, Harms u. s. w. erbittern, wie es schon mein diesjähriger Neujahrsaufsatz im Morgen-

blatte zeigt. Ach, hätten wir kein anderes Christenthum, als in den vier Evangelien wörtlich steht — und also keine drei Christen-Spaltungen, zumal die abscheulichste, die katholische — wie viel Blut und Nacht wäre dem armen Europa gespart worden! — Machst Du es nicht wie ich, und legst während der Schreibpausen ein Blättchen hin, auf welches Du die brieflichen Materien, die der Zwischenraum zuführt, mit einem Worte aufzeichnest, weil man gerade im Feuer des Briefs selber sich aller am wenigsten entsinnt? —

Heidelberg, 20. Januar 1819.

Auch ohne Deinen Brief, der mich auf das lieblichste überraschte, hätte ich Dir in diesen Tagen geschrieben, Du theuerster Jean Paul. Deinen herzlichen, herrlichen Brief — nun das nenn' ich eine Herzensdurchwärmung, das Gefühl, womit ich ihn durchlas; und als ich ihn meinen Eltern vorlas, wollte eine Thräne mir die Stimme ersticken. Du Edelster, hast bange Sorge um mich gehabt, und ich ahnete das nicht! Ich hätte, noch so beschäftigt, doch wohl zu einem Brieflein Zeit gefunden; ich hätte ja nur eine meiner unaufhörlichen Reden über Dich in einen Brief verwandeln dürfen.

Mein Vater läßt Dir ganz besonders danken für Dein „wahres Wort über die Hyperchristen im Briefe und in den seelenvollen magnetischen Gesichten.“ Die letzteren haben wir schier verschlungen, wenn uns gleich die Einkleidung nicht überall zusagte. Doch dies ist nicht Deine Schuld; uns liegt es ob, uns mit den Anschauungen und Ausdrücken vertraut zu machen, die Dir zur Einfassung so herrlicher Gedankenbilder dienen.

Paulus arbeitet jetzt an einer historischen Untersuchung über die Offenbarung. Über die sogenannte Neologie des überall verketzerten Mannes dachte ich nie schlimm. Die Glorie um Christus und die Apostel ist köstlich für den Maler, Dichter, religiösen Menschen; aber der wahrheitliebende, der sich nicht mit dunkelen Gefühlen begnügt, will auch historisch wissen, wer Christus war, ob er, wie alte Mystiker sagen, vergötterter Mensch war, oder vermenschter Gott. Hier hat Paulus viele vortreffliche Ansichten, vielleicht lauter vortreffliche. Nur in Einem Punkte, mein' ich, irrt Paulus. Er findet seine Ansichten in den Worten der Apostel ausgedrückt. Er setzt stillschweigend voraus, die Fakta, wie sie sich in Wahrheit zugetragen, sei'n in den Evangelien enthalten, und dem Interpreten sei bloß aufgegeben, die Fakta

durch Aufstellung einer richtigen und Hinwegräumung einer falschen Auslegung aller verdunkelnden Umkleidung zu enthüllen. Hier wird sein Scharfsinn manchmal einseitig, haarspaltend. Ich bin fest überzeugt, daß schon die Evangelien Jesus in einer Glorie vorstellen, die er im Leben nicht hatte; und daß die Evangelisten viele Wunder erzählen, die nie geschahen, die sie aber kindlich glaubten; mit einem Worte, daß sie uns statt der objektiven Wahrheit häufig nur ihre subjektive Ansicht davon geben. — Die Überchristen gehen so weit, daß sie es für eine Sünde halten, einen Apostel ohne das Attribut heilig zu nennen. Meinetwegen; nur erlaube man mir dann auch den heiligen Lessing, den heiligen Schiller zu sagen, um der Lebenden nicht zu gedenken. Wahrlich, ich fühle es (was mir in diesem Zusammenhange mehr ist, als ich begreife es), wie der Mensch zur Heiligenverehrung kam. Und ist die erst da, so ist der Glaube an Wunderthätigkeit nicht fern. Und was vermag der Glaube nicht zu verwirklichen?

Ja wohl, Du menschlich-religiöser Jean Paul, „wäre kein andres Christenthum, als das in den 4 Evangelien wörtlich enthaltene“! Wäre keine Kirchengeschichte in der Welt! — Sage, kann etwas einfacher sein, als die Abendmahlsgeschichte? Und

wie wenige sehen hier hell, weil die früh vernommenen Streitigkeiten darüber ihnen die Augen blenden. In Holstein nehmen die Landleute die Hostie aus dem Munde, wenn sie hinter dem Altar umgehn, und heben sie für kranke Kühe auf. Auch unter den Gebildeten sind viele, die ein wirksames Zaubermittel darin finden, und Christus kaum anders verehren als den irdischen Großzauberer.

Baireuth, 10. März 1819.

Mein Heinrich! Unter 20 Briefen beantwort' ich gewöhnlich 10 nicht; dann kommen die andern 10, auf die ich noch die Antwort schuldig bin. Aber beim Henker, an Dich soll geschrieben werden. Zuerst den größten Dank für euern Shakspeare. Euere Tadler, die ihn fließend im Deutschen haben wollen, vergessen, daß er ja selber im Englischen für die Britten ein Strom voll drängendes Treibholz ist; besonders in den Versen, für welche die Kürze Deines Vaters eben recht paßt, wenn gleich zuweilen weniger für den flüchtigen Dialog. Für die niedersächsischen und altdeutschen Kernwörter sollte man euch danken. In Wortspielen gewinnst Du gegen jeden Übersetzer das Spiel. — Künftig ein Mehres — und zum Glück mündlich — und zum Glück im April — und zum

Glück in meinem Hause. Eben darum wird mir briefliches Aussprechen langweilig, da ich mündliches so nahe vor mir habe. Dein Wohnen unter Einem Dachstuhl mit mir wird mich bloß zu wenig stören, weil Du in Frau und Kinder Dich zu sehr vertiefen und verlieren wirst. Den April haben wir sämmtlichen Wetterpropheten zu einem schönen blauen Frühling gereinigt. — Hundert Dinge, die auf meinem Brief-Küchenzettel stehen schon seit Monaten, bleiben für Deine Augen weg und für Deine Ohren zurück. Himmel! wie viel will ich reden! — und wie viel hören! — Alle Deinigen grüßt mein Herz; und die übrigen wird Dir Deines auch nennen. Und Du schreibe bald und komme bald.

Heidelberg, 9. März 1819.

Hab' ich schon länger geschwiegen, als mein Herz es billigt, so soll doch wenigstens an dem Tage wieder ein Brief erscheinen, der meine ganze Seele mit dem Gedanken an Dich füllen wird, an Deinem Geburtstage. Mögest Du noch viele Jahre hindurch diesen Tag erleben, Dir zur Freude und allen Guten, und spät einst, wenn Du Dein Geschäft vollbracht hast, lebensfroh, nicht lebenssatt, hinüberschlummern, und keinen Schmerz mitnehmen, als

den, nicht mehr Gutes auf Erden wirken zu können! Aber Gutes wirken, das wirst Du auch nach Deinem Hinscheiden, Du, der so kräftigen Samen des Trostes, der Freude, der Religion ausstreute, der unvergänglich fortblühen wird. Mein theurer Jean Paul, nie fühle ich mich so aufgefodert an Tod und Ewigkeit zu denken, als an Geburtstagen, sei es der meinige, sei es der Geburtstag von Eltern, Brüdern und Freunden; und dieser Gedanke, von Wonne und Wehmuth begleitet, wird zu einem innigen Gebete zu Gott, dessen Gegenwart ich nie näher fühle. Warum kann ich an Deinem Geburtstage nicht bei Dir seyn, Dir nicht die Hand drücken, Dich nicht von den Deinigen umringt sehn! Aber höre, grade an dem Tage besteige ich den Wagen, um zu meinem Bruder *) zu eilen, der mich mit heißer Sehnsucht erwartet. Später stieg' ich bei Dir vor, und wer weiß, ob Du dann nicht auf wenige Tage mit auf die Bettenburg zu dem ehrwürdigen Truchseß gehst. —

---

*) Damals in Rudolstadt angestellt.

Heinrich Voß an seine Eltern.

Baireuth, 18. April 1819.

Hier bin ich gestern froh und glücklich angelangt. In Hof, 12 Stunden von Baireuth, nahm ich einen Wagen hieher. Eben als ich einsteigen will, tritt zu mir ein junger, hübscher, freundlicher Mensch, und überreicht mir folgendes Billet von Jean Paul:

„Mein alter Voß! Hier send' ich Dir meinen „Sohn entgegen, um Dir unsere Wünsche Deiner „Erscheinung auszudrücken. Beseht Hof, wo ich „das Schlimmste gelitten und das Beste geschrie„ben, und wo meine Mutter ruht. Kommt freu„dig an!"

War das nicht schön? — Nun die Aufnahme beim Vater, die war so herzlich wie nur denkbar. Wie hat er sich gleich nach Eltern und Bruder Abraham erkundigt; und dabei rollten ihm die Thränen über die Backen. Er wußte gar nicht, was er mir alles zu Liebe thun sollte. „Den ganzen Tag habe ich nicht arbeiten können," sagte er, „und daran bist Du Schuld, mein Herzens-Voß." — „Und kommt er noch so früh," hatte er seiner Frau gesagt, „diesen Abend muß keiner dazu geladen werden, ich muß ihn allein haben." Mit Frau Karoline und den Töchtern hab' ich kaum noch reden können; immer

zog er mich wieder zu sich, sobald ich das Gespräch an sie wandte. — Jean Paul ist ein gar gemüthlicher Hausvater; in seine Töchter scheint er ganz verliebt, und allerliebste Mädchen sind es auch, dem Vater wie der Mutter jeden Wunsch aus den Augen lesend. — Im Gasthofe wohne ich, wie sehr mich auch Richters baten, bei ihnen zu bleiben; aber ich weigerte mich, weil ich bemerkte, das herzliche Anerbieten sei nicht ohne Aufopferung. Ich könnte nicht froh hier sein, hätte ich das Gefühl, ich genirte so liebe Leute. Liebe Eltern, wäret ihr bei uns! Jean Pauls Haushalt erinnert mich an die dithmarsischen Zeiten; und es ist doch eine Wonne, mit Leuten zu verkehren, die man unaussprechlich gut nennen muß, und so recht aufrichtig, wie die alte Zeit.

Da kommt Max Richter, und bringt mir einen Brief von den lieben Eltern. Aber schreiben kann ich nicht mehr; es ist halb 8 Uhr, und der liebe Jean Paul schon halb angekleidet, um mich abzuholen; dem muß ich zuvorkommen. — Lebt wohl.

Beim Versiegeln in Jean Pauls Haus. Gestern Abend sprach Jean Paul ganz herrlich über Religion. Gar oft habe ich gewünscht, Lessingen einmal über positive Religion und Offenbarung reden zu hören. Mir war als geschähe es gestern,

Aber wie studirt auch der Mann den Lessing! Er wird ein Buch über diese Gegenstände schreiben. Ich werde heute dies Gespräch wieder anzuknüpfen wissen.

Bettenburg, 23. April 1810.

Heute Morgen um fünf Uhr bin ich hier angekommen. In Baireuth lebte ich drei überaus glückliche Tage, recht im Schooße der Freundschaft und Gastlichkeit, und beim Abschiede ward ich mit Thränen entlassen. Ich bin so recht in die Familie eingeweiht; ich gehöre ihr auf immer an. Was das aber eigentlich heißt, werden meine Eltern erfahren, wenn sie einmal nach Baireuth kommen, und das Still-leben dieser Familie kennen lernen. — Auf Jean Pauls Rath nahm ich einen Hauderer bis Bettenburg. Der Rath war gut, aber mein Schicksal dabei lustig-schlimm. In Bamberg sagt man dem Kutscher, es sei von dort nur 8 Stunden nach Bettenburg. (Das ist's auch, aber für den Fußgänger.) Wir verweilten daher in Zeilen, wo wir auch von drei kleinen Stunden hörten, bis nach 2 Uhr. Die Wirthin tischt uns unter andern scharf gesalzenes und gepfeffertes Rührei auf. Als wir wieder eingestiegen waren, dehnte sich der Weg durch alle uns genannten Örter furchtbar lang. Um sechs

Uhr erfuhren wir, es daure noch zwei Stunden, und wir müßten noch über den und den hohen Berg fahren. Gut, dachten wir, und mit dem Durste, der uns zu quälen anfing, hat's auch noch Zeit; auf der Bettenburg ist Bier genug. Auf der Berghöhe sehn wir nichts als Berg und Wald; es platzregnet; kein Mensch zeigt sich; die Nacht bricht ein, und die Spur erlischt. „Wir sind verirrt", sagte der Fuhrmann. Noch ein Versuch wird gemacht, zu einem Dorfe zu gelangen; nichts; wir bleiben in einer Wiese stecken. Wir müssen die Pferde abspannen, für die noch zum Glück Futter genug da ist, und uns im Wagen schlafen legen. Semmel genug hatte ich, aber vor Durst konnte ich nichts essen. Mit dem Einschlafen wollt' es auch nicht gehn. Kaum war ich eingeschlummert, so träumte ich von Wasserfällen; wollt ich in die Flut einbeißen, so erwachte ich; — dann standen große Bierfässer vor mir, in die ich mich, wie eine Gans, einstürzte, um sie ganz einzuschlürfen; nichts half; ich erwachte durstiger als vorher. Endlich schlief ich ordentlich ein, und erwachte — als eben der Tag anbrach. — Nun kamen wir bald wieder auf den rechten Weg, und um fünf zur Bettenburg. Man wollte mir sogleich Kaffee vorsetzen. Ich forderte aber eine recht gründliche Bier-

kaltschale, die ich mit Löffeln aufaß, um dem hastigen Trinken zu entgehn. Dann trank ich mit Truchseß, der unterdeß aufgestanden war, Kaffee. Nun sage mir einer, nicht Bier sei Nektar, der hat's mit mir zu thun. —

Von Truchseß bin ich mit alter Herzlichkeit aufgenommen. Erst eben gelange ich zum flüchtigen Schreiben, und schon purrt er, ich soll wiederkommen.

Heidelberg, Juni 1819.

Nehmt meinen herzlichsten Dank für so viele wahrhaft unverdiente Liebe, das einzige Verdienst meinerseits abgerechnet, daß ich sie zu erkennen weiß, daß sie mich aufregt und zum Guten erwärmt. Wenn ich meiner Schüchternheit von 1802 denke, wo ich den lieben Jean Paul nicht zu besuchen mir getraute (in Weimar), und was seitdem geschehen ist, — o dann ist Freude erlaubt, und stiller heißer Dank gegen den, der alle Freuden von Ewigkeit erschaffen; wozu sich dann Demuth gesellt, ohne die keine Freude Freude sein kann.

Den herrlichen Truchseß hab' ich ganz wie sonst gefunden; er ist noch lange kein Greis, und wird's in der Gesinnung und Jugendlichkeit nie. O wie

liebt er Dich, und was hab' ich ihm nicht alles von Dir und den Deinigen erzählen müssen!

Ich sitze nun wieder recht ordentlich und tief in der Arbeit. Shakspeare und Aristophanes füllen meine diesmal durch viele Kollegien beengten Nebenstunden aus. Man kann doch viel beschicken, wenn man gut haushält mit der Zeit.

Die Arbeit meines Vaters, die jetzt dem Ende sich nähert, wird Dich in Verwunderung, in Staunen, und, wenn Du sie liesest, in die lebhafteste Theilnahme und Freude versetzen; es ist eine historische Beantwortung der Frage: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ ein wahres Feldgeschrei für Vernunft und Freiheit. Diese Schrift wird wie eine Kanonenkugel die Seelen der sogenannten holsteinschen Ritter durchfahren, sie wird zerschmettern, aber durch Wegräumung Segen bringen. Mich schmerzte anfangs vieles in der Schrift, was nicht zum Bilde paßte, welches ich von Stolberg in der Seele trug. Meine Eltern ließen mich, als ich unter Stolbergs Augen aufwuchs, nie in die Kehrseite von Stolbergs wahrhaft liebenswürdigem Wesen blicken. Alle Verhetzungen dieses Mannes, alle unfrommen Ausbrüche dieses Zeloten wurden mir und meinen Brüdern sorgfältig verhehlt. Man wollte mir nicht den Glauben

an einen Mann nehmen, der stets so väterlich gegen mich war, und auch so gut gegen meinen Vater, so oft es die Leidenschaft gestattete. Ich gestehe, daß sich meine Achtung vor Stolberg sehr gemindert hat. Wahrheit muß höher geachtet werden als Person, und so bin ich denn über jenen Schmerz hinweggekommen, dem ehemaligen Stolberg noch immer treu im Herzen huldigend. Nie hat mein Vater eine Schrift der Art ruhiger, gemüthvoller geschrieben. Stolberg selbst wird an vielen Stellen bis zu Thränen der Wehmuth gerührt werden, dann freilich wieder die Röthe der Scham und des Zornes im Gesicht fühlen. — Warum jetzo diese Schrift nach 18 langen Jahren? Der Hauptgrund liegt in der gegenwärtigen Zeit; mein Vater hat sich innerlich aufgefordert gefühlt, zu reden, wo die Theologen schweigen; Nacht und Tag nicht hat er Ruhe. Es wohnt auch eine Freude in ihm, die mehr als irdisch ist, und nur mit dem Bewußtseyn einer recht ausgezeichnet guten That bestehen kann. —

Allerdings muß, was groß begonnen und groß ausgeführt wird, den Sklaven und Schriftgelehrten (den Juden und Griechen) ein Ärgerniß und eine Thorheit sein; solcher Ärger ist auch Zeugniß für die gute Sache; aber ist unter den Griechen ein Sokrates

gemeint, dem wohl Christus auch gehuldigt hätte? oder ein Mendelssohn, der unter Christus Freunden schon sein zwölffaches Ebenbild fand? oder ein Lessing, vor dessen Licht sich so viele fürchten, aus Scheu, auch hellsehend zu werden? Ich weiß, wäre Christi Lehre so beschaffen, daß sie einem Lessing, einem Sokrates, Ärgerniß sein müßte, d. h. nach Inhalt und Wesen, ich würde mich mit Abscheu von ihr wenden. Aber wenige Menschen wohl haben so würdige Begriffe von Christus gehabt als Lessing, wenn er auch die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte nicht zu heben weiß. Man lasse den Aposteln diese Widersprüche, und suche nicht durch gewaltsame Interpretation Einklang zu erzwingen. Vor Irrthümern konnten die roh gebildeten Apostel selbst durch den h. Geist nicht geschützt werden, der ja; wie alte Dogmatiker lehren, sich nach den Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers richtet, von dem er Besitz nimmt. Soll ich einem Apostel, der noch dazu lange nach Christi Tode schrieb, mehr glauben als der Vernunft? (Ich meine die wirkliche Vernunft, nicht die unter dem Namen Vernunft von Harms und anderen eingeschwärzte Unvernunft.) Und könnt' ich's, was hilft's? Da müßt' ich ja ähnliche Indusdogmen und Mahomedsdogmen, die auf nicht minder festem,

oder schwankendem, historischem Zeugnisse beruhn, mitglauben, ja mit Shakspeare's Antonio im Sturm sagen:

And what does else want credit, come to me,
And I'll be sworn 'tis true.

Und da möchte des Glaubens doch etwas zu viel kommen. — Eher möchte ich noch alle Menschen als Sünder erkennen, und doch nicht im gefoderten Sinn. An Verderbtheit der meisten Menschen glaub' ich, auch daß unsre Besseren keine Engel sind. Und so hatte Christus wohl recht, den Sündern seiner und jeder Zeit ein μετανοεῖτε zuzurufen. Fodert man aber von mir Glauben an Erbsünde, die angeboren sei, dann antworte ich, ohne mich durch vieldeutige Bibelstellen irren zu lassen, fest und entschieden: Nicht Erbsünde pflanzte Gott in unsre Seele, sondern Erbtugend, und unsre Schuld ist's, wenn wir sie verlieren, und unser Verdienst, wenn wir sie erhalten und steigern, wie ein Lessing sie steigerte. Stolbergs ganzes Leben spricht, ja schreit dafür; denn immer ringt hier angeborener Geistesadel mit den Teufeln des hochfahrendsten Aristokratismus und des finstersten Pfaffenthums, die ein so edles Herz (o mein theurer Jean Paul, welch ein Herz!), das ihnen ohne Wi-

verstand sich hingab, am Ende ganz heruntergebracht haben. —

Heidelberg, 27. September 1819.

Seit ich zuletzt schrieb, hab' ich unermeßlich gearbeitet, doch nicht zum Nachtheil der Gesundheit. Ich habe unter andern alle historischen Einleitungen von König Johann an bis Heinrich VIII. aus den Quellen geschrieben. Das war eine schwere Arbeit in Rücksicht auf Auswahl, Anordnung, Stil. Es galt hier nicht eine Lebensbeschreibung dieser Könige zu geben, sondern in der kürzesten Kürze, und doch klar, grade so viel als für Shakspeare paßt. Aus diesen Einleitungen wird man ohne Fingerzeig sehn, wo Shakspeare die Geschichte verließ, wo er ihr treu blieb; und ich hoffe, dann wird die Bewunderung für seine Kunst eintreten; denn keine einzige Abweichung, die nicht einen dramatisch künstlerischen Grund hat. Jetzt bin ich mitten drin, die Anmerkungen zu den Königsstücken zu schreiben. Hier hängt alles zusammen, wie Kette und Klette. Ich habe zu dem Zwecke die Hauptgeschichtswerke über England und Holinsheds Chronik mit Aufmerksamkeit gelesen und wiedergelesen, und der Eindruck der Bewunderung über Shakspeare's Kunst ist bei mir zurückge-

blieben, ganz anders wie bei Malone, Ritson und anderen, die Shakspeare nie loben, aber jedesmal schelten und anquarren, wenn er von der buchstäblichen Wahrheit abweicht, z. B. drei gleichförmige Schlachten in Eine zusammenzieht, und mehr dergleichen. Diese Leute haben mir fast den Kopf verwirrt, die Chronik hat die Ordnung hergestellt, und aus Hume's Meisterwerk erseh' ich, daß Shakspeare nie in Hauptsachen von der Geschichte abgeht, nur aus künstlerischen Absichten in Nebenpunkten, am meisten im Johann. Shakspeare muß durch die Fackel der Historie beleuchtet werden; manche Kenntniß setzt er voraus, manches deutet er nur an, und nur den Verständigen. Nun bin ich dabei, das durchaus nothwendige zu sagen, nichts überflüssiges, und jedes an seinem Platz. Dies erfodert scharfe Aufmerksamkeit, und anhaltenden Ferienfleiß, den ich bloß morgen durch eine kurze Fußreise nach Weinheim unterbrechen will. Durch das viele Lesen und Grübeln wühlt es in meinem Kopf durcheinander, wie die zwölf Hasen im Holsteinschen Sprichworte, die sich abarbeiten, nur auf elf Stühlen zu sitzen.

Des Vaters Schrift über Stolberg ist fertig gedruckt. Ich bewundere in ihr den ruhigen Ton, der milde ist, wo Milde ausreicht, und doch eine große

Kraft im Hinterhalte ahnen läßt; manchmal aber auch derbe ist, und doch nicht durch Leidenschaft Kraft vergeudet. Wie sehne ich mich, theurer Jean Paul, über religiöse Gegenstände einmal Deinen Posaunenton zu vernehmen! Die meisten Theologen schweigen. Wohl uns, daß wir noch Laien haben wie Du, die zu reden wissen. — Das Wort hat die Welt erschaffen, das Wort wird sie erhalten.

Baireuth, 28. November 1819.

Mein geliebter Heinrich! Wie wirst Du mich denken? Beinahe Deine Gefühle hab' ich über mein Schweigen ausgestanden. Wanke nur aber nie Dein Vertrauen auf meine goldfeste Liebe, würden auch meiner Briefe — wie dies wirklich gegen andere geschieht und täglich zunimmt — vierteljährlich weniger.

Meine Frau ist vorgestern nach Berlin gereiset, um die Zimmer ihres geliebten Vaters zu sehen; denn er selber ist am 1sten nach dem Besuche des Schauspieles und einem heitern Tage in der Nacht durch einen Schlagfluß hinübergegangen; wie eine Sonne am Gleicher, ging er unter ohne Dämmerung und auf einmal. — Das Werkchen Deines Vaters hat hier jeden Kräftigen — zumal in solcher politischen

Zwergen- und Fastenzeit — gestärkt. Der herrlichste Vößeschlüssel zum Werke und zum Gemüthe ist S. 47 die Anrede an Stolberg: „Wie damals, mein Stolberg, wird uns sein, wann Du in der Morgenröthe des ewigen Tags aus Deiner viel schwereren Betäubung erwachst“ und S. 102. Wie ein Fruchtregen unter dem Donner erquickt jene Anrede *) den Leser und zeigt ihm weit in die Seele des Verfassers hinein. Gegen den Adel hat er überall recht, obwohl nicht immer mit den nämlichen Waffen. St.s Übertritt kann doch nur als Irrthum erscheinen, und sogar sein Verheimlichen und Fortpflanzen nur als dessen Folge, nicht als Sünde. — Auch hier ist die Vossische Prosa ein Goldbarren für den deutschen Sprachschatz, so wie euer Gesammt-Shakspeare uns ihn und die Sprache zugleich erneuert. Durch eure Keckheit, den einsilbigen Britten in einen einsilbigen Deutschen zu verwandeln, gewinnt unsere Sprache wahrhaft, deren Wasser andere so wenig, wie das physische, einer Zusammendrückung fähig halten.

---

*) „Ja, bei Gott dem Allbarmherzigen! wir werden uns wiedersehn, Stolberg und Agnes und Ernestine und Voß, unschuldiger dem Guten nachstrebend, und dadurch seliger, als einst in dem schönen Seethal Eutins! Aber welche Scham, welche Reue, du bethörter Stolberg, wird deiner Seligkeit vorangehn!“

Heidelberg, 7. December 1819.

Den Tod Deines Schwiegervaters las ich in der Berliner Zeitung: in dem Augenblicke stand mir alles vor der Seele, was Du mir über seinen Besuch mit so rührender Herzlichkeit schriebst; und da fühlte ich euren Schmerz und zugleich eure Freude, daß ihr den seltenen Mann noch einmal vor seinem Tode so recht herzlich genießen und lieben konntet. Ein solches Hinüberschlummern sollte nicht Tod genannt werden: ἱερον ὕπνον κοιμᾶται, θνήσκειν μὴ λέγε τοὺς ἀγαθοὺς. Der Bruder des Schlafes kann gar hold und lieblich sein, wenn er die reife Frucht mit linder Hand vom Baume pflückt. Aber auch furchtbar und schrecklich, wenn seine Sense die frischgrüne Ähre mäht. Mein lieber Solger mußte so früh scheiden. Er war das Bild der Gesundheit und Kraft, als wir 1803 Studentenabschied nahmen. Damals weinte er bitterlich, weil ich so siech und hinscheidend allen als ein Halbtodter vorkam. Jetzt bin ich der Gesunde, und ihn deckt der Grabeshügel, und vier Kinderchen stehn weinend daran. O Du theurer Jean Paul, bleibe Du uns lange; wahrlich die Deinen können Dich noch lange nicht entbehren; und spät werde Dir das Loos des Berliner Menelaos, der

ohne zu sterben, wie Henoch, ins Elysium versetzt ward! —

Mein Vater drückt Dir recht deutschkräftig die Hand für das warme Wort über seine Schrift. Stolbergs Übertritt, als Privatsache, kann nur als Irrthum gelten. Wäre sie das geblieben, nie wäre ein Wort darüber verloren; aber er wirkt noch immer im Stillen, und grade jetzt, da sein Anhang so sehr gewachsen ist, werden mehr als je Proselyten gemacht. — Ja wohl, die Anreden an Stolberg, die zeigen doch wohl, daß kein Groll im Herzen des Verfassers war, sondern vielmehr offener Zorn, der die Sache beschaut, und nicht die Person; der gerade stellen will, nicht beleidigen: das Bild eines Mannes, der redlich und strenge an dem hält, was ihm Wahrheit ist, der Wahrheit als das höchste achtet, und durch das ganze Leben nicht wankt und von ihr weicht.

Oft ergreift mich eine tiefe Wehmuth, wenn ich das Bild, das ich sonst von Stolberg in der Phantasie trug, mit dem jetzigen aus dem Sophronizon vergleiche. Kaum meine Eltern liebte ich mehr als diesen Mann von ganz „unwiderstehlicher Anziehungskraft." Seine Religion kümmerte mich wenig, da sie mir nicht lästig fiel; von seinen Stürmen erfuhr

ich nichts, durch Betrieb meiner Eltern. Ich sah nur den heiteren Stolberg mit der Engelseele, und wenn einmal eine Wolke auf seiner Stirn ruhte, dachte ich, so geht's ja auch der Sonne. Und wie freundlich war der Mann gegen mich, wie unverdrossen, mich in Sprachen fortzuhelfen, mir dunkle Stellen im Shakspeare zu erklären! Ich war auch als Schüler manchmal tagelang Vikarhofmeister bei seinen mir über alles ergebenen Kindern, wenn der Hofmeister einmal verreist war. Ich könnte Dir, wenn ich die Zeit fände, ein wahrhaft bezauberndes Bild von dem aufstellen, was ich ehemals mit dem Namen Stolberg verband. Und den Mann, den noch jetzt viele unchristliche und überchristliche Christen als Heiligen zu verehren vorgeben, den haben Aristokratismus und Afterreligion zu dem gemacht, was er nun ist, haben all die edlen Keime erstickt, die von der Sonne des Bürgerstandes gereift, die erstaunenswerthesten Früchte getragen hätten! Jede gewaltsame Zerstörung betrübt; und nun ein Meisterbild zertrümmert! — Stolberg lieb' ich so sehr, als je, d. h. den alten Stolberg, der obgleich lebend, doch nicht mehr auf Erden weilt. —

Den 15ten December. Vor einigen Tagen kam die Nachricht, Stolberg sei tödtlich krank, und

seitdem ist meine Seele betrübt in den Tod. Gott wehre den Schlag dem Vater von so vielen Söhnen und Töchtern! — Ach, lieber Jean Paul, ich fühle noch mehr dabei, das ich nicht entwickeln mag. Mein Vater war sehr weich und sehr gefaßt bei der Nachricht. Zwar mir entstand kein halber Zweifel, ob mein Vater recht gethan mit der Herausgabe der Schrift. Sie war ihm von Gott eingegeben. Aber wird die Welt so denken? Wird nicht Freund und Feind, auch wenn gar kein Zusammenhang ist, auch wenn Stolberg die Schrift gar nicht gelesen, wie er gelobt, durch dies unselige Zusammentreffen — — — ich mag's nicht zu Ende schreiben. — Allmächtiger Gott, Dein und nur Dein Wille geschehe! — Mein Vater ist ruhig, wie das gute Gewissen; vor ihm bin ich's auch; aber des Nachts weine ich, und flehe, daß mein Traum in Erfüllung gehe. Ich stand vor Stolbergs Bette, er reichte mir freundlich die Hand, und sagte: „Gott ruft mich ab; nicht Dein Vater ist Schuld an meinem Tode.“

Heidelberg, 24. December 1819.

Mein theurer Jean Paul! Der Schluß meines letzten Briefes, den ich in den Tagen meiner Angst schrieb, kann Dich wenig erfreut haben. Es ist all

ich nichts, durch Betrieb meiner Eltern. Ich sah nur den heiteren Stolberg mit der Engelseele, und wenn einmal eine Wolke auf seiner Stirn ruhte, dachte ich, so geht's ja auch der Sonne. Und wie freundlich war der Mann gegen mich, wie unverdrossen, mich in Sprachen fortzuhelfen, mir dunkle Stellen im Shakspeare zu erklären! Ich war auch als Schüler manchmal tagelang Vikarhofmeister bei seinen mir über alles ergebenen Kindern, wenn der Hofmeister einmal verreist war. Ich könnte Dir, wenn ich die Zeit fände, ein wahrhaft bezauberndes Bild von dem aufstellen, was ich ehemals mit dem Namen Stolberg verband. Und den Mann, den noch jetzt viele unchristliche und überchristliche Christen als Heiligen zu verehren vorgeben, den haben Aristokratismus und Afterreligion zu dem gemacht, was er nun ist, haben all die edlen Keime erstickt, die von der Sonne des Bürgerstandes gereift, die erstaunenswerthesten Früchte getragen hätten! Jede gewaltsame Zerstörung betrübt; und nun ein Meisterbild zertrümmert! — Stolberg lieb' ich so sehr, als je, d. h. den alten Stolberg, der obgleich lebend, doch nicht mehr auf Erden weilt. —

Den 15ten December. Vor einigen Tagen kam die Nachricht, Stolberg sei tödtlich krank, und

seitdem ist meine Seele betrübt in den Tod. Gott wehre den Schlag dem Vater von so vielen Söhnen und Töchtern! — Ach, lieber Jean Paul, ich fühle noch mehr dabei, das ich nicht entwickeln mag. Mein Vater war sehr weich und sehr gefaßt bei der Nachricht. Zwar mir entstand kein halber Zweifel, ob mein Vater recht gethan mit der Herausgabe der Schrift. Sie war ihm von Gott eingegeben. Aber wird die Welt so denken? Wird nicht Freund und Feind, auch wenn gar kein Zusammenhang ist, auch wenn Stolberg die Schrift gar nicht gelesen, wie er gelobt, durch dies unselige Zusammentreffen — — — ich mag's nicht zu Ende schreiben. — Allmächtiger Gott, Dein und nur Dein Wille geschehe! — Mein Vater ist ruhig, wie das gute Gewissen; vor ihm bin ich's auch; aber des Nachts weine ich, und flehe, daß mein Traum in Erfüllung gehe. Ich stand vor Stolbergs Bette, er reichte mir freundlich die Hand, und sagte: „Gott ruft mich ab; nicht Dein Vater ist Schuld an meinem Tode."

. . . .

Heidelberg, 24. December 1819.

Mein theurer Jean Paul! Der Schluß meines letzten Briefes, den ich in den Tagen meiner Angst schrieb, kann Dich wenig erfreut haben. Es ist die

lig, daß ein heiterer nachfolge, und noch in diesem Jahr. Bald nach Absendung meines Briefes kam die Nachricht von Stolbergs Tode, und wunderbar! was mich recht hätte quälen sollen, goß mir Ruhe ins Herz. Es war das Gefühl: „Gott hat entschieden"; und zugleich eine Vorahnung, daß mein Traum erfüllt sei. Die Gräfin Stolberg hat nach Frankfurt geschrieben: nicht etwa durch eine Erschütterung, die ihm der Sophronizon gebracht, sondern an einem örtlichen Übel sei Stolberg gestorben; der Einsender möge überall diese Nachricht verbreiten, besonders nach Heidelberg hin.

Friede sei mit Stolberg! Irdische Schwächen und Irrthümer wird er nun erkennen, und der rechte Läuterer wird sein Edles und Gutes nicht der Vernichtung hingegeben haben. Jenseit hört der Unterschied der Stände auf, und die Wuth der Sekten. Groll war nicht in meines Vaters Seele, das hast Du so wahr aus den Anreden geschlossen. Der Tod, wie Schiller sagt, hat versöhnende Kraft; jeder unheimliche Gedanke schwindet nun; und Stolbergs besseres Sein lebe in treuer Erinnerung fort. Lange sprach ich darüber mit meiner lieben Mutter. —

Ein Riesenwerk erbaut jetzt mein Vater, einen Dionysos aus pfundschwerer Gelehrsamkeit. Er wird

ein strahlendes Licht auf die Dichter zwischen Pindar und Aristophanes werfen. Zoega's Vasi riliefi geben wenig Unterstützung. Dieser Mann, ein Koloß von Wissen, hatte zu wenig Bücher um sich; da excerpirte er denn manchmal zur Unzeit, und sah die Kunstwerke vor Excerpten nicht. Hast Du sein Leben von Welcker gelesen? Sehr interessante Briefe; aber Welckers Zuthaten enthalten zu viel und zu wenig.

Das alte Jahr neigt sich, Du Geliebter. Noch haben wir den Greis in unserer Mitte; bald legt er sich ins Grab, und ein lächelndes Kind tritt an seine Stelle. Laßt uns ihm vertrauen. Ist manches in der politischen Welt noch uneben, es bleibt nicht so; das ist mein fester Glaube; und die Dummheit wird nicht an der Stelle der Weisheit fußen.

Heidelberg, 10. Januar 1820.

So eben habe ich mit meiner Mutter des Schauspielers Schröder Leben beendet, ein anziehendes Werk, wenn gleich der Verfasser Meyer etwas breit schreibt, und manchmal zur Unzeit an sein Ich erinnert. Die Gefahren, welche Schröders Jugend umdroht haben, sind oft grauenvoll; achtungswerth ist er, weil er in allen dummen, ja schlechten Streichen immer mit der Tugend oben bleibt. Sein Bio-

lig, daß ein heiterer nachfolge, und noch in diesem Jahr. Bald nach Absendung meines Briefes kam die Nachricht von Stolbergs Tode, und wunderbar! was mich recht hätte quälen sollen, goß mir Ruhe ins Herz. Es war das Gefühl: „Gott hat entschieden"; und zugleich eine Vorahnung, daß mein Traum erfüllt sei. Die Gräfin Stolberg hat nach Frankfurt geschrieben: nicht etwa durch eine Erschütterung, die ihm der Sophronizon gebracht, sondern an einem örtlichen Übel sei Stolberg gestorben; der Einsender möge überall diese Nachricht verbreiten, besonders nach Heidelberg hin.

Friede sei mit Stolberg! Irdische Schwächen und Irrthümer wird er nun erkennen, und der rechte Läuterer wird sein Edles und Gutes nicht der Vernichtung hingegeben haben. Jenseit hört der Unterschied der Stände auf, und die Wuth der Sekten. Groll war nicht in meines Vaters Seele, das hast Du so wahr aus den Anreden geschlossen. Der Tod, wie Schiller sagt, hat versöhnende Kraft; jeder unheimliche Gedanke schwindet nun; und Stolbergs besseres Sein lebe in treuer Erinnerung fort. Lange sprach ich darüber mit meiner lieben Mutter. —

Ein Riesenwerk erbaut jetzt mein Vater, einen Dionysos aus pfundschwerer Gelehrsamkeit. Er wird

ein strahlendes Licht auf die Dichter zwischen Pindar und Aristophanes werfen. Zoega's Vasi riliefi geben wenig Unterstützung. Dieser Mann, ein Koloß von Wissen, hatte zu wenig Bücher um sich; da excerpirte er denn manchmal zur Unzeit, und sah die Kunstwerke vor Excerpten nicht. Hast Du sein Leben von Welcker gelesen? Sehr interessante Briefe; aber Welckers Zuthaten enthalten zu viel und zu wenig.

Das alte Jahr neigt sich, Du Geliebter. Noch haben wir den Greis in unserer Mitte; bald legt er sich ins Grab, und ein lächelndes Kind tritt an seine Stelle. Laßt uns ihm vertrauen. Ist manches in der politischen Welt noch uneben, es bleibt nicht so; das ist mein fester Glaube; und die Dummheit wird nicht an der Stelle der Weisheit fußen.

Heidelberg, 10. Januar 1820.

So eben habe ich mit meiner Mutter des Schauspielers Schröder Leben beendet, ein anziehendes Werk, wenn gleich der Verfasser Meyer etwas breit schreibt, und manchmal zur Unzeit an sein Ich erinnert. Die Gefahren, welche Schröders Jugend umdroht haben, sind oft grauenvoll; achtungswerth ist er, weil er in allen dummen, ja schlechten Streichen immer mit der Tugend oben bleibt. Sein Bio-

graph geht freilich auch recht darauf aus, alle Fleckchen von ihm abzuwischen, zumal in der Schlußchrie, wo Schröder, wie todte Fürsten in den Leichenreden eines Spanheim, Perizonius, Eichstädt, mit allen ersinnlichen Tugenden überschüttet wird. Schröder war eine prosaische Natur; die Wahrheit der Wirklichkeit war ihm das Höchste; sein Ideal das eines Fielding: Zusammenrückung des Charakteristischen, Ausmerzung des Unbedeutenden, Alltäglichen; das Höhere der Anschauung ahnte er kaum. Daher war er bald fertig als Schauspieler, fast ohne Bildung und ohne Vorbild; daher sein Jünglingswahn, er könne einen Eckhof meistern, dem er später auch nur den Vorzug eines besseren Organs zugestand; daher so ganz kein Bedürfniß mit den Geistigen Hamburgs in Verkehr zu stehn; daher, daß ihm geistig überraschendes parador dünkte, wie z. B. Jean Pauls Gespräche; daher der gänzliche Mangel an Sinn für tiefe, aber schweigsame Naturen, wie des herrlichen von Gleichen in Rudolstadt, aber viel Sinn für tüchtigen, aber nüchternen Verstand und für blendende Redseligkeit; daher die unverzeihliche Schnelligkeit, womit er englische Schauspiele, ohne Plan, so aufs Gerathewohl hin, deutsch zustutzte. Um Shakspeare hat Schröder Verdienst, weil er ihn auf die Bühne

gebracht; verstanden hat er ihn nicht. Auch keine Spur, daß dieser Genius auf ihn gewirkt, wie auf Wilhelm Meister, ihn gehoben, ihm neue Welten eröffnet; ich finde bei Schrödern ungefähr gleiche Liebe für Kotzebue. Wie schlecht Schröders Auslegung der Worte Shakspeare's über Musik, und ich hielt ehemals meine Anmerkung dazu überflüssig! Wie greulich und gräßlich sein Ausstreichen der ersten Scene im Lear, wodurch die beiden Töchter aus heiler Haut unnatürlich erscheinen, statt daß Shakspeare durch weises Voranstellen von Lears kindischer Ungerechtigkeit — nicht die Töchter rechtfertigt, aber doch den Abscheu gegen die Unholdinnen mildert! Und wetten möcht' ich, Schröder habe auch zu den Tadlern der Geisterscene in Richard III. gehört, weil ja unmöglich zwei feindliche Heere so nahe liegen können, als hier auf der Bühne geschieht. Dagegen glaub' ich gern, daß Schröder in Rollen, denen er gewachsen war, mit einem Garrick gerungen oder ihn mag übertroffen haben, z. B. im Geist des Hamlet und besonders im König Lear. Ein Schauder ergriff mich, als ich las, daß die verheirathete Schauspielerin N. N. in Wien nie wieder die Goneril hat spielen wollen, nachdem Schröder über sie den Fluch gesprochen. Das ist Triumph der Kunst! — Ein Haupt-

zug in Schröders Charakter ist Wahrheit und unerschütterliche Festigkeit; und schon daß er überhaupt Charakter behalten, ist dem Schauspieler anzurechnen. Iffland war Schauspieler im Leben, Schröder bloß auf der Bühne. Rührend waren mir auch die Beispiele von Schröders Wohlthätigkeit, und die heitere Ruhe, womit er in den Schreckensjahren Hamburgs seine Verluste ertrug. — Daß Göthe ihn zum Serlo erhöhete, glaub' ich dem Gerücht. — Schröder war es, der den Julius von Tarent strenge von der Bühne verwies, und dadurch Leisewitzen auf immer vom Theater schreckte. — Dies Leben hat uns unendliche Freude gemacht; kam ich aber an die Geschichten des Theaterbestandes, die für Schauspieler wichtig sein mögen; — diese und einen großen Theil der Meyerschen Reflexionen überschritt ich mit Stelzen.

Schröder scheint Dich bei Herder als eine Art von Störer angesehn zu haben. Er bemerkt, daß Du ganz verständlich sprächest, und, wenn ich nicht irre, sogar geistreich. Grade wie vor 50 Jahren ein dänischer Kammerherr zu Klopstock sagte: „Mein Gott, Sie Klopstock? Sie reden ja ganz vernünftig!“

Die Almanache sind nicht alle fett; die mageren Kühe treiben ihr Unwesen. Willst Du eine Salbaderei lesen, so nimm Clodius Aufsatz über den

Hamlet in der Urania. Da findest Du, wie alle Greuel der heidnischen Philosophie Hamlets aufgewogen werden in dem Worte:

> Some say, that ever 'gainst that season comes,
> Wherein our *Saviour's birth* is celebrated etc.

Nun ist Shakspeare doch auch ein guter Christ! — Was so ein Wort nicht vermag! Ein mahomedanischer Shakspeare hätte so ein Wort gar nicht schreiben können, auch nicht, wenn er Christen redend aufgeführt hätte!

Krummacher hat aus seinem tiefen Gemüthe eins über Stolberg und Voß in Asmus Tone hergesalbadert. Der Mann, der fad' ist (oder: der Mann, was Schad' ist), macht krumm was grad' ist. Ich bin wenig befreundet mit Menschen, denen die christliche Dogmatik mit alten Anklerungen kothiger Jahrhunderte mehr gilt, als die heilige Christuslehre aus Christus eignem Munde. Wie kann Christus der Verfolgung dieser Eiferer entgehn? Nie spricht er von seiner wundervollen Geburt, von der Dreieinigkeit, von der Wunderkraft des Abendmahls, von seiner Himmel- und Höllenfahrt, von seiner Allwissenheit. Einen Sohn seines himmlischen Vaters nennt er sich, und fodert, daß alle so leben, wie er, damit auch sie Söhne Gottes sein. — Meinen Vater rührt

nichts persönlich in dieser Sache. Kommen lobende Recensionen, so ist sein erstes Wort: „Gut für die gute Sache.“ Keine Schmähung, auch die bitterste nicht, kränkt ihn. Als er Stolbergs Gegenschrift gelesen hatte, gleich darauf fuhr er in seiner grammatischen Arbeit fort. Wo gutes Gewissen ist, da ist wahre Ruhe. Ich habe Augenblicke, wo ich meinen theuren Vater ganz fasse, und dann regt sich Stolz in mir, daß ich sein Sohn bin. Ächter Sohn seines Geistes zu sein, ist mir von Gott nicht gegeben, wohl aber ächter Sohn seines Herzens, und das will ich immer mehr werden, hier und jenseits. —

Baireuth, 22. Februar 1820.

Der Sophronizon konnte in keine günstigere Zeit als in das jetzige Kerker-Provisorium fallen, wo jeder zu einem Freiworte über Adel und Pabst jauchzet und tanzt. Stolbergs Tod hätte doch am Ende Deinen edeln Vater nicht mehr bekümmern dürfen als Jacobi'n Mendelsohn's Tod; sonst müßte man am Ende, bevor man gegen einen schriebe, bei dessen Arzte ein Gesundheitszeugniß einholen. Aber auch das Versterben an einer Widerlegung wäre eigentlich sogar ein Fehlerstoff mehr für eine, — wenn man strenge richten wollte, was man aber nur vermag,

wenn man andere { tröstet, / vertheidigt, } aber nicht, wenn sich. —

Schröders Leben kenn' ich noch nicht; einmal sah ich ihn selber bei Herder, er kam mir so unpoetisch vor wie seine Lustspiele. —

Heidelberg, 10. März 1820.

Das ist nun schon das drittemal, daß ich die Feder nehme, meinem geliebten Jean Paul zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. Zwar fällt er erst auf den 21sten; aber mir war beim Erwachen, als wär' er heut, und daran war ein Traum Schuld, der Dich mir mit einer rechten Geburtstagsmiene vorführte. Könnte ich doch einmal an einem Deiner Geburtstage Dich hier haben! Wahrlich ein Fest wollte ich Dir bereiten, dessen kein König sich schämen sollte. Ein Fest der Liebe und der Verehrung! Ich müßte Dir aber in der Nähe sitzen, um Dein Gespräch hören, und Dir ins Auge schauen zu können; ich müßte Deine treue Rechte ergreifen können, die ich so oft mit Rührung gedrückt habe.

Die Feier Deines vorjährigen Geburtstags ward durch die Nachricht von Jacobi's Hinscheiden getrübt. — Ich weiß noch gar gut, mit welcher Liebe

nichts persönlich in dieser Sache. Kommen lobende Recensionen, so ist sein erstes Wort: „Gut für die gute Sache.“ Keine Schmähung, auch die bitterste nicht, kränkt ihn. Als er Stolbergs Gegenschrift gelesen hatte, gleich darauf fuhr er in seiner grammatischen Arbeit fort. Wo gutes Gewissen ist, da ist wahre Ruhe. Ich habe Augenblicke, wo ich meinen theuren Vater ganz fasse, und dann regt sich Stolz in mir, daß ich sein Sohn bin. Ächter Sohn seines Geistes zu sein, ist mir von Gott nicht gegeben, wohl aber ächter Sohn seines Herzens, und das will ich immer mehr werden, hier und jenseits. —

Baireuth, 22. Februar 1820.

Der Sophronizon konnte in keine günstigere Zeit als in das jetzige Kerker-Provisorium fallen, wo jeder zu einem Freiworte über Adel und Pabst jauchzet und tanzt. Stolbergs Tod hätte doch am Ende Deinen edeln Vater nicht mehr bekümmern dürfen als Jacobi'n Mendelsohn's Tod; sonst müßte man am Ende, bevor man gegen einen schriebe, bei dessen Arzte ein Gesundheitszeugniß einholen. Aber auch das Versterben an einer Widerlegung wäre eigentlich sogar ein Fehlerstoff mehr für eine, — wenn man strenge richten wollte, was man aber nur vermag,

wenn man andere { tröstet, / vertheidigt, } aber nicht, wenn sich. —

Schröders Leben kenn' ich noch nicht; einmal sah ich ihn selber bei Herder, er kam mir so unpoetisch vor wie seine Lustspiele. —

Heidelberg, 10. März 1820.

Das ist nun schon das drittemal, daß ich die Feder nehme, meinem geliebten Jean Paul zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. Zwar fällt er erst auf den 21sten; aber mir war beim Erwachen, als wär' er heut, und daran war ein Traum Schuld, der Dich mir mit einer rechten Geburtstagsmiene vorführte. Könnte ich doch einmal an einem Deiner Geburtstage Dich hier haben! Wahrlich ein Fest wollte ich Dir bereiten, dessen kein König sich schämen sollte. Ein Fest der Liebe und der Verehrung! Ich müßte Dir aber in der Nähe sitzen, um Dein Gespräch hören, und Dir ins Auge schauen zu können; ich müßte Deine treue Rechte ergreifen können, die ich so oft mit Rührung gedrückt habe.

Die Feier Deines vorjährigen Geburtstags ward durch die Nachricht von Jacobi's Hinscheiden getrübt. — Ich weiß noch gar gut, mit welcher Liebe

Jacobi von Dir im Jahre 1812 sprach, als er Dich kurz vor seiner Ankunft in Heidelberg in Nürnberg kennen gelernt hatte. Du mußtest ihn hinreißen und beherrschen. Auch Dohm, der bald nach Deinem ersten Hiersein von München hieherkam, sagte mir von Jacobi's Liebe zu Dir; er erzählte, Jacobi hätte komisch unwillig gethan, daß die Heidelberger Jean Paul so gefeiert, und sich wenige Jahre vorher um Jacobi gar nicht bekümmert; und dann ernsthaft hinzugefügt, vor einem Dichter müsse ein Philosoph die Segel streichen *), zumal vor einem so gewaltigen, und die Heidelberger hätten Recht gethan.

Und wohl verdiente Jacobi Deine Gegenliebe, und das schöne Traueropfer an Deinem Geburtstage. Das hat mir der Woldemar neulich wieder von neuem kund gethan, und die herrlichen Briefe über Stolbergs Übertritt. Aber das berge ich nicht, Du herrlicher Freund des Herrlichen, es schmerzte mich, als ich in Stolbergs Schrift las und bestätigt fand, Jacobi habe diese Briefe förmlich zurückgenommen,

---

*) „Es ist bloß umgekehrt; doch wenn ich ihm auch nicht die Schuhriemen auflösen konnte, so konnte ich ihm doch einmal in Nürnberg nach 4 seligen Geisterstunden — um 12 Uhr den Stiefelknecht oder die Stiefel halten zum Ausziehen.“ Anm. v. Jean Paul.

und durch die Zurücknahme verbannt. Daß Jacobi die moralische Person Stolberg von der fleischlichen trennte, begreife ich; an diese war Annäherung denkbar. Was er aber gegen jene in einem der heiligsten Momente seines Lebens, er, der Protestant gegen den Papisten, schrieb, das hätte er nie für Aufwallung der Leidenschaft erklären sollen.

Stolbergs Abfertigung erfüllt mich mit Trauer; nicht über die Giftworte darin, die ja nicht treffen und nicht verwunden, sondern daß ein Stolberg vor seinem Tode so sprechen konnte, der besser zu sprechen von Gott bestimmt war. Beurtheilte er Voß nach langem vertrautem Umgange wirklich so, dann fehlte ihm ja aller Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit. Urtheilte er anders, und schrieb dennoch so, dann schrieb er ja als Unwahrhafter in liebloser Rohherzigkeit. Mein Vater ist dabei, eine neue Schrift zu entwerfen. Daß der Ton der Abfertigung nicht wie ein Echo zurückhallen werde, verbürgt mir seine Ruhe, seine durch nichts zu trübende Heiterkeit.

Hast Du Benzels „alten Adam" gelesen? Viel Geist, viel Witz, viel Schwerfälligkeit, viel Geschrobenheit. Ich konnte mich nicht hindurchhaspeln, wie sehr ich mich stellenweis angezogen fand. Aber hier nahm ich Gaukelei wahr; die herrlichsten Wahrheiten

sind aus dem Boden der Lüge erwachsen, und unter der Miene der Liberalität wird ganz gottlos geinnkert. Dieser Wenzel ist ein Sohn von Dir; aber hast Du das rechte Wohlgefallen an ihm? Ich denke, Dir muß manchmal vor dem Zerrbilde Deines Stiles grausen, wie uns andern Menschen vor Pavianen oder Wachsfiguren.

Du bist unerschöpflich an Erfindungen; aber verschmähst Du ganz das erlebte? Manchmal ist der Zufall so witzig, wie der witzigste Scharfsinn. — Neulich erzählte mir mein Vater von einer alten seelenguten französisch-deutschen Jungfrau, die sich seiner so treu angenommen, als er, der zwanzigjährige, bei mecklenburgischen Edelleuten ein zwang- und lastenvolles Hofmeisterleben lebte. Diese Jungfrau war bärtig, wie die Hexen im Macbeth; sonst aber nicht widerhaarig, wie diese, sondern eher das Gegentheil. Einst kommt ein Hausirer, der seine Waaren verspielt. Mein Vater nimmt ein Loos, sie auch eins; jener gewinnt einen Spiegel, diese — ein Scheermesser. Alles lacht. Da bietet mein Vater ihr einen Tausch an, und so werden die ungleichen Gaben der Fortuna wieder ausgeglichen. — Einer der artigsten Züge in der Luise ist, wie sie als Kind ausruft, als sie den Regenbogen erblickt: „Vater,

da regnet es Blumen vom Himmel." Dies ausgerufen ist mir in meinem zweiten Jahre begegnet.

Bairenth, 17. April 1820.

Hier bringt Dir der Postwagen die Ursache meines Schweigens in die Hände. Die Vorrede, welche ich einmal zur ganzen Wahrheit machen will — jetzt ist sie nur eine halbe — wird Dich über vieles und darüber belehren, daß der zweite Theil (des Kometen) viel besser ist. Wär' ich aber erst vollends beim dritten! — Ich bitte Dich, lies vorher das Manuscript, eh Du es dem Buchdrucker giebst, und urtheile und verurtheile, wenn's sein muß. — Meinen Hesperus wird Dir Max mitbringen, der in jedem Brief Dich grüßt und sich auf Deine Lehren freuet. *) Über alle meine Erwartung entwickelt sich fast von Brief zu Brief ein herrlicher Charakter voll Männlichkeit, Tugend- und Wahrheiteifer, in einem körnigen, bisderreichen, sogar witzigen Stile. Der vorige Jüngling ist nur der Bodensatz und Niederschlag des jetzigen. — Für Deine köstlichen Briefe — niemand kann mir ähnliche schreiben — dank' ich Deiner Seele; zum Erwiedern hab' ich wenig um mich. — Der

*) Er bildete sich unter Thiersch in München.

Mai giebt mir wenigstens eine Wonnestunde statt eines Wonnemonats, nämlich die an meines Sohnes Brust, weil ich nach München gehe. — Dein guter Vater hat mich in der Literaturzeitung recht erfreuet; bereichert hätt' er mich auch genug, hätt' ich Kräfte, seine griechischen Sprachschätze zu tragen. — Sein Gegen-Stolberg hat zwar an der jetzigen Zeit die beste Wache und Wehre; und doch wird uns alle sein Fortsprechen erquicken, schon weil man sein Deutsch — als Sprache und als Gesinnung — so gern hört. — Ich bitte Dich, lade doch nicht Leute wie Fouqué und Hoffmann zum Recensieren ein. Sind denn bloße Dichter, zumal so einseitige und nachahmende, eben darum auch Kunstrichter? Fouqué und Hoffmann saugen jetzo zu sehr an ihren Schreibtatzen, anstatt mit diesen Honig und andere Fett-Beute zu holen. — Byron ist ein größerer Dichter als beide, und hätt' er nur den Mazeppa geschrieben. Himmel! wie sind euere Übersetzungen hoch oben über denen des Byron! Nur ihr dürft den Mitabdruck der Urschrift wagen, und Göthe hat in seinem Divan so Recht, wenn er euch lobt.

Heidelberg, 20. April 1830.

Gestern Morgen erhielt ich Dein Paket mit dem Kometen. Sogleich ging ich an das Lesen, in sehr behaglicher Stimmung, mich selig in Dich hineinträumend, wobei mir immer Dein liebes, seelenvolles Bild vor Augen schwebte. Der rasche Fortgang dieser — von allen höheren, bald in Ernst gehüllten, bald in Satire verkleideten Andeutungen abgesehn — schon an und in sich so ergötzlichen Geschichte hat mich so gefesselt, daß ich mir oft meiner nur bewußt ward, wenn mich ein plötzliches Behagen oder Lachen unterbrach. Köstlich ist der in seiner Hahnreischaft sich so glücklich fühlende Apotheker, das ewige Hinblicken auf den unsichtbaren Fürstenvater, gleichsam ein komisches Gebet an den heiligen Geist, der nirgendwo sich spüren läßt; die prinzliche Erziehung, bei der man mitunter das Komische vor lauter Ernst auf einige Stunden vergißt, und dann um so derber getroffen wird; die ausholende Unterredung mit dem Bratschisten, und endlich das tête à tête am Todesbette, wo die feierliche Etikettenhöflichkeit mit einmal eintritt; die Ehrerbietung gegen den Fürstenpapa, wozwischen doch immer wieder der Apotheker hineinvatert — da hast Du wahrlich ein Füllhorn der herrlichsten Erfindungen ausge-

gossen; und wie wogt und wühlt alles in bunter Farbenpracht durcheinander, wie, in dem schönen Mährchen vom goldgelben Wasser, die allfarbigen Strahlen, die gegen das Sonnenlicht emporschießend im ewigen Steigen und Fallen sich immer neu gebären! Ob alles von Dir ersonnen, ob manches erlebte mit eingeflossen und bloß veredelt ist, ich weiß es nicht; aber die Kunst verstehst Du, neben dem Gegebenen tausend schlafende Erinnerungen zu wecken, so daß auch ein stumpfer Leser mitzudichten gezwungen wird, indem Du ihm vordichtest. Sage, Du Unerschöpflicher, woher hast Du das alles? Die vollen und übervollen und doch nicht überladenen Gleichnisse! Wie am Wolfsbrunnen die Forellen, so werden von Dir die Gedanken mit einem Netz umschlungen und herbeigezogen. Welch ein Fischgewühl von Gedanken wimmelt in dem Bilde vom quecksilbernen Zeitalter u. s. w. — Ich verlange den zweiten Theil gar nicht besser, als den ersten; aber es wird Dir gehn wie dem edlen Cervantes, dessen Werk von der Überwindung des Spiegelritters an immer höher, tiefer, majestätischer wird. — Oft hat mich Lessing erfreut durch das Treffende seiner Allegorieen. Die gleiche Freude schlug mich, als ich in der Vorrede die Schilderung des Kometen las,

der ja mit dem Helden fast Eine Person ist. — Ich könnte Dir noch viel Deiner Herrlichkeiten auftischen, und noch mehr nach acht Tagen, wenn sich alles in meinem Kopfe gehörig geordnet haben wird; aber was heute das Wichtigste ist, — ich muß noch einige Stellen namhaft machen, die mir theils dunkel, theils zweifelhaft sind. *)

Baireuth; 4. Mai 1820.

Dein Urtheil nahm mir eine zweijährige Last von der Seele; denn ich wollte Dir mein Mißtrauen in den Werth des Kometen nicht ganz ausdrücken, aus der Besorgniß, Deinem Gefühle die Unbefangenheit zu stören. Mit ähnlicher Rücksicht ist auch die Vorrede geschrieben, denn leider acceptirt und übertreibt die Lesewelt zu leicht und zu stark jeden Selbertadel, womit man daher behutsam sei. Vorliebe für mich und einen durch Komiker aller Art geschärften Vorgeschmack kann ich freilich bei keinem zweiten Leser in solchem Grade erwarten. Übrigens ist alles, Geschichte und Charakter, rein bloß auf dem Boden

*) Hier und in den nächsten Briefen folgt nun eine Reihe von Fragen, Critiken und Bemerkungen, welche Jean Paul größtentheils berücksichtigt hat. S. dessen Brief vom 19. Juli 1820.

meiner Phantasie gewachsen, und die Außenwelt gab nur Klima oder Sonne dazu her. Ach in welchen lieben warmen Händen seh' ich nun mein nacktes Kind, Du treuer Mensch! —

Morgengänge sind dem Gelehrten schädlich, weil am Morgen nach der langen Ruhe die Erregbarkeit zu groß ist, wie auch die Wirkungen des Frühtrinkens u. s. w. beweisen. Alle Bewegung muß, wie ich in der Levana angeführt, der geistigen Anstrengung nachfolgen, nicht vorgehen. — Hoffmann, obwohl der Nachahmer meines Komischen, ist kein Freund meines Ernstes und vielleicht keiner von mir, weil ich ihn in der Vorrede nicht genug gelobt. Du bist nicht im Stande, den jetzigen Jünglingen eine Schmeichelei zu sagen; sie halten sie für mageres Lob.

Heidelberg, 15. Mai 1820.

Mein ganzes Herz dankt Dir für Deinen Brief, und geantwortet soll gleich werden, wenn auch kurz und eilig. Du glaubst nicht, wie ich noch immer an Deinem Kometen zehre, besonders auf Spaziergängen. Ich las ihn zweimal, das erstemal mit Andacht (d. h. an nichts anders denkend), das zweitemal rascher mit kritischer Aufmerksamkeit, und gleich

darauf schrieb ich die paar Anmerkungen, die zu meiner Freude Dir recht gewesen sind. — Unbegreiflich ist mir Dein Mißtrauen; wie kann ein Werk so auf den Verfasser wirken, das eines Lesers ganze Seele füllt? Meine Liebe zum Verfasser hat mein Gefühl nicht bestochen, sie hat bloß die Freude geweckt, daß grade Er, der herrliche Mann, der Verfasser ist. Eine Anzeige des Kometen sollst Du von mir im Morgenblatt, oder im Eleganten lesen, die ich schon im Kopf und im Herzen fertig habe. *) Das Beurtheilen eines Kunstwerks nach gewissen Regeln versteh' ich nicht, wohl aber das Fühlen, und was ich gefühlt, andern in die Seele zu schreiben, manchmal auch — zu sprechen.

Sage Thiersch den herzlichsten Dank für seinen Pindar. Sehr bald schreib' ich ihm, dem trefflichen. Entzückt hat mich die Zueignung an Jahn, und daß er grade diesem sein Werk geweiht.

Klopstock wäre mit der S-Ausstoßung nie so weit gegangen, wie Du. Doch hätte er Dir gedankt, daß Du so weit gegangen, weil Du es jedem erleichterst, Dir zu folgen, so weit sie nach Überzeugung können, und nach Gefühl oder Ohr wollen.

---

*) Sie ist nicht erschienen.

München, 7. Juni 1820.

Seit dem 30sten bin ich hier, aber in keinem Heidelberg. Ich rechnete so lange am Wetter, bis ich gerade das schlechteste getroffen, das sich von den Tyroler Alpen noch Verstärkung von Kälte und Gewölke holte. — Das Schönste und Liebste, was ich hier fand, war mein Max. Sein gelehrter und sein moralischer Gehalt hat sich hier verdoppelt. Mein Vaterherz kann Dir mit keinen Worten ausdrücken, wie es sich an dem reinen, heißen, wissensdurstigen, bescheidnen Jüngling erquickt und erfrischt. Da er morgens und abends und noch öfter bei mir ist: so ist mir das ungemüthliche München eine halbe Heimath. — Ein Umsturz des Wagens auf dem Wege nach Nymphenburg lieferte mir zum Wetterübel noch einen starken Brustschmerz, über welchen mein mitfahrender Max bitterlich weinte; siehe den Dualismus. — Thiersch herrliche Nase, Augen, Offenheit und alles hat mich für ihn erobert. Dein Loben hab' ich ihm ausgeplaudert; wie ich überhaupt eine wahre Stadtklatsche von allem bin, was einer dem andern hinter dem Rücken nachsagt im Lobe. — Zum Glücke wohne ich im Häuserkreise vor der Stadt, der gerade die Gelehrten, folglich die Ausländer befaßt; die Inländer innerhalb brauchen ein Jahr, um

meine Ankunft, und ein Jahrhundert, um mein literarisches Verhältniß zu erfahren. — Von Byron hab' ich nur den Mazeppa und noch ein Gedicht gelesen, wo er freilich nur als ein fliegender Engel, nicht als ein gefallener schreibt. — Ich sah das glänzende Frohnleichnamsfest; aber der Grimm über den Pfaffenunsinn erstickt den ästhetischen und empfindsamen Genuß. Es ist schön, einen König zum erstenmale blos auf den Knieen zu sehen; ein knieender König predigt feuriger als ein knieender Priester.

Heidelberg, 15. Juni 1820.

Du Armer, mit Deinen Brustschmerzen, bei solcher Veranlassung! Hat Dein Sohn Max bitterlich geweint, Dein Bruder Heinrich hat es auch, als er gestern Abend einsam auf der Mannheimer Ebene wandelte, und seine geschäftige Phantasie sich viel trauriges ausmalte. Wir beschwören Dich, umgehend wenn auch nur mit zwei Zeilen zu antworten. Gott gebe, daß ich nichts weiter erhalte als die Worte: „Ich bin ganz gesund.“ Dann soll des Jubelns bei uns kein Ende sein, Du Edelster.

Baireuth, 19. Juli 1820.

Wie verlang' ich immer von Dir! Wunderbar hast Du in allen Deinen Korrekturen des Kometen Recht; fahre nur kühner fort, denn was wär's denn so gar Gefährliches, wenn einmal Deine Gedanken an die Stelle der meinigen träten? — Ich sehe so oft immer geschrieben, was gar nicht da steht, in meiner und in fremder Schrift; kümmere Dich also oft sogar um Korrekturen nicht zu viel. — Verzeihe das Schweigen, das jedoch immer den Fehler hat, daß man vor Überfluß neuen Stoffs den verzögerten alten vergißt. — Alle Herzen um Dein Herz seien gegrüßt, und gedrückt an eine verwandte Brust.

Baireuth, 30. August 1820.

Wie wird dieser Komet ein Stern der Liebe von mir gegen Dich! Und wie führen alle seine Fehler und Excentrizitäten mich immer näher an Deinen Herzmittelpunkt! Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich immer innerlich bedanke und schäme und so gern Deiner Mühen etwas weniger machte! Auch in Deinen Bemerkungen über den 2ten Band bewunderte ich Deinen Restaurator-Geist. Du allein veranlassest durch Dein Loben, daß ich, mit so frischer Freude gestärkt, den 3ten Band zur Michaelis-Messe

1821 liefere, zumal da so viel davon so gut wie geboren ist, und da gerade darin Gebäude auftreten, gegen welche die zwei ersten Bändchen nur Vorstadthäuserchen aufführen. Auch die Charaktere, sind sie klar und recht, müssen sich noch erst weiten und sich aus dem Schlafe ausdehnen zum Handeln. — Mein Max ist aus Salzburg hier, und erfreuet uns alle mit den Kubikzahlen seiner frühern geistigen Kubikwurzeln. In Salzburg müssen die Lehrer des Lyzeums erst in Wien die Erlaubniß zum Lesen aller Stellen in den — Alten einholen. Baader sagte ihm, daß drei verschiedene Somnambülen dieses Jahr als revoluzionär geweissagt; und dunkel genug zieht es am Himmel auf. — Frau von Helwig (Imhof) ist hier. Ich wollte, ich sähe kein schönes Gesicht wieder, daß ich vor 15—20 Jahren gesehen; mit ihm aber eben so lange zusammenleben will ich, weil es hier unter dem Schutze der Allmähligkeit weniger scheinbaren Verlust erleidet. — Nun lebe so wohl als Du es um mich verdienst! Grüße Deine Geliebten des Hauses!

Heidelberg, 5. September 1820.

Um Gottes Willen sprich nicht von Qual und Plage in dem Sinne, worin Du es nimmst, Du

Theurer. Ich bin ja immer voll Freude, wann eine Korrektur kommt, und ist mir's gar manchmal, als hätt' ich Dich selbst hier, wenn ich mit Dir mich so beschäftigen darf.

Was mich im Kometen so ganz vorzüglich erquickt, ist der Geist der Wahrheit, der auch die kleinsten Spitzen durchdringt. Wie oft findet man bei A. W. Schlegel und dessen Schülern falsche Bilder, unrichtig verfolgte Metaphern, und, was noch schlimmer ist, absichtliche Verdrehungen irgend einer historischen oder naturhistorischen Thatsache, einem elenden Scherze oder Witzworte zu lieb. Bei Dir ist jedes Bild, selbst das wunderlichste, rein gehalten, jede Metapher steht klar und durchsichtig da, und bei Anspielungen auf Fakten, sie mögen sein aus welchem Gebiet der Wissenschaft sie wollen, sagt uns beim Lesen das Gefühl, hier ist alles richtig und wahr. Diese Wahrheit findet sich auch in Deinen aufgestellten Charakteren. Marggraf zeigt schon beim ersten Auftreten alle Anlage zum reisenden Prinzen im letzten Kapitel; überall Entfaltung und Entwickelung, und auch dann, wenn wir sein Bild in einer fremden Seele abgespiegelt sehen, z. B. in Stößers, Worble's, ist es sein eignes Bild. Fehlt es einigen an der gehörigen Entfaltung und Ausdehnung, so

bist Du auch hier bewunderswürdig, indem Du der Zeit nicht vorgreifst, und doch in der Knospe schon die künftige Blume ahnen lässest. —

Heidelberg, 21. Oktober 1820.

Da haben wir ihn, den Sohn Deines Herzens, Du geliebter Jean Paul. Wie er uns gefällt, sag' ich Dir einmal hinter seinem Rücken. Und überall gefällt er; wär' er nicht zu fest, ich würde für seine Bescheidenheit fürchten. Aber die ist seine schöne Erbtugend; auch weiß er zu unterscheiden, wie ich ehemals, was ihm schönes und gefälliges gesagt wird, seinem Vater zu lieb und ihm selber zu lieb. Wohl war ich in meinen Studentenjahren stolz auf meinen Vater, aber nie eitel.

Die Stelle im Hesperus über Müllner ist höchst gerecht, und wie mild neben dem starken Urtheil über Dich selbst! — Armselige Wichte, die gleichwohl auf Rache sinnen, und dann Sache und Person, Äußeres und Inneres alles durch einander rühren! Der abscheulichste Tadel ist mir der, der mit Worten des Lobes ausgesprochen wird, so wie mir alle boshafte Ironie vom Teufel dünkt. Die edle Ironie weiß ich zu schätzen, wie das beste. —

Baireuth, 30. Oktober 1820.

Mein guter Heinrich! Habe Dank für Deine Briefe, ohne die ich ordentlich nicht recht mehr leben kann. Denn sie bringen mir so viel Neues an Sachen und Gedanken und so viel Altes, nämlich Deine schöne Liebe. — Tausend Dank sei euch allen für die gegen meinen glücklichen Max gesagt! Ach! mit seinem Viertels-Glück hätt' ich in meiner farblosen Jugend ein ganzes gehabt. — Schenkte doch Gott meinen „Doppelwörtern" nur Einen tüchtigen, unparteiischen, wenn auch anders glaubenden Richter! Aber das Rezensierwesen ist jetzo wegen der Menge der Bücher eben so flach als unvollständig. — Desto froher, Alter, bin ich über Dein Versprechen — das aber bald halte, bitt' ich recht — den Kometen wie ein Zach anzuzeigen. — Auf Deines Vaters Büchelchen (gegen Perthes) freu' ich mich unsäglich, aus Lust an Sprache, Kraft und Sinn. Seine neulich wiedergelesene Recension der „grammatischen Gespräche von Klopstock" macht mich nach jeder deutschen Seite von ihm und noch mehr nach seinem deutschen Wörterbuche lüstern, das uns das verlorene von Lessing ersetzen könnte.

Heidelberg, 27. November 1820.

Der Verleger will den Aristophanes drucken, und fodert kurze Noten unter dem Text. Ferner will er schon jetzt das ganze Manuscript haben. Nun muß ich den ganzen Tag arbeiten, fröhlich, wie sich versteht, denn die Arbeit zieht den Mann an, aber meinen Correspondenten muß ich scheinbar ungetreu werden — —.

Baireuth, 17. December 1820.

Max genießt Dich und Deine herrlichen Eltern mit dankbarer Seligkeit, und erfreut sich am meisten über Deine Metrik- und Aristophanes-Vorlesungen. Mich wird der gedruckte Aristophanes beseligen und entschädigen. Denn es ist freilich ein Jammer für mich, daß mein „Komet“ erst so spät einen Sternseher und Kometensucher finden soll. — Lasse ja alle Noten weg, die ein griechischer Laie machen könnte; die Meister lesen und meistern Dich; diese verzeihen kaum das Beste, geschweige das Gewöhnliche. Du bist aber wahrscheinlich der erste, der zu einem Shakspeare solche Vorrede und zu einem Aristophanes solche Noten macht; und doch setzt das eine das andere wechselnd voraus. — Ach, wie nöthig wären mir im Fortspinnen des 3ten Theils scharfe Urtheile

über die 2 ersten, in Tadel und Lob! Ich habe hier niemand. — Du jagst immer so sehr nach einem Recensenten für mich; — Franz Horn, der in Berlin über mich liest, würde von der Windseite her, wo er nicht zu kränklich-christlich-weich und lau umweht, etwas passen. — Lebe wohl! Habe und habt schönste Weihnachten. Solche Eltern wie Deine sind recht zu Gebern und Empfängern dieser Feier gemacht! —

Heidelberg, 6. April 1821.

Nur ein Lebenszeichen kann ich heute meinem theuren Jean Paul geben. Vor etwa 14 Tagen überfiel mich ein furchtbares Nasenbluten, das mich ganz entkräftete. Noch immer fühle ich eine Art von Mattigkeit, die mich nicht arbeiten läßt. Ich schone mich daher, denn zu Anfang Mai muß ich wieder kerngesund seyn. Die Einsamkeit ist bis jetzt meine liebste Freundin.

Baireuth, 13. April 1821.

Mein Heinrich! Welch ein stummes Jahr! Immer wartete ich mit meiner Beantwortung Deines ersten Briefs auf Deinen zweiten, welchen mir, wie sonst, mein Geburtstag versprach. Gott gebe nur,

daß Dein Nasenbluten nicht Vorlauf einer Krankheit war. — Diesesmal komm' ich schon im Mai auf die Kunststraßen, die über — Heidelberg führen; wo ich aber hausen werde, ob in Mannheim, oder in Kreuznach oder in Carlsruhe, oder in allen nach und nach, werd' ich erst wissen, wenn ich zurückgekommen. — Wie wohl soll mir's thun, nach so langer und stummer Unsichtbarkeit Dich vor meinen Augen und Ohren zu haben! — Sind in Mannheim und Kreuznach Nachtigallen? Ihrentwegen und Göthe's wegen möcht' ich einmal nach Weimar, wenn dieses nicht auch ein Nachtigallenkirchhof jetzo wäre. — Auf die Noten zum Aristophanes freu' ich mich wenigstens eben so sehr als auf den Text; denn durch jene wird mir erst dieser. Nach Deinen philologischen Streitschriften zu urtheilen, werden Deine aristophanischen sogar noch reicher ausfallen als Deine shakspearischen; denn Athen und dessen Zeit kennst Du doch am besten. — Deine Maskeraden- und Hochzeit-Xenien *) sind allerliebst; und Du scheinst mir überhaupt — auch nach Deinen Briefen und Recensionen — Deiner poetischen und satirischen Zeugkraft viel

*) Einige können in einem späteren Hefte zur Probe mitgetheilt werden.

zu wenig zu vertrauen und anzumuthen; — wahrlich, Du könntest etwas machen, zumal da Du es schon gethan. Übersetze doch einmal Dich selber aus dem Englischen und Griechischen ins Deutsche, und — schreibe Dich. — Von D.... schrieb mir Max die Einseitigkeit, daß er vom Buchhändler nichts neues Philosophisches und Theologisches sich will zugeschickt wissen. So ist auch Kanne; so war Fichte. So waren Leibnitz und Lessing nicht; für sie brach sich in jedem Buche ein Stral der Wahrheit, nur anders farbiger. Jetzo ist jeder eine Sonne, die keine Strahlen braucht und die ihre nur zum Selberspiegeln wieder empfängt.

Heidelberg, 22. April 1821.

Vor einigen Tagen kam ich von Weinheim zurück. Dort wollte ich Dir schreiben, aber ich brachte nichts zu Stande. Man hat manchmal im Überflusse der Zeit die wenigste. Erschreckt hat mich der Gedanke, Nasenbluten könne Vorbote einer schweren Krankheit sein. Doch genug davon; die Ader hat sich längst geschlossen. Immer war ich im Freien, und dieser Müßiggang hat mir wohlgethan.

Erwarte nicht zu viel von den Noten zum Aristophanes. Mich beengte der Raum und die Schön-

heit des Drucks, die allem Unförmlichen auszuweichen gebot. Ohne die Übersetzung gedruckt hätten sie gar keinen Werth. Mit der Übersetzung zugleich bilden sie einen Kommentar, aber die Übersetzung selbst ist der vornehmste Theil desselben. Ich hoffe, daß nun das Studium des Aristophanes mehr in Gang kommen wird. Und kein Grieche verdient mehr gelesen zu werden. Der Maßstab eines guten Dichters ist dem Aristophanes dessen Wirksamkeit auf das Volk. Daher die Verehrung des hohen Äschylos und des idealen Sophokles, und die Feindseligkeit gegen den entnervenden Euripides. Die Frösche sollten von jedem Recensenten studirt werden; überhaupt ist der ganze Aristophanes ein kritisches Institut, ein Seminarium für die Sittlichkeit. Die christliche Feindesliebe, die vom Bösen absieht, und den Menschen als fühlendes Wesen nimmt, das zum Guten zurückkehren könne, ist bestimmt in der Eirene ausgesprochen. Und in den Wespen, mit welchen Flammenworten predigt der edle Dichter die Tugend der Barmherzigkeit!

Da fällt mir ein Reiseabentheuer von vorigem Herbste ein. Ich reiste nach Kreuznach zu meinem Bruder mit E. In Dienheim, 4 Stunden von Mainz, hielten wir unsern Mittagsimbiß. Mir schräge gegenüber saß ein stattlicher Funfzigjähriger, ein Aus-

länder, der bald mich, bald E., bald einen Philister, den er für einen uns Zugehörigen zu halten schien, forschend betrachtete, und endlich seinen Blick auf mir ruhen ließ. Ich war nämlich vor dem Essen mit E. im Garten gewesen, und unterdessen hatte jener gentle- und nobleman — denn ein Engländer war's — einen Theil meines Shakspeare in meiner Reisekappe gefunden. Sogleich fing er über Shakspeare ein Gespräch an, das von mir begierig ergriffen ward, aber eine Zeitlang nur ganz im Allgemeinen herumschwärmte. Er wußte von Wielands, Eschenburgs und Schlegels Übersetzung zu reden. „Und nun," sagte er, „ist noch ein Master Voss hinzugekommen." — Kennen Sie dessen Übersetzung? fragte ich gleichgültig. — „Ja, es wären eigentlich drei Herr Voß," erwiederte er, „und einer hätte viele gelehrte Anmerkungen geschrieben, die nun ins Englische übersetzt würden." Daran knüpfte er die Frage, ob diese Übersetzungen gut wären. — „Ganz schlecht," sagte ich, „schienen sie mir nicht." All mein Antworten übersetzte er seinem Gefährten, der gar kein Deutsch konnte. Dieser brachte, ich weiß nicht mehr in welchem Zusammenhange, ein sonderbar lautendes Wort, worauf der, mit dem ich sprach, sagte, das Irrlicht hieße so, und das Wort komme

schon bei Shakspeare vor. „Um Verzeihung," sagte ich, aber ganz leichthin, Shakspeare nennt das Irrlicht nur dreimal, einmal im Lear, da und da, und da heißt es der Geist Flibbertiggibet, dann im Sommernachtstraum Akt 2, dann in Heinrich IV zweit. Theil, da nennt er's ignis fatuus. Daß eine vierte Stelle in Heinrich VIII auf ein Luftmeteor zu deuten sei, und nicht auf ein Irrlicht, wissen wir beide. Also nirgends Ihre Benennung. Der Mann kuckte mich verwundert an; und drauf nahm das Gespräch einen äußerst speciellen Charakter an. Endlich bittet er mich freundlich, ihm zu sagen, wer ich sei, und ich antworte, nicht ohne geheime Freude, ich sei einer von den drei Bossen. Weitere Legitimation forderte er nicht; im Gegentheil, er ließ Champagner kommen, zwei Flaschen und fünf Gläser. Der Philister konnte nicht begreifen, wie er zu der Ehre käme, von einem so vornehmen Herrn mit Champagner bewirthet zu werden. Nachher gab E. eine Flasche, und endlich die vierte ich. Beim Aufstehn bat mich der Engländer, ob ich ihn nicht in seinem Wagen nach Mainz begleiten wollte, was ich [illegible] annahm. Am andern Morgen, da der Engländer weiter reiste, sagte er mir beim Abschiede, ich sei — ja ich weiß selbst nicht mehr was all. Nicht wahr, ein

lustig Abentheuer! So sind aber die Engländer, voll Stolz über den Genius der brittischen Insel, und jeden liebend, der ihn mitverehrt.

Baireuth, 3. September 1821.

Es war wieder nichts. Der Reisepaß lag zwar schon im Mai da; aber als ich schon einen Kronenthaler dem Kutscher darauf gegeben, kam unter Zögerungen von fremden Seiten jenes vermischte Wetter heran, das erst in der Mitte künftiger Woche zu blauem wird. Ohne dieses hab' ich im Wagen keinen Genuß. Mein Inneres braucht jetzo viel Äußeres. Aber der Herbst mit seinen einschrumpfenden Tagen predigt Häuslichkeit, und nur der Frühling ruft das sehnsüchtige verjüngte Herz in die Welt hinaus. Sogar nur der Morgen ist für mich Frühling; der Nachmittag aber Herbst; nun vollends dazu ein Herbstnachmittag auf Reisen, die Quadratzahl jenes Gefühls. — Wie oft dacht' ich schmerzlich an Max und Dich, die ihr mich doch am meisten in H. liebt, daß wir uns alle wieder nicht sehen sollen! — Nun zum Schöneren, zum Danke für eueren Aristophanes. Dieser Vogelkanker umspinnt mich eben mit seinen glänzenden Seidenfäden, und läßt mich nicht los, nicht aber um mich auszusaugen, sondern um mich

aufzufüllen. Der Übersetzer-Klimax geht durch Wieland, Wolf und Welcker hinauf; aber diesesmal steht den W's das V voran durch Sprachfülle und lebendigen Abguß von einem Todtengesicht. Nur der grammatische Zynismus (mit der Übertragung des sittlichen versöhn' ich mich leichter) wird bei vielen anstoßen. Die Übertragung der Wortspiele und die Wortnachbildungen gelingen freilich nur unter dem — Vossischen Dache. Deiner Noten könnten und sollten blos mehre sein. Mir halfen sie unendlich, besonders über bloße Namen; und das Schwere und Originelle ist, daß Du immer den Aristophanes blos aus dem Aristophanes erläuterst. Inzwischen sind doch auch entbehrliche mit untergelaufen; die mir entbehrlichen sind es jedem. Große Wirkung thut der Gebrauch deutscher Dialekte. Aber bitterlingshaft und jünglingshaft thut bei mir schlechte durch das Anziehen des S. Noch niemand hat meine 12 Postskripte nur gelesen oder gar studiert. Grammatiker und Weiber nehmen keine Gründe an. — In der Vorrede zur unsichtbaren Loge hab' ich scharfe Worte über die jetzige belletristische Wahnsüchtelei im Tragischen und Komischen ausgesprochen, und mit Müllner und Hofmann bewiesen. — Ich belohne Deine reichen Briefe sehr schlecht mit so dürftigen;

aber das Alter regiert in mir, das immer mehr sprechen und weniger schreiben will. Übrigens hab' ich jetzt hier auch nicht Einen gelehrten Freund. Du kannst Gott nicht genug danken für das Leben Deines Vaters. Bleibe Deines so heiter als es liebend ist. Grüße die Deinigen und Schwarz und Tiedemann und Paulus. Ach, ich hätte nicht so viele Namen herschreiben sollen: mein armes Sehnen kommt wieder und der Winter stellt sich mit Eisbergen davor!

Baireuth, 27. September 1821.

Mein guter Heinrich! Mein Max wurde in der vorigen Woche begraben. Sein Heidelberger Leben, Kranksein, Heilen und Reisen endigten ihm hier mit einem Nervenfieber. — Lasse mich schweigen; mein Leben ist gar zu arm geworden auf einmal. — — Meine Frau reiset Ende dieser Woche mit Odilie nach Heidelberg, um dort noch alles vom vorigen Dasein zu ordnen und zu hören. Daher ist der Zweck dieses Briefs die innigste Bitte, daß Du auch dort sein möchtest, um ihr zu helfen und zu erzählen. — Mein Körper hat alles ausgehalten. — Es gehe Dir wohl! Grüße alle Deinen.

Heidelberg, im Oktober 1821.

Verarmter Vater! das also enthielt Dein Brief, den ich bei meinem Bruder so gierig erbrach, nichts anderes wähnend, als Du wolltest Kreuznacher Freuden Dir mitgetheilt haben! Ich vermochte keine andere Gedanken zu denken, als Deine grenzenlose Verarmung. Ich schrieb Dir auch unter vielen Thränen, mehr als drei Seiten. Die zerriß ich, weil sie Deine wunde Seele noch mehr zerrissen, nicht ihr Balsam gebracht hätten. Als mein Bruder seinen dreimonatlichen Gustav verlor, schrieb ich meiner trostlosen Schwägerin Worte von Dir des Inhaltes: „daß Gott auch die kleinsten Knospen zu sich sammele, um sie jenseits aufblühen zu lassen.“ In voller Blüthe ging Dein Liebling heim, um dort seinen unendlichen Durst nach Ausbildung zu stillen; und als ihn der Herr, der über Tod und Leben gebietet, Dir nahm, ließ er Dir den Trost in der Seele zurück, der im heiligen Worte Wiedersehen liegt; dessen Bedeutung keiner je tiefer gefühlt hat, als Du in so vielen Stellen Deiner Schriften.

Ich arbeitete in Kreuznach grade an der Sterbescene der Katharina von Arragon in Heinrich VIII, als Dein Trauerbrief ankam. Es liegt eine unendliche Wahrheit in dieser Scene, und der zerreißenden

Wehmuth ist der erhabenste Trost gesellt. Unendlich schön ist es, daß Katharina unter Musik einschlummert, daß Engel ihr ein seliges Traumbild senden, daß sie plötzlich wie in höherer Begeisterung erwacht, und nun die irdische Musik verstummen läßt, deren Töne ihr rauh und hart dünken, nachdem sie die himmlische vernommen. Dann sehen wir sie auf den Fittigen der Andacht, der Freude ins Reich des Lichtes emporschweben. Herrliche Verklärung der Todesstunde! — Diese Scene las ich in Kreuznach zwei Dich innig liebenden Frauenzimmern vor. „O“, sagte die eine, „so ist Jean Pauls Sohn geschieden“, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. —

Heidelberg, im December 1821.

Gottlob, daß die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten zu Stande gekommen; beide Konfessionen sind dem Wesen nach Eins, nur im Worte entzweit, und auch das nur bei Nichtkennern und Unverständigen. Mir war es ein rührender Anblick, den reformirten Prediger auf der lutherischen Kanzel zu sehn. Wenn doch nun auch die Katholiken (nicht die Papisten, die thun es nie) beiträten, und wir alle zum Urevangelium zurückkehrten! Die Religion Christi ist das Wahre; in die sogenannten christlichen

Religionen ist unter dem Namen Dogma gar zu viel unchristliches hineingerathen. — Kennst Du den Huß von Schier? Ein ächt evangelisches Werk, wenn gleich von Seiten der Kunst äußerst mangelhaft. Aber den edlen Huß einmal so wieder vorgeführt zu sehn, thut einem wohl. Der Verfasser weiß es so zu leiten, daß allmählig aus Huß eigenen Reden klar wird, um was es dem frommen Freund der klaren Wahrheit und des Rechten zu thun war. Besonders ist Huß von der Hauptseite des Gemüthes als ein Mann des herzlichsten Gefühls für das Lebensthätige gefaßt. Lies z. B. die schöne Schilderung seines Charakters in der Rede des Großinquisitors S. 27. — Ich ward vielfach, aber zu Schiers Vortheil, an Werners Weihe der Kraft erinnert, die ihr Verfasser längst für eine Weihe der Unkraft erklärt hat, und mit Recht; denn den Geist Luthers hat Werner zwar geahnet, aber nicht festzuhalten gewußt, und um ihn das abentheuerlichste versammelt. Der Huß aber wird dem unbefangenen oder protestantischgesinnten Menschenkenner ein erhebendes Gegenmittel dünken gegen die vielfachen Religionsfaseleien unsrer Zeit. —

Drei Schauspiele von Houwald hab' ich mit großem Antheil gelesen, wiewohl mich nur eins recht befriediget: die Heimkehr. Das Bild hat Einzel-

heiten von der vorzüglichsten Schönheit, besonders wo das Idyllische und das Stillleben eintritt; aber Unwahrscheinlichkeiten sind gehäuft, und dem Zufalle ist ein zu freies Spiel vergönnt. Die Willkühr des Dichters sollte im Trauerspiel nie durchblicken. Den Leuchtthurm lieb' ich bis zum Sprung' ins Meer. Was nachfolgt ist beinah barbarisch; durchaus mußte ein Versuch gewagt werden, den Leichnam zu retten, zumal von Menschen, die so erpicht auf das Retten sind. Diese Menschen hätte ein Sokrates vor Gericht nicht vertheidigt; und der schönen Vorstellung des Griechen, daß erst auf ein Begräbniß Ruhe im Hades erfolge, ist hier fast Hohn gesprochen. — Mit diesem Ernst von Houwald studirte ich in Halle; er ist ein Mann von unendlicher Liebenswürdigkeit, sanft, freundlich, sinnend, theilnehmend in Wohl und Wehe. Wie oft kam er zu mir (wir wohnten in Einem Hause), als ich im Winter 1801 krank lag. „Voß", sagte er dann, „Du mußt heute bei mir essen". Dann setzte er mir auch Wein zur Stärkung vor, den ich aus eigenen Mitteln nicht bestreiten konnte. Schon damals dichtete er in Prosa und gebundener Rede; doch nichts erregte meine Aufmerksamkeit. Wie erstaunte ich im Jahr 1817, als ich zum erstenmal Novellen von ihm las, und den zarten Jüngling zum

Wiesen erwachsen fand. Die Braut von 600 Jahren kann mit der besten Novelle von Cervantes oder Bandello wetteifern; sie ist ihm von der Anmuth selbst in die Feder gehaucht. —

Göthe's Wanderjahre sind mir eine wahrhaft holdselige Erscheinung. Nur ein Einziges darin begreif' ich noch nicht. Wenn ein Lessing, ein Jean Paul, religiöse Überzeugungen ausspricht, da fühl' ich, es kommt aus der Fülle der Seele; das schreit: so denk' ich, nun komme die Welt, und trete bei oder widerlege. Alles bei Göthe aber, was hier hineinschlägt, hat auf mich gewirkt, wie ein angenehm unterhaltendes Spiel des Witzes und der Laune. Das muß noch anders bei mir werden. Viele verdammen mit einer mir ganz fremden Gesinnung Göthe wegen dieser Kapitel als ein frivoles Weltgeschöpf.

Baireuth, 22. December 1821.

Mein geliebter Heinrich! Wie oft wirst Du mich seit einem Vierteljahre angeklagt — und entschuldigt — und wieder angeklagt haben und doch wohl zuletzt entschuldigt, mich armen Teufel! Ach, ich konnte nicht anders! Du kannst denken, wie ich gegen alle schweige, da ich gegen Dich schwieg, sogar

auf Kosten meiner größten Postfreude, nämlich der wöchentlichen über Deine Blättchen.

Den 23sten. Gerade heute kam Dein erquickendes Blatt. Mein Schweigen entstand aus einer Arbeit für das Morgenblatt (eine allegorische Darstellung der Lutheraner und Katholiken, oder vielmehr der Lichtfreunde und Lichtfeinde), auf deren Vollendung alle Briefe warten mußten — aus dem Hoffen auf den 22. November, d. h. auf den Nachschein meines Verklärten — und aus — Schmerz. Ich habe keinen Abschnitt, sondern, einen Durchschnitt meines Daseins erlebt, und Freude wird mir nun schwer, ausgenommen die wissenschaftliche im Lernen und Schaffen. Aller Verlust voriger Menschen gleicht dem letzten nicht, und meine Sehnsucht wächst peinlich. Nicht über Ihn brauch' ich Trost, sondern über das Entbehren seiner Liebe. Indeß hab' ich doch die Kraft, stets wenn ich will den zersetzenden Gedanken an Ihn abzuweisen, der mir bei jedem griechischen Buche, ja bei dem Worte Philolog, an die Brust springt; aber hören und sehen von ihm kann ich schwer. Und damit genug. — Meinen Körper beschützt der milde Winter, aber noch immer kein zuträglicher Wein. Ich überarbeite den 3ten Band des Kometen. Das starke Buch über die Unsterblichkeit

fodert Anstrengungen, die ich nur im Sommer meiner Gesundheit ansinnen darf, weil ich bei dem Überblick von 30jährigen Vorarbeiten gefunden, daß diese überall in alle Tiefen der Philosophie eingreifen. Aber vor nassen oder dunkeln Augen werd' ich ganz neue lichte Stellen und Reiche im künftigen Lande des Seins mit Kühnheit zeigen können; alles ohne Beihülfe der Bibel. Es giebt — durch die Jahrhunderte — größere Blicke ins All als die eines Peter und Paul. —

Gott lohne Dir Deine Mühe um den Geschiednen, diese höhere Leichenbegleitung. Für Alles was Du thust, hast Du nicht nur meine Stimme voraus, sondern auch meine innigste Danksagung nach. — Welches neue Jahr soll ich euch allen wünschen? Nur eines, das auch nicht die fernste Ähnlichkeit mit meinem alten hat. Bringe noch aus meiner verwundeten Seele ein frohes Neujahr allen, Paulus und Daub und Schwarz und Tiedemanns. —

Heidelberg, Januar 1822.

Noch im alten Jahre, Du geliebter Jean Paul, empfing ich Deinen herrlichen Brief, und wohl nie hab ich Deiner inniger gedacht, als in dieser Zwischenzeit, zumal am Abende des letzten Tages vom

alten Jahr; zum Schreiben aber komm ich erst jetzt. Der Jahreswechsel erfüllt mich jedesmal mit Wehmuth. Mit dem Glockenschlage fühle ich mich mitten in den Ocean versetzt; kein Eiland ist zu sehn; rings umher Wasser und Himmel. Erst der Verlauf einiger Tage, und der ausgesprochene Glückwunsch an nahe und ferne Freunde giebt einen Halt und sicheren Ankerplatz, damit das Neue wieder das Alte werde. Was aber soll ich Dir wünschen, Du Theurer? Alles scheint mir leeres Wort, und nichts anderes; selbst der herzlichste Wunsch: Kein Jahr wie das alte! erregt mir Grausen durch die Erinnerung. So wünsch' ich denn den theuren Deinigen, daß Gott Dich lange noch ihnen erhalte, und daß er Dich mit Gesundheit segne, und mit Kraft, — alles Hohe und Schöne auszusprechen, das noch unausgesprochen in Dir ruht. —

Walter Scott beschäftigt mich jetzt in den Abendstunden. Höre, Jean Paul, der ist mein Liebling. Einen Jean Paul freilich, einen Göthe, Schiller erreicht er nicht; aber unter den Dichtern des zweiten Rangs füllt er einen Ehrenplatz. Ich bewundere die Wahrheit und Vielseitigkeit seiner Charaktere und den derben historisch-geographischen Hintergrund. Wegen der Fruchtbarkeit hör' ich ihn

oft mit Fouqué zusammengenannt. Aber der Vergleich lahmt. Fouqué schöpft aus dem leeren Born seiner (wie er sagt) „aus dem Paradies geretteten Unerschöpflichkeit“; daher das Unwahre, namentlich im Zauberring. Walter Scott bildete sich erst zu einem Gelehrten, und wahrlich zu einem recht tüchtigen, eh' er zu dichten anfing. Daher, und nicht allein durch Kraft der Phantasie, die Fülle von Schöpfungen, und von Unerschöpflichkeit schwatzt er nicht.

Dein Buch über Unsterblichkeit ist also ein anderes, als das Kampanerthal. O gebe Dir der Sommer Muth, es zu vollenden! Es thut wohl noth, daß über wahre Religion kräftige Stimmen sich erheben. Wenn ich den Unsinn der Verfinsterer lese, dann denk' ich meines Jean Paul; aber in dies Andenken mischt sich das Gefühl des Ingrimms, daß die Welt noch immer nicht sehen will, und auch andere am Sehen hindert. Hier in Heidelberg sind namhafte Männer, die ohne Unwillen es hören, daß die Reformation der zweite Sündenfall sei; und diese glauben denn auch gern alles, wenn man sie nur von guten Werken dispensiren will. Gute Prediger haben wir im Lande; aber schwerlich einen, der bereit wäre, eine heilsame aber den Aristokraten miß-

fällige Wahrheit zu verbreiten. Und dann Zeloten für die Finsterniß, und ihr Pabst Claus Harms, der seine Rolle fortspielen wird, so lange einige vornehme Damen noch am Leben sind.

Das elende Buch: Klopstock und Schiller, das ich schon vor Pfingsten in unsern Jahrbüchern nach Verdienst mit Ruthen züchtigte, fängt an, hier Aufsehn zu machen. Doch Gottlob! nur mit Unwillen gegen den Verfasser. — Was soll aus Deutschland werden, wenn erst die Achtung und Ehrfurcht vor großen Genien verloren geht? — Meine Ehrfurcht vor Dir, Du herrlicher Jean Paul, war so groß, daß ich 1802, als Du in Weimar warst, nicht wagte, Dich dort ohne Empfehlung aufzusuchen. Freilich kostete es herben Zwang; und ich beneidete ordentlich meinen Freund Keßler, der Dir empfohlen war. Dafür ist mir im Jahre 1817 reichlicher Ersatz geworden. Deß freue ich mich, in dem Gefühle, daß meine Ehrfurcht gegen Dich noch immer dieselbe ist, und durch nichts als durch meine Liebe zu Dir übertroffen wird.

Ach! ich fühle, was Deine Worte sagen: „Nicht über ihn brauch' ich Trost, sondern über das Entbehren seiner Liebe.“ Ich fühle, und ich schweige dazu.

Eichstädt fragte bei meinem Vater vor, ob er

nicht einen guten Rückenhalt hätte. (In Carlsruhe meinte er.) Ja wohl, antwortete mein Vater, den hab' ich, an Gott und an der ewigen Wahrheit.

Baireuth, 22. März 1822.

So fahr' ich fort, und schreibe meinem unvergeßlichen Voß in diesem Jahre erst zum erstenmale. — Nur die Hoffnung tröstet mich, daß Du durch kein Schweigen Deinen Glauben an die Unveränderlichkeit meines Herzens erschüttern lässest. Freilich ist dieses neueste mein sündlichstes, da ich Dir den Dank für das brüderliche und musterhafte Besorgen meiner traurigen Angelegenheit so lange schuldig blieb. Andern geb' ich auf die schönsten Briefe gar keine Antwort. Die Hauptursache ist: Nachmittags bin ich zu keiner schreibenden Thätigkeit recht aufgelegt; am Vormittage — wo ich eben Dir schreibe — aber benutz' ich sie zum Fortschieben meines Kometen. Meinen Körper hab' ich durch meine Heilkünste wieder zum Ertragen ächter Weine und der Arbeit ziemlich hergebessert. — Nun lasse mich alles durch einander sagen. — Im Mai reis' ich nach Dresden. Aber mein Rhein und mein Kreuznach sollen darum doch nicht meinem Herzen und meinen Augen abgeschnitten bleiben. Ich habe jetzo das Recht, auch einmal

anders zu weinen; wenn es noch möglich ist. — Hoffmann, der meine Mumien Vorrede (gegen ihn) noch nicht gelesen, sandte mir mit vieler Preisung den 2ten Theil seines Katers, um mich (vergeblich) zu einer Arbeittheilnahme zu bereden. — Der Verfasser der falschen Wanderjahre hat — obwohl als Künstler nicht glänzend — doch über Göthe's moralisch-anbrüchiche Charaktere vieles Recht, und trifft sehr mit Herders Tischreden zusammen. Welch ein ganz anderes Bethlehem von großen, reinen und doch wahren Charakteren ist nicht W. Scotts Gebärhaus, gegen Göthe's heidnisch-sinnliches Heroum! — Aber Scott ärgert mich wieder durch die in Brüche zerstückte Einheit des Interesse, wiewohl in Göthe's Wanderjahren auch Brüche genug vorkommen. Eine so späte Kritik kann und soll aber nicht dem alten, nun unschmelzbaren Meister helfen, sondern blos der ganzen Welt, die Göthen nicht scharf genug nimmt. — Er und Byron theilen sich in die Titanische Natur, gegen welche mein „Titan" kämpfen will. — — Und so ergeh' es denn Dir recht froh, Du mein Geliebter und ungetrübt-fortschimmernder Abendstern aus dem versunkenen Heidelberger Frühling. Ich liebe Dich sehr, mein Heinrich! — Grüße Deine Eltern und Deine Umgebung. —

Baireuth, [illegible] Juni 1822.

Noch hast Du nicht geantwortet! Ich ersinne mir keine andere Ursache dazu als meine Dresdner Reise. Aber jetzo, mein Theurer, schreibe mir ja auf der Stelle, damit meine Seele wieder in die ruhigere Lage rückt. Ich fürchte ohnehin, daß die Hitze Dich wieder zu Verblutungen getrieben. — Hier ist mein Komet, dessen Korrektur, Gott gebe! Du wieder übernimmst. Ändere aufs Gerathewohl, wo Du Fehlerhaftes ahnest. — Von Dresden sag' ich nur wenig, weil erst Deine Antwort mir Feuer dazu geben muß. Nur dies. Alles ging und flog schön. Wie mir in München alles bis in das Kleinste hinein fehlschlug, so gelang mir alles in Dresden, von der herrlichen im Freien aller Naturschönheiten stehenden Miethwohnung an. Die Lustörter übertreffen an Aussichten alle deutsche. Die Brühlische Terrasse Abends mit ihren Lichtern und Gebirgen und der Brücke und Elbe gab mir einmal eine Stunde der innern Verklärung, die ich seit vielen Jahren — doch nicht in Heidelberg — umsonst gesucht. Geliebt wurde ich von so vielen, daß meine 5 Wochen nicht hinreichten zu fremder und meiner Befriedigung — sogar von allen Almanachdichtern, allda ohne Eifersucht, und vollends von den Weibern, die mir am Morgen

Blumen und Kränze brachten und Abends jene von meinen Rockklappen wieder holten. In Einem Wagen fuhren einmal vier Dichter zugleich, Graf Kalkreuth, Graf Löwen, Baron Malsburg und ich. Mein alter Wolke reisete mir zur Freude von Leipzig an mein Herz. —

Heidelberg, 3. Juli 1822.

Vielleicht zum erstenmal in meinem Leben hab' ich gezittert beim Empfange eines Briefes von Dir. Wie so gar lange schrieb ich nicht! Meine Liebe hascht nach keiner Entschuldigung, denn Gott und Du wissen, daß Du, Theurer, mein täglicher Gedanke bist; wohl aber meine Trägheit. Kurz vor Ostern reiste ich nach Offenburg zum Bruder Hans, um dort die Ferien recht ungestört am Shakspeare zu arbeiten. Da foderte mich ein Brief nach Heidelberg zurück, mein Vater liege gefährlich darnieder. Erst nach fünf vollen Wochen gelang es der unermüdeten Sorgfalt unseres Conradi, die rechte Gesundheit Schritt vor Schritt herbeizuführen. Nachher, alter Jean Paul, bin ich selbst krank geworden, und noch nicht ganz genesen. Der rechte Appetit fehlt noch, und die Lust am Wein. Doch wird es nun, und ich lese Kollegien, und shakspearisire, und was ich vor-

nehme — alles mit Maß, nach Deiner und der Vernunft Vorschriften — das gelingt.

Das lohne Gott den lieben Dresdnern, daß sie Dir frohe Tage schufen. Ich habe mir jedes Deiner Worte in ein Bild verwandelt.

Der Verfasser der unächten Wanderjahre macht mir am wenigsten Freude, wo er gegen Göthe Recht hat. Wahrlich alle Wahrheiten sind mit Schiefheiten untermengt, die in der Umgebung auf mich als Lüge wirken. Ich verlange nicht Göthe's Vertheidigung, was die Lehrjahre und die Wahlverwandschaften betrifft; aber die ächten Wanderjahre, von der Composition abgesehn, sind sittlich und rein, und wie lehrreich unterhaltend. Die unächten sind die Langweiligkeit selbst. Ich hörte, der Verf. hieße Keßler, und machte folgendes Impromptu:

An Göthe.

Was will der unverschämte Keßler?
Du bist der Tell, und er der Geßler.
Tell, schieße! — doch es thut nicht noth,
Der Geßler schoß sich selber todt.

Nun höre ich, der Geßler heißt Pustkuchen.

W. Scott ist mir ein Wunder der Zeit. Durchaus unterschreib' ich Dein Lob, das aus dem Munde dieses Lobers noch mehr Bedeutung gewinnt. Auch

von Scott kann man sagen, er ist, außer dem Dichter, noch weit mehr. Was Du über die „in Brüche zerstückte Einheit des Interesses“ sagst, versteh' ich nicht recht. Wahrscheinlich dachtest Du an den Astrologen, der etwas durch Briefe zerrissen ist, und überhaupt als Composition nicht glänzt. Aber welche Personen enthält er! der alte Plydel ist nicht mit Gold zu bezahlen. Und was sagst Du zu Sampson, dem man unvermerkt immer ein neues Stück Kleid an den Leib legt, der das Fräulein in der „doppelten Buchhaltung“ unterrichtet; was zu Meg-Merrilis, und zu dem prächtigen Pachter mit den ganz entsetzlich vielen Kindern? —

Baireuth, 6. August 1822.

Jetzo läßt mir wieder Dein Schweigen über das Schicksal des Kometen die Wahl unter trüben Vermuthungen; ob Deine Kränklichkeit sich nicht gehoben — ob nicht der kleinere Werth des dritten Bandes Dir die Mittheilung Deines Urtheils erschwere — ob nicht der Druck noch anstehe. Beruhige mich bald, Guter! — Tieck — wider welchen ich des glattzüngigen, alle shakspearischen Alpen nur umschiffenden, nicht ersteigenden Schlegels Übersetzung verwarf gegen eure treudeutsche und deutschtreue,

was Clodius schon gezeigt — will eine neue Rezension Shakspeare's geben. Er glaubt an die unwahrscheinlichste Möglichkeit, daß Shakspeare katholisch gewesen. — Hoffmann hatte sich zuletzt aus dem poetischen Wahnsinn in einen wirklichen hineingeschrieben. Sein Floh ist nicht wie der physische ein Miniaturelephant, sondern ein Insekt, das gutes Blut absaugt. — Meine halbierte Gesundheit muß ich im Herbste — wegen des entschieden grimmigen Winters — durch Gehen und Bluten restauriren wie einen alten Rock. —

Heidelberg, 10. August 1822. (Letzter Brief.)

Ich Böser mit meinem Schweigen! Aber ich bin gar nicht, wie ich sein soll, zu nichts aufgelegt, am wenigsten zur Freude. Eine große Mattigkeit sitzt in meinem Körper, kein Hunger, wenig Schlaf, Ekel gegen Fleisch, keine Lust am Wein u. s. w. Dagegen trink' ich meinen Krug Bier mit Brod und Zucker Nachmittags mit wahrer Gemüthsfreude. Arbeiten kann ich wenig, und das wäre schon gut, wenn das Faulenzen nur behagen wollte! — Nun, es wird gut werden, nur Geduld. Ich reise nach Kreuznach, sobald die Ferien da sind, und da hol' ich mir neue Lebenswärme.

Stark wird jetzt an meinem Heinrich IV gedruckt. Der, hoff' ich, hat Farbe und Leben. Ich habe noch zweimal vor dem Drucke daran gestimmt, und nach meinem Vermögen ihn rein gestimmt. Die Sprache des Humors hat mir am wenigsten Mühe gemacht.

Verzeih dies wenige, Alter, edler Jean Paul. Ich kann heut nicht anders. Es ist doch ein Lebenszeichen. Bald mehr von

Deinem recht treuen

Heinrich Voß.

Baireuth, 17. August 1822.

Mein herzlich geliebter Heinrich! Meine Bangigkeit vor Deinem Kranksein hat leider Recht gehabt. Leider weiß ich bei allen diesen bloßen Symptomen noch immer den Ort der Giftquelle nicht, wenn es nicht das Pfortadersystem ist. — Wie kann ich Dir für Deine Korrektor-Opfer unter Deinem Welt- und Schreibekel genugsam danken? Dies ist freilich mehr als blos Briefe schreiben, zumal da Du auch Transszendental-Korrektor dabei bist. Ich nehme alle Deine Vermuthungen und Leihungen als Geschenke an — hebe aber das Vergleichen für den Abdruck auf. — Scott erscheint in seinem Piraten (in dem Geschicht-Bau ist er wahrer Künstler, wie in Charakteren

Genius) als der größte und einzige Charakter-Schöpfer neuerer Zeit; und zwar im Individualisiren verwandter Charaktere (im Homer der tapfere), und was noch schwerer, im Schaffen und Individualisiren von Engeln. Minna im Piraten hat eine unbefleckte Empfängniß und ich bete sie an. Leider ist aber wieder die Einheit des Interesse gebrochen; anfangs hat es Mordaunt, zuletzt Cleveland. — Lies doch die 5 kleinen Fahrten der Hammelburger Reise von Lang; Du erstaunst über die Fülle komischer Geburten, und ich beneide ihn oft. — Fändest Du in der Rede Kains im 20sten Kapitel etwas zu zynisch; so änder' es gerade zu; denn Dein an Britten gewöhnter Geschmack würde gewiß nicht zu zärtlich Ärgerniß nehmen. — Die Eile drängt zum Schweigen. Der Winter schickt meinem Körper schon Vorboten. Ich werde ihn wenigstens nur mit Mühe überleben. Hätt' ich nur nicht noch so vielerlei den Menschen zu sagen! —

An Ernestine Voß.

Baireuth, 7. Februar 1823.

Verehrteste Frau! Eher als heute — im alten Todtenmonat — konnt' ich nicht an Sie schreiben aus Schmerz; denn mehr konnt' ich, wenn ich die

Meinigen abrechne, nicht verlieren als durch das Dahingehen meines Heinrich, dem ich schon die Fürsorgen bei meinem Vorausgehen übertragen hatte. Ach Er und mein Max liegen in meiner Seele in Einem Sarge; denn ich weiß, wie beide lieben konnten.

Wie viele andere Kräfte Ihr Heinrich auch hatte, Eine himmlische stralte und glühte in ihm allmächtig, die Johannes-Kraft der Liebe. Wie er Sie liebte, wie er seine Freunde liebte, dies weiß ich durch Schmerz und Freude. Auf der Erde erwart' ich niemand mehr, der mich zum zweiten male so liebt; und so darf wol noch mancher Freund von sich sagen. Seine Liebe war die eines Starken, die fest vertrauende, die fort opfernde, nicht die eines Weichlings zufälliger Aufwallungen; sein elastisches Herz schlug eben so gut und so stark wider als für. O du unersetzlicher Heinrich! — Aber eben dieses Lieben verbürgt Dir und uns das Wiedersehen, weil ohne dieses alle Liebe nur eine von einem Nichts gegen ein Nichts sein würde! — Die Wissenschaft braucht zu ihrem Genusse keine Unsterblichkeit, aber die Liebe braucht zu ihrem die des Gegenstandes.

Mögen Gemahl und Söhne Ihr Mutterherz so lange trösten und verbinden, bis die Wunde sich schließt, indem es bricht!

Baireuth, 7. November 1823.

Verehrteste Freundin! Mögen Sie die so späte Erfüllung Ihres mir so angenehmen Wunsches durch meine Geschäfte und meine Laufzerstreuungen — für die Gesundheit — entschuldigen! Ohne neue Durchsicht send' ich Ihnen alles zu, weil die Briefe dieses unersetzlichen Herzens an Brüder, Eltern, Freunde sich nie widersprechen, und keinem sagen, was nicht auch den andern Geliebten erfreuen würde. Sie erhalten hiemit die vollste Freiheit ihres Gebrauchs, ja sogar die der öffentlichen Benutzung meiner Antworten zum Erläutern. Ach, man kann nicht genug thun, um der Welt von dem licht und warm zugleich stralenden Geiste einen Widerschein nach der so eiligen Flucht zu geben! Aber auch bald *) muß man es thun, erstlich weil seine Erscheinung in ihrem Wirken noch am frischesten im Publikum lebt, und zweitens weil doch dieses sich an den Edeln, der einsam ohne Komplotschreier sprach, nicht genug erinnert, und drittens weil ja alle seine Liebenden den Trost seiner irdischen Palingenesie und den Genuß seiner gesammelten Ergießungen wünschen müssen.

---

*) Daß dieses nicht früher geschehen ist, hat weniger an dem Herausgeber, als an dem Zusammentreffen hemmender Umstände gelegen.

In meiner nächst künftigen „Selina“ (über die Unsterblichkeit) werd' ich wol seinem Grabbilde begegnen, aber ich weiß nicht, ob meine Schmerzen mir erlauben, es anzureden. O mein Heinrich, mein Heinrich! Heidelberg kann ich nun nicht mehr sehen. Es würden zwei Schwerter da durch meine Seele gehen.

Vater Voß sei herzlich gegrüßt, der sich seine Wunde an den Musen heilt; und die Mutter Voß noch einmal, welche ihre in ihm und am Gedanken der Ewigkeit mildert.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

Briefe von Heinrich Voss,

herausgegeben

von

Abraham Voss.

II.

Mittheilungen über Göthe und Schiller.
Briefe an Chr. von Truchseß.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1834.

An Heinrich Christian Boie.

Jena, 25. Februar 1804.

Sie mögen wohl recht erwartungsvoll sein, liebster Onkel, auf den Fortgang unserer jetzigen Verhandlungen, nach dem letzten Briefe meiner Mutter. Sie sollen auch mit aller Umständlichkeit befriedigt werden.

Ich bin 9 Tage in Weimar gewesen, habe mich allenthalben, wo es nöthig war, producirt, und habe Beifall gefunden. Noch während meiner Anwesenheit in W. ist ein Brief an meinen Vater *) abgegangen, wodurch ich zum Professor des Weimarischen Gymnasiums bei angemessenem Gehalte ernannt bin. Alles ist angenommen, und wir sehen nur einem umständlichen Berichte vom dortigen Schulwesen entgegen; worauf ich dann, wahrscheinlich

*) Welcher damals in Jena lebte.

4 Wochen nach Ostern, meine neue Stelle antrete. Da ich gehöriges Selbstvertrauen in meine Kräfte besitze, da ich in ganz Weimar kaum Eine Stimme gegen mich habe, und Alle mir mit freundlicher Liebe entgegenkommen — so sehe ich ohne Scheu in die Zukunft, und denke nur an alle Vortheile zu meiner eigenen weitern Ausbildung, die sich mir darbieten. Was die Nähe meiner Eltern mir sein wird, und der Umgang mit Männern wie Göthe und Schiller, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich fühle zu sehr, daß ich noch Aufmunterung bedarf, um immer weiter zu schreiten; und welche Lage könnte für mich günstiger sein, meine Ausbildung, zum Menschen und Gelehrten, zu fördern?

Nun von meiner Reise. Daß ich ein wenig schwul in Weimar einfuhr, kann ich nicht läugnen; wol wenige stellen sich mit ganz kecker Stirn der Prüfung so scharfsinniger Männer, wie Göthe, entgegen. Ich war aber gleich ganz guter Dinge, als ich, nach einem sehr herzlichen Empfange, mich einige Minuten auf Göthe's warmem und behaglichem Zimmer von der kalten und stürmischen Reise erholt hatte. Wir kamen unvermerkt in das erste Gespräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tische gerufen wurden. Des

Nachmittags ist Göthe selten zu sprechen, er bleibt bis zum Abendessen in seinem Zimmer und arbeitet. Aber jeden der folgenden Tage wurde ich um 10 oder 11 zu ihm gerufen, und blieb dann bei ihm, je nachdem er Zeit hatte, ein oder zwei Stunden; manchmal fuhr ich auch mit ihm vor dem Mittagsessen spazieren. So kann ich wol sagen, daß ich einen Theil des Tages ernsthaft, den andern lustig zugebracht habe. Des Nachmittags machte ich Besuche, oder ging ins Schauspiel; des Morgens arbeitete ich oder las, wenn mir Göthe etwas interessantes mittheilte, oder überdachte seine geistvollen und lehrreichen Gespräche.

Wie habe ich Göthe jetzt lieb gewonnen, gegen den ich lange schon die unbedingteste Achtung hegte! Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht schwer, so viel Zutrauen zu ihm zu fassen, und den Muth in seiner Gegenwart zu behaupten; was er so gerne an jungen Leuten wahrzunehmen scheint. Wir haben viel über mythologische und geographische Gegenstände gesprochen. Göthe interessirt sich so sehr dafür, daß er mich schon am zweiten Tage bat, die mythologischen Briefe meines Vaters kommen zu lassen, die er denn auch noch während meiner An-

wesenheit ganz durchgelesen hat. Ein Gespräch von ihm, an einem der ersten Abende, auf Veranlassung einer von mir übersetzten horazischen Epistel (I, 6), die ich vorlesen mußte, vergesse ich nicht, so lange ich lebe. Er sprach über den platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel", sagte er, „den die ewigen Naturgesetze in großen oder kleinen Massen nicht in Staunen setzen, und so seiner Seele einen Aufschwung geben, ihnen nachzuforschen und auf den innersten Grund zu dringen. Aber — der wahre Weise und der wahre Mensch höret auf mit dem Nicht-Bewundern." Und so kam er auf den „edlen Horaz" zurück. Dies war der Inhalt eines langen Gesprächs, das er mit der größten Klarheit, Begeisterung und Ruhe durchführte. Ich weiß nicht, ob er uns (mich und Riemer, den Hofmeister seines Sohnes) hat in Verwunderung setzen wollen, und glaube es nicht; aber daß er's that, ist sicher. Wir saßen als Stumme gegen einander gekehrt, als Göthe uns verlassen hatte. Ich konnte noch lange nicht zu Bette gehen, weil mein Blut in große Wallung gerathen war; aber es war mir auch sehr wohlthätig, jenes Gespräch noch im Stillen für mich zu überdenken.

Äußerst merkwürdig und angenehm ist es, Göthe in seinen Sonntagsgesellschaften als Präceptor im Vorlesen und Deklamiren zu sehen. Da sitzt die ganze Gesellschaft um einen langen Tisch (Göthe in der Mitte) und liest abwechselnd. Es traf sich, daß beide Mal, als ich zugegen war, aus der Luise gelesen wurde. An Göthe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühle las. Aber seine Stimme ward kleinlaut, er weinte, und gab das Buch seinem Nachbarn. „Eine heilige Stelle“, rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: „den Gesang, den unser Voß in Eutin uns dichtete“. Aus dem Pathos, mit welchem er diese Worte vortrug, hätte ich schon seine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Göthe unbekannt gewesen wäre. So sah ich Göthe schon am ersten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

Madame Stael-Holstein geht Montag aus Weimar. Drollig ist's, Göthe über sie reden zu hören. „Ich treibe sie in die Enge“, sagt er, „wenn sie räsonnirt. Erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener (und dies zeigte er mit dem Finger

auf der Serviette). Dann will sie entfliehen, und kann nicht vor- noch rückwärts. Sie giebt sich einen effort, schwingt sich in die Höhe, und macht's wie der Flußgott Achelous: Sie entflieht in einer fremden Gestalt." Sie hat die Luise gelesen, und eben so stark dabei geweint, als bei Kotzebue's Bayard und den Hussiten. Die Tabakspfeife war ihr anstößig. Der Herzog erinnerte sie an die Schweine im Homer. Auch die, sagt sie, dürfen nicht in honette Gesellschaft kommen. Göthe will ihr nun den Bandwurm aus Delille's homme de Champ zu Gemüthe führen, der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt. Dann wird sie verduzt, und — entflieht in einer fremden Gestalt.

Die Hussiten (lacrimosa poëmata Pupî) habe ich zweimal gesehen. Das ist ein verzweifeltes Stück. Es wirkt wie die abführenden Bücher in Klimms Unterwelt. Das ganze Auditorium, ich meine das weimarische Publikum, schluchzte. Fragen Sie nicht, ob ich geweint habe; ich werde beschämt dastehen. Kotzebue jagt einem die Rührung ein, wie mancher Dichter oder Erzähler die Furcht, durch unvorbereitete Erscheinung. So pflegt man über einen Harlequin zu lachen, wenn er ganz unvermuthet einen derben Schwank zum Vorschein bringt. Bald

soll der Herodes von Bethlehem gegeben werden, aber erst, wann die Hussiten die starken Unkosten der Hussitenpanzer und Sterbekleider abverdient haben.

Jena, 9. April 1804.

Ich bin abermals in Weimar gewesen bei dem Herrlichen, und diesmal als Stubengenoß und Vicehofmeister seines August. Wenn ich Ihnen den Inbegriff dieser 10 Tage andeuten will, so muß ich sagen: ich bin sehr heiter und froh gewesen. Meine Hauptangelegenheit ist zu einem schönen Ende gefördert, und ich habe Göthe diesmal noch mehr genossen, als das vorigemal. Seine Aufnahme war so herzlich; und was er mir in dieser Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beschreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich gesorgt; er sinnt recht darauf, mir einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Ich bin auch jetzt schon ganz eingewohnt daselbst; ich habe mir schätzenswerthe Bekanntschaften erworben, und habe die Versicherung von Göthe und Schiller, daß mir ihr Haus jeder Zeit mit herzlicher Liebe offen stehen soll. Lieber Onkel, ich bin recht glücklich!

Denken Sie, ich bin Doctor philosophiae geworden, und Gott weiß was sonst noch. Das Ding

kommt mir recht lustig vor; ich kann mich noch nicht in meinen neuen Rang finden, und mag wol recht wie der holbergische Bauerjunge aussehen, als ihn der philosophische Herr Leerkopf in einen Pfalzgrafen umkleidete. Wir saßen zu Mittage, und hatten eben das Letzte verzehrt, als Göthe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch so hungrig aussähe“. Ich entschuldigte mich, aber es half nichts; der kleine August mußte hinausgehen, und kam gleich darauf mit einer großen Schüssel wieder, die er mir auf den Kopf setzte mit dem abgedrungenen Versprechen, daß ich davon essen müßte. Ich versprach es, und die Schüssel stand vor mir mit dem Doktordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünscht; darauf stellte sich bei Göthe die gute Laune ein, und er fing an zu scherzen. „Bis morgen Abend sei Er Herr Doktor“, sagte er, „dann wollen wir seine Gesundheit trinken, und ihm den Titel wieder abnehmen, damit er wieder der gute Voß sei.“ Nun bestellte er zu meiner Doktorfeier eine Flasche von seinem besten Champagner, die ich mit ihm bis zum letzten Tropfen (fast zum Schwindlichtwerden) ausleerte. Nachher gingen wir einige Stunden im Park spazieren, und da war Göthe ganz allerliebst munter. Es ist kein Gegenstand, der seiner

Aufmerksamkeit entgeht; in Alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zur Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er grade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixirt, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wol gar stille, und stemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische grade entgegen zu sitzen, und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne (Göthe sagt selbst einmal was ähnliches in seinem Götz). Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist, und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht, oder auf dem Sopha sitzt. Ja da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von

oft schweren Arbeiten, oder was es ist. Dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Göthe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.

Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will er eine Gesellschaft junger Leute um sich versammeln, von solchen, die Lust haben vorwärts zu schreiten. Da sollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinschaftlich gelesen und besprochen werden Ich weiß schon aus Erfahrung, wie mit Liebe er so was unternimmt und betreibt. Die Früchte dieser Conversationen sollen denn auch zugleich auf die Literaturzeitung verbreitet werden, und wahrlich das ist ein glücklicher Gedanke. Denn Göthe, der zum eigentlichen Recensenten nicht geschaffen ist, giebt doch oft im Gespräche die herrlichsten und treffendsten Urtheile, die durchaus nicht verloren gehen dürfen. Und welche Übung wird es für uns sein, Winke und umhergestreute Ideen der Art aus Göthe's Geiste auffassen zu lernen, und in Aufsätze oder Recensionen sie zu fixiren! Weiß man doch das erst am deutlichsten und klarsten, was man selbst andern mitzutheilen genöthigt wird! —

Was sagen Sie zu seiner Recension von meines

Vaters Gedichten? Welch ein schöner Gedanke, des Dichters poetisches Leben aus seinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieser Entwickelung! Ein wahres lebendiges Votivgemälde. Fast jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein schön ist der Übergang von den Herbstliedern zu den religiösen —. Ich habe diese Recension recht von Grund aus entstehen sehn. Gewöhnlich des Abends von 8 — 10 las ich Göthen die Gedichte vor. Als ich das Herbstlied anfangen wollte: „Die Bäume stehn der Frucht entladen", nahm er mir das Buch aus der Hand und sagte: das will ich selber lesen. Er las es, und gleich darauf: „Trost am Grabe". Die Worte in der Recension, mit denen er diese Lieder bezeichnet, mögen Ihnen die gerührte Stimmung aussprechen, womit er sie las. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände, und den letzten Theil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. Versteht sich, daß Göthe nachher revidirte, um den Stil mit dem seinigen gleichförmig zu machen, wo es mir nicht gelungen war.

Sonnabend hatten wir den Macbeth; er ward meisterhaft gegeben, obgleich in seiner ganzen blutigen Gräßlichkeit. Die Hexen waren junge Mädchen,

schön von Wuchs, und recht artig gekleidet, die eine sogar zierlich. Es war ein kühner Gedanke von Göthe, das Schreckliche dieser Wesen mehr in die Wirkung, als in die Gestalt zu setzen; und sie thaten so auch bei weitem größere Wirkung, so wie der Teufel in schöner Gestalt gräßlicher ist (für mich wenigstens), als in der teuflischen. Die Todtenstille unter den Zuschauern war mir manchmal eben so schrecklich, als das Stück selbst. Dann war es, als stünde das ganze Geisterreich geöffnet. Göthe war den Abend außerordentlich fröhlich (wir saßen noch um halb 12 auf), daß die Vorstellung so geglückt sei; auch Schiller, mit dem ich nach der Vorstellung noch einen Augenblick nach Hause ging.

Es scheint mir, als ob ich in Weimar recht gerne gelitten bin. Wenn ich doch jetzt nur alle Forderungen erfüllte, die man an mich größtentheils stillschweigend gethan hat! Nur so kann ich ein glücklicher Mensch sein, aber dann auch ein sehr glücklicher! Göthe's Zutrauen und seine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichste, was mir in Weimar begegnen könnte; aber so lange ich bleibe, was ich bin, und fortfahre zu werden, was ich werden kann, so lange werde ich sein „lieber Sohn" bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat. Nicht wahr,

liebster Onkel, auch Sie trauen mir zu, daß ich meines Vaters nicht unwürdig erscheinen werde?

Weimar, 11. Mai 1804.

Ihr Brief, mein liebster Onkel, war der erste, der mich in meiner neuen Heimath begrüßte. Ihnen soll auch der erste von hier aus geschrieben werden. Ich sitze grade so recht behaglich an meinem Schreibepulte. Um mich her meine Bücher nach alter Gewohnheit geordnet; mein Zimmer nach Bequemlichkeit eingerichtet, so eben von der aufsteigenden Morgensonne beschienen; um mich Ruhe und Heitre, und im Herzen fröhliche Zufriedenheit. So mag ich gerne an meinen lieben Onkel denken, und so auch am liebsten vor ihm erscheinen.

Was mich denn so fröhlich macht? Alles, alles, die Aussicht auf meine bevorstehende Lage, die Liebe der redlichsten Männer, das Zutrauen einer ganzen Stadt zu einem noch unbekannten Fremdlinge, der Wunsch meiner Schüler, von denen ich schon viele kenne, mich lange als ihren Lehrer zu behalten. Dies alles steht, wenn ich meinen Abendspaziergang mache, klar und deutlich vor meiner Seele, und zwingt mich beinahe zu denken und meinen Freunden zu sagen: „es ist doch herrlich auf der lieben Gotteswelt“.

Wohl hatte mein Vater recht, als er mich mit den segnenden Worten entließ: „ich stoße dich nicht aus dem Paradiese, ich stoße dich ins Paradies hinein“.

Von meiner Schule verspreche ich mir sehr viel. Ich habe nicht gefunden, was man mir sagte: die Schüler seien indolent, ungezogen u. s. w. Begegnet man ihnen nur, wie man soll, so fügen sie sich. Ich fand bei zweien, die mich gestern Abend besuchten, Eifer und Herzenswärme. Ich sprach mit ihnen über den Philoktet, den sie eben gelesen hatten, und belebte ihnen ein wenig den eingesogenen todten Buchstaben; ich sah die Wirkung davon an ihrem aufgeheiterten Gesichte. Dann nahm ich den Sophokles, und las und erklärte ihnen einen Chor. Ungezogen? Wer kann das sein, wenn er den Sophokles lieb hat?

Göthe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich ist, hier noch zu steigen. Er ist durchaus redlich und treu, wem er sich hingegeben; ein unbedingter Freund. Er hat mir viel Freiheit gestattet, deren ich mich mit Bescheidenheit und Ehrfurcht bediene; ich bin oft um ihn, und gehe nie unbelehrt von ihm. Was ich noch mehr schätze, ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann. Göthe

hat die Kunst inne, Andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen; wir saßen im Gartensaale vor der offenen Thür. Da war er so recht behaglich gestimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was seinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er sprach, trug das Gepräge davon. Er sprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenstand so eindringend und schön reden. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Ein paar Mal, wie ich mich nachher besann, habe ich seine Hand ergriffen, und sie recht herzlich gedrückt. Göthe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir spricht; deswegen erlaubt er es mir, recht oft um ihn zu sein; ich habe ihn gar nicht erst darum zu bitten gebraucht. Ich darf ihn um alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverholen mittheilen; kurz ich habe eine feste Stütze an ihm;

die mich nie straucheln lassen wird. Ich kann Ihnen versichern, daß ich morgens beim Aufstehen, wenn ich zur Tasse Kaffee eine Pfeife rauche, fast immer an Göthe oder an meine Eltern denke, und dann erst recht gestärkt an die Arbeit gehe.

Was Göthe's Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das allgemeine, was allem auch dem speciellsten seiner Rede zu Grunde liegt. Von ihm gilt die Bemerkung, die ich ehemals bei Wolf machte, in dessen nicht exegetischen Stunden ich in einer Woche mehr für Exegese profitirte, als bei Nösselt in zwei Jahren. Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für klassische Literatur immer mehr, obgleich er selbst nur ein sehr dürftiger Philolog ist, und kaum den Sophokles im Original lesen kann. Es geht mir in seiner Gegenwart so, wie er im Faust gleichnißweise vom Webstuhle sagt:

Die Schifflein hin und wieder schießen,
Die Fäden in einander fließen,
Wo einer tausend in Regung bringt u. s. w. —

Wenn ich aber sagte, daß G.'s Gesprächen so viel allgemeines zu Grunde läge, so ist das nicht so zu verstehen, als ob er abstraktes Zeug (wie im Athenäum) in Sentenzen spräche — ich meine nur das

Ideenreiche dieses so geistreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung so klar hervorleuchtet. Ich möchte Göthen den popularsten Philosophen nennen, der uns auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele redet.

Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines contemplativen Naturforschers, im edleren Sinne des Worts. Kein Mensch ärgert ihn, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue, sogar ein — — nicht. Er denkt, so hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geschaffen, und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile nothwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken soll, so hat diese Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege steht, da wird er bei Seite geschafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerstand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuschaffen. Ich habe ihn zornig gesehen über Eseleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein schneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügellose Leidenschaft und Ereiferung. — Nie sind Göthe's Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjektes, aber was einer leisten kann, das

die mich nie straucheln lassen wird. Ich kann Ihnen versichern, daß ich morgens beim Aufstehen, wenn ich zur Tasse Kaffee eine Pfeife rauche, fast immer an Göthe oder an meine Eltern denke, und dann erst recht gestärkt an die Arbeit gehe.

Was Göthe's Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das allgemeine, was allem auch dem speciellsten seiner Rede zu Grunde liegt. Von ihm gilt die Bemerkung, die ich ehemals bei Wolf machte, in dessen nicht exegetischen Stunden ich in einer Woche mehr für Exegese profitirte, als bei Nösselt in zwei Jahren. Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für klassische Literatur immer mehr, obgleich er selbst nur ein sehr dürftiger Philolog ist, und kaum den Sophokles im Original lesen kann. Es geht mir in seiner Gegenwart so, wie er im Faust gleichnißweise vom Webstuhle sagt:

Die Schifflein hin und wieder schießen,
Die Fäden in einander fließen,
Wo einer tausend in Regung bringt u. s. w. —

Wenn ich aber sagte, daß G.'s Gesprächen so viel allgemeines zu Grunde läge, so ist das nicht so zu verstehen, als ob er abstraktes Zeug (wie im Athenäum) in Sentenzen spräche — ich meine nur das

Ideenreiche dieses so geistreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung so klar hervorleuchtet. Ich möchte Göthen den popularsten Philosophen nennen, der uns auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele redet.

Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines contemplativen Naturforschers, im edleren Sinne des Worts. Kein Mensch ärgert ihn, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue, sogar ein — — nicht. Er denkt, so hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geschaffen, und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile nothwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken soll, so hat diese Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege steht, da wird er bei Seite geschafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerstand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuschaffen. Ich habe ihn zornig gesehen über Eseleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein schneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügellose Leidenschaft und Ereiferung. — Nie sind Göthe's Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjectes, aber was einer leisten kann, das

fordert er ganz und ungetheilt. So ehrt und schätzt er jedes Talent, jede noch so kleine mechanische Fertigkeit. Aber kein Charakterloser fand Gnade vor seinen Augen. Die Losung, „es ist doch ein guter Mensch“, ist ihm unausstehlich. Und wehe dem, der seine Erwartungen und sein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Stillstehen, durch Schlaffheit oder gar Scheinsucht statt des reellen Werthes zu täuschen anfängt. Anfangs ist er noch milde, und sucht schonend zum Guten zurückzulenken. Hilft es nichts, so wird er zornig, und wendet sein Antlitz auf ewig.

Weimar, 22. August 1804.

Zuerst will ich Ihnen etwas von Würzburg erzählen. Sie wissen wohl, daß Schelling und Paulus sich viele Mühe gegeben haben, meinen Vater nach Würzburg zu ziehen. Ein Ruf, der zugleich mich mit anging, ward schon vor langer Zeit ausgeschlagen. Vor drei Wochen ist wieder ein neuer gekommen, und Paulus war wieder der Wortführer. Ich hätte nie geglaubt, daß dieser Brief Wirkung auf meinen Vater machen würde, da er an seinem Orte so behaglich sitzt, und da ich für den Anfang in Weimar ein so köstliches Loos gefunden habe. Aber der Brief brachte ihn ganz in Feuer.

Sie wissen ja, wie durchaus er jeden Gedanken durchdenkt, wie mit ganzer Seele er dabei ist, wenn er sich für etwas interessirt. Die Liebe der Würzburger für ihn mußte sein Herz rühren, die äußeren Vortheile, die dabei waren, verdienten auch Aufmerksamkeit. Auch auf mich machte er Plane — eigentlich zu meinem Schrecken; denn ich kann mich von Weimar jetzt nicht losreißen. Die vortheilhaften Seiten waren allerdings bei diesem Plane lockend, aber nachher wurden auch die Nachtheile von Würzburg erwogen, und da wurde denn das erste Feuer ein wenig gedämpft. Kurz es ist nichts zurückgeblieben, als Dankbarkeit gegen die Würzburger, die es gut gemeint haben. — Ich bin nun sehr begierig, wie der Ort meinen Eltern gefallen, und ob man meinem Vater wieder von neuem zusetzen wird. Ich fürchte eigentlich die Scylla, die diesmal den Odysseus selbst verschlingen will, und wünsche, daß sie passirt sein möge.

Ich führe nun ein unaussprechlich glückliches Leben. Ich bin täglich bei Göthe und Schiller, oft bei ersterem halbe Tage ohne Unterbrechung. Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten

Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Wie war Göthe fröhlich, als ich meine Sachen auf dem Examen so gut beendet hatte, und wie war ich fröhlich, daß er einen solchen Antheil an mir nahm! Dem Mann verdanke ich ja fast eben so viel, als meinen Eltern; er hat mir ja Muth und Selbstvertrauen in die Seele geflößt, und weiß mir durch sein Beispiel immer die Bescheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich lese jetzt Griechisch mit ihm. Neulich lasen wir zusammen 3 Stunden nach der Reihe, und Göthe ist jetzt außerordentlich warm für diese Sprache, besonders für den Sophokles. Sobald die ersten Schneeflocken fallen, errichten wir einen literarischen Club, wo Göthe der Meister ist. Göthe sagte mir neulich: „Nur zu hitzig wollen wir nicht beginnen; es ist eine Schande, bei so etwas nicht tempo halten zu können. Lieber nachher im Eifer gestiegen, als erkaltet." — Wenn wir jungen Leute um Göthe sind, so gefällt mir das so besonders an ihm, daß er nie wie ein Meister zu den Jüngern, sondern wie ein Freund zum Freunde spricht, — eine Humanität, die seine Jünger nur um so fester an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger sein sollen.

Schiller war eine Zeit lang unwohl; aber seit

vorgestern erholt er sich sichtbar. Gestern besuchte ich ihn, und blieb auf seine Bitte zum Abendessen; da war er kindlich froh und heiter. Es ist eine Freude, den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders, wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in seiner Miene, ich möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Von seiner Herzensgüte könnte ich Ihnen tausend Beweise geben. Der Mann ist ganz Wohlwollen, seine ruhige heitere Seele ist für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohl thun kann; er sagt ja in einem Gedichte: Alle Menschen sollen leben — und das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls; Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen. Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch, aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern an den durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menschen.

Weimar, 10. Oktober 1804.

Ihren Brief muß ich gleich beantworten, ob ich gleich sehr von Arbeiten umdrängt bin. Sie müssen

aus meinem Munde hören, wie ich die Sache wegen Würzburg ansehe, und ich fühle sehr das Bedürfniß, mich Ihnen mitzutheilen. Sie schreiben: die Vernunft geböte zu folgen, und ich würde gewiß einwilligen. Wohl! dann thäte ich's; ich würde mich mit schwerem Herzen aus meiner Umgebung herausreißen, und aus den Trümmern meines jetzigen Glückes ein neues hervorblühen sehen. Ich weiß wohl, daß Neigung für einen Ort und für gewisse Menschen, wie ich beides hier habe, nicht zum Hierbleiben zwingen dürfen; aber ich habe andere Gründe, die mir hier zu bleiben zur Pflicht machen.

Lieber Onkel, es gilt hier nicht, eine Schullehrerstelle mit einer andern zu tauschen, sondern ein Schulamt mit einem akademischen. Zu einem akademischen Amte, dessen Forderungen ich aus dem Grunde kenne, habe ich niemals Neigung gefühlt, und sie wird nach meiner mir von der Natur gegebenen Denk- und Empfindungsweise vielleicht nie in mir erwachen. Zweitens, ich bin nicht stark genug, einem solchen Posten vorzustehen. Ich würde von mir fordern, was ich von jedem akademischen Lehrer fordere, wenn er seinem Posten würdig vorstehen soll. Ich habe den innern Beruf nicht, der äußere Ruf darf in mir kein Gelüste erregen, wenn ich's redlich mit mir meine.

Daß ich einer der besten Schulmänner werden kann, das weiß ich, und trage keine Scheu, es Ihnen mit ein wenig Stolz im Herzen zu sagen. Ob ich ein tüchtiger akademischer Lehrer werden kann, weiß ich nicht. Ich halte es für möglich; wenigstens will ich es nicht läugnen. Aber ehe ich positive Gewißheit dazu habe, ehe es mein Herz mir verkündet hat, ehe begebe ich mich nicht in die höhere Sphäre. Was man von mir verlangt, könnte ich allenfalls unter dem Schutze meines Vaters leisten. Aber daß ich akademischer Philolog vom ersten Range, wenigstens einer wäre, der weit über dem mittelmäßigen steht, die Überzeugung habe ich nicht. Nachher umzukehren, und zum Schulwesen mich wieder hinzuwenden, das wäre Schande, und würde mich zu tief durch das Gefühl des Unvermögens drücken.

Wenn ich nicht zum akademischen Leben geboren bin, so bekümmert mich das nicht; es giebt niedrigere Stufen, und eine von denselben ganz auszufüllen, ist auch schon löblich. Wenn ich aber wirklich zum Schullehrer geboren bin, und ich bin es, so wahr ich mich kenne, so wäre es unverzeihlich, wenn ich mich diesem Stande entreißen, und mich zu einem andern erheben wollte.

Göthe und Schiller pflichten meinem Urtheile

vollkommen bei. Ich habe sehr ernsthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide sahen, während sie mir Rath gaben, väterlich auf mein Bestes. Göthe sagte am Ende: „Ich wollte Sie gerne, auch gegen meine Neigung, ziehen lassen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rathe ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen, und hier zu bleiben." So sprach dieser Mann; und Schiller, zu dem ich einmal sagte, ich fühlte mich stark genug, meinen Eltern ein Opfer zu bringen, antwortete: „Nein! Sie sind es Ihren Eltern schuldig, hier zu bleiben. Denn sobald Sie ihnen gegen Neigung gefolgt, und in Würzburg nicht an Ihrer Stelle wären, würde es Ihren Vater tief kränken, daß er Schuld an Ihrem jetzigen Loose wäre. Diese Verantwortung, die doch möglich ist, müssen Sie ihm ersparen." So sprach der herzige Schiller; und mein Onkel sollte anders gesinnt sein? Nein! Sie halten es gewiß nicht für Wahn, für falsche Bescheidenheit, wenn ich in dem Tone über meine Fähigkeiten, über meine Neigung rede.

Sie sagen, eine höhere Hand sei im Spiele. Gewiß, ich erkenne sie, und segne sie. Sie winkt meinen Eltern, weil ihnen die Herzensstimme sagt, daß

sie folgen sollen. Mir schweigt diese Stimme. Nur wenn das Herz einwilligt, erkenne ich ein Schicksal. Auch mir winkt das Schicksal — in Weimar zu bleiben. Und da antwortet mir die ernstlich gefragte Herzensstimme, daß ich bleiben soll. Ich bin sehr freudig bei meinem Entschlusse, und werde ihn nie bereuen. „So dich dein Herz nicht verdammt, so bist du gewiß auf dem Rechten.“

Und wie sollte ich auch je Reue empfinden können? Bin ich denn hier am unrechten Orte? Ich gedeihe ja hier. Auf jedem Tage, den ich hier genieße, ruht der Segen Gottes. Ich wachse an innerem und äußerem Leben, ich nehme an Kenntnissen zu, ich wirke Gutes in meinem kleinen Kreise, dem ich gewachsen bin, und bilde mir ein, eben so viel hier werth zu sein, als ein Mann von mehreren Kräften in einem größeren Kreise.

Lieber Onkel, Sie haben ja auch in Hinsicht auf mich nur Einen Hauptwunsch: daß ich brav und gut werde, und thue, wozu mich Gott erschaffen hat. Nun das verspreche ich Ihnen zu werden. Wenn ich's nun geworden bin, und täglich immer mehr werde, ist es Ihnen denn nicht auch gleich, an welchem Orte, auf welchem Wege ich's geworden bin?

Weimar ist in vieler Hinsicht eine heilige Stätte für mich. Aber nicht allein, weil Göthe und Schiller hier ist, und manches andere Schöne, sondern weil ich hier mit Ruhe und Sorglosigkeit im Herzen gedeihe. Nur diese Verfassung des Gemüths setzt mich in Stand, das Gute hier zu genießen. Diese Verfassung des Herzens, die zum Entfalten unserer Kräfte nothwendig ist, die will ich bewahren. Über die Mittel dazu muß ich nach meiner besten Einsicht entscheiden.

Thöricht wäre es, zu sagen: Ich will immer hier bleiben; denn wer lenkt die unsichere Zukunft? Wenn ich vielleicht mit dem Laufe der Jahre inneren Beruf für einen höheren Posten bekomme, dann werde ich mich nicht hartnäckig sträuben, und in das Schicksal willigen, wohin es mich auch rufen mag.

Weimar, 1. December 1804.

Wie habe ich mich gefreut, daß Sie, dessen Urtheil mir so viel gilt, meine Entscheidung, nicht nach Würzburg zu gehen, gut geheißen haben! Sie sind wol noch in Ungewißheit, wie die ganze Sache ablaufen wird. So hören Sie denn. Auch mein Vater geht nicht hin — zu meiner ganz außerordentlichen Freude. Wir bleiben nun in Thüringen

als eine schöne Familie zusammen. Ob von Würzburg aus was neues geschehen ist, meinen Vater zu fangen, weiß ich nicht, aber es komme, was da will, mein Vater „will dem schlüpfrigen Eise nicht wieder trauen"; wie er sich neulich gegen den Herzog von Oldenburg schriftlich ausdrückte. Was mich anbelangt, so könnte ich jetzt meine Sache herrlich durch die Folgen vertheidigen. Welche Lage hätte ich in Weimar, wenn ich jetzt hier bleiben müßte. Dann würde mir jeder Weimaraner im Herzen vorwerfen, ich ergriffe jetzt Weimar nur als einen Nothpfahl, weil ich kein ander Auskommen hätte. Aber es steht, Gott sei Dank, anders mit mir; ich habe bleiben wollen, und mag nun die Lockung nach Würzburg fortdauern oder nicht, mein Hierbleiben wird mir doch von jedermann, selbst von der herzoglichen Familie, als Patriotismus ausgelegt; und es sei Ihnen im Vertrauen gesagt, ich habe mir dadurch aller Weimaraner herzlichste Liebe gewonnen. — Aber Folgen dürfen keine Handlungsweise zur guten oder zur schlechten machen. Durfte ich vom Anfange an, moralisch betrachtet, ein Amt annehmen, wo mein Herz mir nicht das Zeugniß geben wollte, ich sei ihm gewachsen? Sah ich's nicht von Anfang an, daß ich in dieser Sache durchaus nicht

auf eigenen Füßen stand? War ich etwas anderes, als der Appendix meines Vaters, der nur mit ihm steigen konnte, und nothwendig mit ihm fallen mußte, wenn sich etwa die Sache anders wandte, als mein Vater anfangs dachte? Es ist gefährlich, und hat manchen Menschen ins Unglück gebracht, der sich in zu hohe Sphären einließ. Deren Beispiel soll mich auch in Zukunft witzigen. Ich will nur da stehen und fußen, wo ich einzig auf mir beruhe, und selbst Schöpfer meines Glückes werden kann.

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie mir zu große Bescheidenheit vorwerfen. Ich bin wahrlich nicht fähig für einen akademischen Posten, weil ich nicht leisten kann, was Ich von einem solchen Lehrer fordere. Möchten auch immerhin mir andere, selbst mein Vater, das Zeugniß der Reife geben, ich würde nie darin einstimmen können, und eben deswegen werde ich sobald noch nicht den Beruf zu einem akademischen Lehrer in mir fühlen. Aber das macht mich nicht unglücklich. Auch die Mittelsphäre ist unverächtlich, und da will ich wahrlich nicht als der letzte nachhinken. Da ich mir hier täglich und stündlich das Zeugniß der Reife geben kann, so habe ich eben dadurch jene behagliche Ruhe des Gemüths, die zu

jedem Geschäfte Segen und Gedeihn giebt. Gott segne mein geliebtes Weimar.

Ich bin nun sehr fleißig; denn ich will einmal ein capitaler Grieche werden. Sophokles hab' ich den Sommer dreimal gelesen; jetzt lese ich den Herodot, und Neujahr fange ich den Thucydides an. Beständig habe ich die Feder in der Hand und excerpire. Mein Freund Riemer, ein würdiger Schüler Wolfs, ist mein Gefährte auf der hellenischen Reise. Wir ergänzen uns einander. Ich bin ihm an Alterthumskenntniß überlegen, er mir an grammatischen Kenntnissen. Wir sagen uns oft, daß wir ein glückliches Loos haben, ex officio thun zu müssen, was zu unterlassen das unmögliche sein würde.

Die Ankunft der Großfürstin hat mich zum Poeten gemacht; ich habe fünf Carmina dichten müssen. Eins, welches ich ihr im Namen des Gymnasiums überreichte, will ich Ihnen beilegen. Das schönste Produkt, welches diese Gelegenheit hervorgerufen, ist der dialogische Prolog von Schiller. Bei den Worten:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande;
Wo Du beglückst, bist Du im Vaterlande.

bemächtigte sich die edelste Rührung der Herzen aller

Anwesenden, und nie ist wol einem Dichter schöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die liebenswürdige Erbprinzessin hat geweint vor Wehmuth und Freude. Ein so edles Geschöpf hat die Erde nicht außer ihr.

Zur Vermählung der Erbprinzessin von Weimar.

Seliger Tag, du erschienst! Der andachtvollen Gesinnung
Heißerfleheten Wunsch, Seliger, hast du gewährt!
Fern aus Ruthenia führst du mit Heil den erhabenen Jüngling,
Wo er des edelsten Stamms blühende Braut sich erkor.
Festlicher Jubel erschallt von Millionen des Nordens,
Welche zu Karl August fröhlich entsenden die Braut.
Dreimal festlicher Jubel erschallt antwortend aus Weimar,
Segnend die Flur, die hinfort Sie mit dem Gatten bewohnt.
Segnend das mächtige Kaisergebiet, wo in stolzen Palästen
Sie anmuthig erwuchs, und Alexander gebeut;
Welcher gelobt am Altar Katharina's, Sprossen der Heimath,
Sprossen von Deutschlands Geist, nahe dem Pol zu erziehn.
Dir, Weimarische Flur, die die Neuvermählten bewillkommt,
Dir auch reifte vorlängst Gutes zu Schönem gesellt.

Dich auch sor, da sie Luther, vereint dem Hellenen Melanchthon,
Rettete, Freiheit zum Sitz heiliges Menschengefühls.
Jugendlich stralte sie einst in die Barbarnebel der Wildheit
Dämmerndes Licht; und sanft schauerte Hellas umher.
Sieh'! und es webete Geist durch Waldeinöden und Inseln;
Vaterland und Gesetz tönte der Hirtengesang.
Bald nun weihten die Musen den Helikon. Jegliche Weisheit
Weckte mit Red' und Lied reineren Sinn zum Entschluß;
Daß um Hütt' und Palast aufblühete großes Gemeinwohl,
Daß für Staat und Gesetz heiter Leonidas sank.
Aus der verödeten Hellas entschwang sich der edleren Menschheit
Genius, hier und dort gastlichen Heerd zu erspähn.
Nicht in der Hülle verkannten den Genius unsere Väter;
Ihm, an der heiligen Ilm, bauten sie Hain und Altar.
Bernhard ward er von Menschen genannt; da sproßt' und erblühte,
Hell an der Freiheit Stral, göttliche Religion.
Und schnell strebten empor wohlthätige Künste des Friedens,
Wilhelm, unter dem Schutz Deines verjüngten Geschlechts.
Selbst Urania kam in Gestalt der Amalia freundlich;
Deutschlands neuem Athen horchet Europa mit Lust.
Aber der Genius, froh der rastlos strebenden Menschheit,
Wählet für andere That andere hohe Gestalt:

So wie stets sich verjünget Arabia's goldener Phönix,
    Und das verstäubte Gebein ruht in der Sonne Palast.
Schütze die Wissenschaft, o Genius! schütze die Freiheit,
    Ob du dich Karl August, ob du dich Friederich nennst!
Sehnsuchtsvolle Gelübd' und liebende Treu' und Gehorsam,
    Welcherlei reines Gefühl bessere Seelen belebt,
Bringen wir feierlich dar, Goldfrucht aus den Gärten Apollons,
    Opfer dem Vaterland', Opfer dem Fürsten geweiht!

An Christian Niemeyer.

Weimar, im April 1805.

Daß ich bis jetzt gegen Dich geschwiegen, ist eine Nachlässigkeit, in der ich mich selbst übertroffen habe. Wie oft habe ich an unser ehemaliges, frohes Zusammenleben gedacht *), und das Herz ist mir warm geworden. In solchen Augenblicken hätte ich nun mich sogleich hinsetzen und schreiben sollen; aber da habe ich gewöhnlich so in meiner Unschuld phantasirt, bin selbst glücklich dabei gewesen und habe es darüber versäumt, dem Freunde für die Erweckung schöner Erinnerungen Dank zu sagen. Manchmal, und dies sehr oft, ist es mir, ich möchte sagen, physisch unmöglich gewesen, aus der Gegenwart herauszutreten; und Du bist ja mit mir darin einverstanden, daß in solchen Augenblicken nur so viel von der Kraft

*) Beide Freunde hatten sich im Jahre 1800 zu Halle kennen gelernt.

für uns existirt, als wir gerade in unserm Gemüthe auffassen. Endlich habe ich auch mitunter matte Augenblicke gehabt, wo ich es für eine Versündigung an meinen Freunden gehalten hätte, mit einer Darstellung eines trüben Innern aufzuwarten. Was den oben bezeichneten zweiten Punkt betrifft, so will ich Dir in aller Kürze meinen Lebenslauf berichten, und Dir eine Schilderung meines jetzigen Zustandes geben. Zwar schweigsam ist der alte Voß wol zuweilen; aber ein herzlicher und redlicher Freund bleibt er immer.

Als wir uns zuletzt (1802) in Jena sahen, da nagte schon eine geheime Krankheit an meinem Innern. Ich war nicht mehr wie ehemals. Ich war todt und leblos, ja untheilnehmend wider meine Natur und Gewohnheit. Ich will Dir gern bekennen, daß ich mich nicht zu Deiner Ankunft freute; aber es hat mir auch bittere Thränen gekostet, wie ich diese Bemerkung an mir machte. In diesem Zustande lebte ich noch ein volles Jahr, fast beständig kränkelnd. Mitunter regte sich was in mir, irgend eine Freude, und belebte mich auf kurze Zeit; aber stets sank ich in meine Erschlaffung wieder zurück. Im Sommer 1803 machte ich eine Reise nach Holstein. Auf dieser Reise habe ich zuerst wieder empfunden,

daß ich noch in meinem Wesen der Alte sei. Als ich meinem Vaterlande nahe kam, da fühlte ich die alten Bande, die mich immer an dasselbe gefesselt hatten, von neuem wieder. Ich hatte eine doppelte Freude: den Genuß der gegenwärtigen Freuden, und das frohe Bewußtsein meiner unverlorenen Heiterkeit und Jugendlichkeit. Aber gegen das Ende meiner Reise ward ich krank, und kehrte als ein Halbtodter in das Haus meiner besorgten Eltern nach Jena zurück. Diese letzte Krankheit war hart und unerbittlich, aber segensvoll. Kaum war ich genesen, so fühlte ich auch, daß ich ganz genesen sei, denn das harte Übel hatte, wie der ausgetriebene Teufel oder Zauberer im Don Quixote, die ganze Bücherkammer von Schlechtigkeit mit- und so aus mir herausgenommen, daß auch nicht einmal die Thür derselben zu finden war. Nun war mein Körper gesund; aber das gütige Schicksal hatte mehr für mich aufgespart, und wollte, daß mir die zwei geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt werden sollten. Diese waren: nicht Prediger sondern Schulmann zu werden; und: in naher Verbindung mit Göthe und Schiller zu stehen, die ich, wie Stolbergen, liebe und verehre.

Ich bin ein glücklicher Schulmann, der von seinen

Schülern mit einer Art von Heftigkeit geliebt wird; und daneben habe ich den täglichen, vertrauten Umgang mit den beiden großen Lieblingen meines Herzens. Diese Beiden versüßen mir das Leben als Schulmann, und der Umstand, daß ich meiner Schule (ich rede ja zu einem Herzensfreunde) ehrenhaft vorzustehen suche, giebt mir gewissermaßen ein Recht auf die Freundschaft jener Männer. So bin ich nicht allein durch die Schule als Schulmann glücklich, sondern auch durch Göthe's und Schillers mir geschenkte Liebe; und in der Liebe zu jenen Männern beglückt mich wiederum das Gefühl, daß ich zugleich ein glücklicher Schulmann bin.

Nun wirst Du leicht vermuthen, daß ich anfangs viele Geschäfte hatte, besonders weil ich die beiden letzten Jahre wenig hatte arbeiten können. Aber was thut das einem heitern Gemüthe? Ich habe Alles mit großer Leichtigkeit vollbracht, und mich bald in mein Amt hineingepaßt. Und dann stand ich ja unter dem Schutze zweier Genien, deren freundliches Lächeln mich zu Allem vermocht hätte, und die mir so oft sagten, besonders der biedere Göthe: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ja, einem Göthe zu Liebe könnte ich Dinge vollbringen, die über meinem Horizonte lägen;

wie vielmehr solche, denen ich mich gewachsen fühle. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus, und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Ich esse bei ihm des Mittags, wenn ich keine Schule Nachmittags habe. Da bleiben wir dann nach dem Essen sitzen und lesen den Sophokles, bei welcher Gelegenheit er dann auf jede leise Anregung, die vom Griechen ausging, die ganze Fülle seines Herzens und Geistes ausschüttet. Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Göthe im tiefsten Negligé, im wollenen

Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sopha nicht aushalten; dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gesticulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen stralt das seelenvollste Feuer. — Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater, „über Gott und Unsterblichkeit", und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Überirdische suchte. In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte, und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, man solle Gott in seinen Werken lieben, und nun,

Thou cunning'st pattern of excelling nature,
Du schönstes Bild der Meisterin Natur,

du herrlicher Göthe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagst du erst zu erheben!

Schiller sehe ich nicht so oft als Göthe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3 — 4 Nachmittags. Ich habe diesen Mann vollkommen so lieb wie Göthe, stehe aber in ganz andern Verhältnissen zu ihm. Zu Göthe ist meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unser einer. Göthe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Schiller nun ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco“ versteht und als ein „dulce est“ ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch andern Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gesungen haben. Besonders jene Zeile

Diesen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter,

seine Liebe und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein Herz drücken möchte. Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusammen, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sei bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir sein", fügte er leiser hinzu, „damit wir nicht gestört werden"; wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wollzogen wies.

Und diese liebenswürdigen Männer wären mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen das Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Übel, an heftigen Obstruktionen. Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4 mal gewacht und bei Göthe 2 mal. Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner lie-

benswürdigen Selbstvergessenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wol einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche. — Als ich neulich dem alten Griesbach von Schillers Liebenswürdigkeit während seiner Krankheit erzählte, sagte er mir: „Und das ist noch nichts

gegen Schiller den Krankenpfleger.“ Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor 6 Jahren die Gattin gepflegt habe, als sie (im Griesbachschen Hause) ein unglückliches Wochenbett gehalten. — Liebster Freund, warum sitzen wir nicht beisammen? Ganze Tage hindurch wollte ich Dir von diesen einzigen Männern erzählen.

Daß ich während der Zeit, wo wir uns nicht gesehn haben, ein bissiger Recensent geworden bin, weißt Du wol noch nicht; aber zum Trost dagegen will ich Dir sagen, daß ich auch eine Art von Theaterdichter geworden bin. Ich habe auf Schillers Anbringen den Othello in den Versmaßen des Originals übersetzt, und der soll nächstens aufgeführt werden *). Meine Arbeit hat bei Göthe und Schiller Beifall gefunden, und Göthe trug mir endlich auch noch eine Bearbeitung des Lear auf. Mein Othello soll wetteifern mit dem Schlegelschen, wenn es dem erst beliebt, den Othello zu geben. Auch im Lear fürchte ich ihn nicht. — —

Den 2. Juli 1806. Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder, um einen 15monatlichen Brief

---

*) Dieses geschah bald nach Schillers Tode im Sommer 1805.

fortzusetzen, nicht aus Scham vor meinem Freunde, sondern weil mich der Gedanke an alle Vorfallenheiten dieser Zeit drückt. — Als ich die vorigen Zeilen schrieb, hatte ich meinen Schiller noch, an den ich nun täglich mit wehmüthiger Erinnerung denke. Jetzt sind auch meine Eltern von hier gegangen, und der edle Göthe steht auch um ein Jahr der düstern Stunde näher. Ein lindernder Trost mitten unter solchen Wechseln ist der Gedanke, daß die Herzen wahrhafter Freunde unwandelbar dieselben bleiben. — Ich könnte Dir viel schreiben, aber wahrlich ich bin zum Schreiben nicht aufgelegt. Seit 7 Monaten habe ich einen Schaden an der Unterlippe, der mir bedenklich vorkommt. Ehe die Genesung da ist, bin ich zu keiner tüchtigen Arbeit aufgelegt *). Mein Lear und Othello sind beide gedruckt. Ich habe aber eben kein Freiexemplar für Dich zur Hand. Es ist auch an dem Bettel nichts gelegen. Ich lege nur einen Werth darauf, weil die Arbeit Göthe'n Freude gemacht hat. —

*) Die Genesung von diesem hartnäckigen Uebel sollte erst nach mehreren Jahren in Heidelberg erfolgen.

Weimar, 12. August 1806.

Wir haben Ferien. Meine Freunde sind alle verreist. Ich lebe einsam und darf meiner Lippe wegen nicht viel ausgehen. Wie könnte ich mir da den heutigen Abend besser erheitern, als daß ich auf den Flügeln der Einbildungskraft zu Dir hinübereile und Dir Kunde bringe von allem was Du zu wissen begehrst? Aber ich möchte mit jenem Alten fragen: „Wo soll ich anfangen, wo aufhören"? wie Ordnung bringen in das Chaos von Erinnerungen und Anschauungen, das sich gestaltlos in meiner Seele erhebt? —

Du bittest mich, ich soll Dir von Schiller schreiben, und, theurer Freund, diese Bitte hat meinem Herzen sehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und stündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor dessen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Gespräch aus seinem Herzen, jedes Wort aus seinem Munde, jede Scene, die ich in seiner Familie mit angesehn habe, lebt frisch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen, und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, ster-

bendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige, aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu sein. — Erwarte, wenn ich diesmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialischen Züge; nein! ich will Dir den Hausvater, ach! den sterbenden schildern. Den genialen Schiller kennst Du aus seinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir schon geschrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war sehr krank, erschöpft durch Fasten und Obstruktion, aber demungeachtet heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt"? fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf- und abgegangen waren, stellte er sich

vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können.“ Um 12 Uhr ward er sehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich schon früher geschildert habe. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher“? Ich beruhigte mit Liebkosungen. „Hab' ich auch verwirrt gesprochen“? fragte er mit unbeschreiblicher Ängstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste „Nein“! versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt“? fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen, und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wol hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Öffnung so unruhig und bange mache. Ich rieth ihm, nur einen Versuch zu machen, und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie haben Recht“, erwiederte er, „Gelegenheit macht Diebe“, und folgte meinem Rath. Als

er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Postur gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. „Nun“, sagte er ganz gleichmüthig, „bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln.“ Und so legte er sich zu Bette, und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. — „Ach“! sagte er mir am folgenden Tage, „die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre 2 Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde.“ — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger,

nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein bester Hofrath“, sagte ich, „Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen.“ Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. „Sie hätten“, sagte er, „nur auf die Maskerade gehen sollen“, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen“; worauf er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?“ Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schmarotzen“. Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an,

recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was Du in den seligen Minuten Dir vorträumtest! Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der finstere Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. „Eine Reise nach dem adriatischen Meere", sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thlr., die kann ich nicht daran wenden." Wir machten einen Reiseplan nach Kurhafen, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarsern, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht,

seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kuxhafen; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen.

„Da liege ich wieder"! sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrete in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags.

seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kurhafen; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen.

„Da liege ich wieder"! sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrete in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags.

Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupte des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken.

Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich Dir nicht. Karl, der älteste, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden, und wehklagte vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt.“ Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen, und verbarg ihr Gesicht im

Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte leider nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich schweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: „Voß, hast Du auch den Papa mit weggetragen? Hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?“ — Ein andermal sagte sie: „Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wol bald zurückkommen.“ — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern spazieren. Ich amüsirte sie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da sehe ich ein großes Schloß“! rief Ernst. Karoline sah es lange an. „Ja“! rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin.“ — Du kannst Dir leicht denken, daß eine Mutter von solchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es sind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder seines Geistes und Herzens. —

Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupte des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken.

Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich Dir nicht. Karl, der älteste, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden, und wehklagte vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt.“ Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen, und verbarg ihr Gesicht im

Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte leider nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich schweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: „Voß, hast Du auch den Papa mit weggetragen? Hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?“ — Ein andermal sagte sie: „Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wol bald zurückkommen.“ — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern spazieren. Ich amüsirte sie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da sehe ich ein großes Schloß“! rief Ernst. Karoline sah es lange an. „Ja“! rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin.“ — Du kannst Dir leicht denken, daß eine Mutter von solchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es sind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder seines Geistes und Herzens. —

Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geschrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigsten aller Menschen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden ist, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war, konnte einen schmerzlichen Verlust empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum ist mir auch sein Verlust heilig. Wer Schiller nicht persönlich gekannt hat, dem ist das Bittere seines persönlichen Verlustes erspart worden; aber er trägt auch den unversieglichen Schatz nicht im Busen, den Schillers vertraute Freundschaft mir gewährt hat. Ich tausche nicht mit ihm. Schiller ist nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat, lebt fort, und so ist er für mich nicht gestorben; und seine Gestalt, seine Milde, sein gemüthliches Wesen, — Alles lebt noch frisch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entschlüssen. —

Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbachschen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agirt, und alle beide seien dann auf 4 Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn

mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte, und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen 2 seiner Kinder und liebkoste und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang, und that im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, zu seinem Munde empor zu klettern.

Ich will Dir doch bei dieser Gelegenheit eins der Gedichte mittheilen, die ich auf Bitten der beiden Knaben in ihrem Namen an Schiller zu seinem letzten Geburtstage verfertigte:

Ernst an seinen Papa.

Weggeflohn ist das Jahr, das des Guten so viel uns gewährte,
Und vom Herberen nur traurig ein Weniges gab.
Freudig gewährt' es den Wunsch, und ein Schwesterchen ward uns geboren,

Aber mit trotzigem Sinn that es dem Vater erzürnt *).
Herzlich sei für das Gute gedankt; und die bittere Stunde —
Siehe! das Schwesterchen fleht, Vater, vergieb sie dem Jahr.
Auch ja dem alten Homer gab Böses zum Guten die Muse,
Und doch weißt Du es selbst, wie ihn die Muse geliebt.
So gab trübere Tag' auch Dir die gewogene Muse;
Aber sie sendet dafür manches erquickende Jahr.
Oft noch sollen Dich Blüten und Frucht zu Gesängen begeistern;
Ich auch schenke Dir Lust; schenke mir Freuden auch Du!

Diese paar Zeilen sind mir darum noch werth, weil sie Schillern einen frohen Augenblick gemacht haben. Er sagte mir, ich hätte ihm aus dem Herzen geredet. — Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Combination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauspiel aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Ge-

---

*) Schiller war in den Tagen nach der Geburt des jüngsten Kindes gefährlich krank.

burtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, das auszukundschaften“, sagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können“, fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wol der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen.“ — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett, und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen Tell, und als ich ihn aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratulire Dir auch.“ Auf Schillers Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennst Du nicht; doch hast Du die Luise inne, und einen solchen Abend feierten wir, wie da

geschildert wird, mit eben so inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Schiller hat über Anmuth und Würde geschrieben. Das hat mehreren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keineswegs; denn „Anmuth und Würde gesellt“ war sein Charakter. Und soll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem sich sein Charakter ausprägt? Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiktion, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Glut seiner Liebe durchdrungen. Deutschland bejammert den Mann, und Wenige haben ihn gesehn, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende gewesen sein, wenn ihn seine Verehrer persönlich

gekannt hätten und, statt durch seine Gedichte mittelbar, durch sein Herz unmittelbar wären begeistert worden. —

Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem J... den Othello dedicire? Er war es, der mir zuerst Liebe für Schiller einflößte, denn J... war sein Zuhörer gewesen. „An dem Manne ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold", pflegte J... zu sagen. Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuirliches Fleckchen. Es ist Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch so manches ein, was ich nicht umhin kann Dir mitzutheilen. Du, Guter, wirst wol ebenso wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin unwillkührlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag", statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurück-

halten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und

in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!“ Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig tröstliches erwarten. „Ich merke es“, sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein“, und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank.“ Der Nachdruck, den er auf das „sehr“ legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu

antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt“? fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen“! antwortet sie. „Er ist todt“, wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wol zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei.

Den Morgen nach Schillers Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so theilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand, und es herrschte Angst, Trauer und Verzweiflung.

Wohl denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenstand betrifft, bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Täglich sprechen wir vom Verewigten im Schillerschen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich

Aber mit trotzigem Sinn that es dem Vater erzürnt *).
Herzlich sei für das Gute gedankt; und die bittere Stunde —
Siehe! das Schwesterchen fleht, Vater, vergieb sie dem Jahr.
Auch ja dem alten Homer gab Böses zum Guten die Muse,
Und doch weißt Du es selbst, wie ihn die Muse geliebt.
So gab trübere Tag' auch Dir die gewogene Muse;
Aber sie sendet dafür manches erquickende Jahr.
Oft noch sollen Dich Blüten und Frucht zu Gesängen begeistern;
Ich auch schenke Dir Lust; schenke mir Freuden auch Du!

Diese paar Zeilen sind mir darum noch werth, weil sie Schillern einen frohen Augenblick gemacht haben. Er sagte mir, ich hätte ihm aus dem Herzen geredet. — Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Combination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauspiel aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Ge-

*) Schiller war in den Tagen nach der Geburt des jüngsten Kindes gefährlich krank.

burtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, das auszukundschaften“, sagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können“, fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wol der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen.“ — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett, und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen Tell, und als ich ihn aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratulire Dir auch.“ Auf Schillers Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennst Du nicht; doch hast Du die Luise inne, und einen solchen Abend feierten wir, wie da

geschildert wird, mit eben so inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Schiller hat über Anmuth und Würde geschrieben. Das hat mehreren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keineswegs; denn „Anmuth und Würde gesellt“ war sein Charakter. Und soll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem sich sein Charakter ausprägt? Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiktion, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Glut seiner Liebe durchdrungen. Deutschland bejammert den Mann, und Wenige haben ihn gesehn, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende gewesen sein, wenn ihn seine Verehrer persönlich

gekannt hätten und, statt durch seine Gedichte mittelbar, durch sein Herz unmittelbar wären begeistert worden. —

Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem J... den Othello dedicire? Er war es, der mir zuerst Liebe für Schiller einflößte, denn J... war sein Zuhörer gewesen. „An dem Manne ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold", pflegte J... zu sagen. Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuirliches Fleckchen. Es ist Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch so manches ein, was ich nicht umhin kann Dir mitzutheilen. Du, Guter, wirst wol ebenso wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchlieſt, findet er, daß er darin unwillkührlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag", statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurück-

halten, etwas vom „letzten“ Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und

in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!“ Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig tröstliches erwarten. „Ich merke es“, sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein“, und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank.“ Der Nachdruck, den er auf das „sehr“ legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu

antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt“? fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen“! antwortet sie. „Er ist todt“, wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wol zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei.

Den Morgen nach Schillers Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so theilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand, und es herrschte Angst, Trauer und Verzweiflung.

Wohl denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenstand betrifft, bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Täglich sprechen wir vom Verewigten im Schillerschen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich

antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt“? fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen“! antwortet sie. „Er ist todt“, wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wol zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei.

Den Morgen nach Schillers Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so theilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand, und es herrschte Angst, Trauer und Verzweiflung.

Wohl denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenstand betrifft, bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Täglich sprechen wir vom Verewigten im Schillerschen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich

in das Schillersche Haus gehe; und wird nicht ein Tempel erst durch heilige Gesinnungen, die man mitbringt? —

Nach Schillers Tode habe ich mit Göthe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum ersten mal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. „Schillers Verlust“, sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht.“ Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wol 5 Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, und drückte und schüttelte

sie, wie er es nie gethan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich erquickendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieser Erschütterung einen Rückfall für Göthe befürchtete. Noch spät erfuhr ich, Göthe sei sehr bewegt nach Hause gekommen, und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Endlich sei August ins Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe seine heitere Stimmung zurückgeführt.

An Frau Griesbach in Jena.

(Fragmentarisch.)

Weimar, 7. Juli 1804.

Liebe Mutter Griesbach,

Heute bin ich außerordentlich fröhlich gestimmt, daß ich mich recht zu dem Vorsatze freue, Ihnen einmal wieder zu schreiben. Aber erst sollen Sie wissen, warum ich so fröhlich bin. Einen Theil verdanke ich Ihnen; Sie haben mir durch Ihre Kirschen einen so schönen Beweis Ihres mütterlichen Andenkens gegeben. Dann ist heute der Tag der Zurückkunft des lieben Göthe, den ich so lange mir zurückgesehnt habe. Schon ist das Thor in seinem Hause geöffnet, welches so manchen Tag verschlossen war; schon kann ich wieder auf das Wagengerässel horchen, und darf hoffen, daß er es ist. Und endlich muß ich Ihnen sagen, daß ich heute Nachmittag ein paar unbeschreiblich frohe Stunden bei Schillers, dieser herrlichen

Familie zugebracht habe. Als ich heute Morgen Ihr Geschenk empfangen, und mich recht satt gefreut hatte, da war mein erster Gedanke an Schillers Kinder. Und da bin ich denn heute Nachmittag, mit meiner Schachtel unter dem Arm, hingewandert, und habe Freude über Freude hervorgebracht. Die kleine Karoline erstaunte, als ich die Schachtel aufmachte, so sehr, daß sie vor Schreck nicht essen konnte. Dann ließ sie es sich wohl schmecken, spendete mit vollen Händen ihren Brüdern, dann dem Vater und der Mutter, und auch mir. Nicht wahr, liebe Mutter, ich habe Ihre Absicht errathen? Nicht für mich allein war dieser Reichthum bestimmt. Sie wollten mir zugleich ein Mittel an die Hand geben, mich bei diesen Kindern recht beliebt zu machen. Das ist denn auch recht sehr geglückt.

Wie kann ich Ihnen die Freundlichkeit und die Güte rühmen, mit welcher mich Schillers aufnehmen, so oft ich zu ihnen komme. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich so oft komme, und kann es doch nicht lassen. Aber ich gehe nur zu Stunden hin, wo ich weiß, daß Schiller unbeschäftigt ist. Wenn ich einmal Schillers Kinder zum Unterricht bekomme, dann will ich durch Treue und Sorgfalt zeigen, wie lieb ich die Eltern habe; früher finde

ich dazu keine Gelegenheit; aber das thut auch nichts.

Nun will ich in den Park spazieren gehn und mich der Abendkühle unter Gottes freiem Himmel freun; komm ich dann fröhlich heim, so ist der herrliche Göthe wieder da. —

Guten Abend! liebe Mutter. Göthe ist richtig wieder da. Kaum eine Viertelstunde nach seiner Ankunft sah ich Schiller zu ihm gehn. Der hat's auch nicht länger abwarten können.

An Griesbach.

Weimar, 13. Mai 1805.

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,

und uns war er mehr. Ich bin wie ein Verwaister, lieber Herr Kirchenrath, und ich komme zu Ihnen, dem ältesten und liebsten Freunde des Verewigten, um durch Mittheilung meinem bangen Herzen etwas Ruhe zu verschaffen. Ich will Sie nicht trösten, ich will nicht von Ihnen getröstet werden; nur mittheilen will ich mich Ihnen, nur mit Ihnen von dem geliebten Gegenstande reden, der meine ganze Seele erfüllt. Ich suche ihn überall, und finde ihn nirgends; ich werde durch alle möglichen Dinge, die

nur entfernt Bezug auf ihn hatten, an ihn, den Einzigen, erinnert. Wo ich gehe, wo ich mich hinwende, erblicke ich sein Bild, und wenn ich schlafe, erscheint er mir in Träumen. Ich denke seiner, was er war in frohen oder traurigen Tagen der Vergangenheit, was er jetzt ist, und was er den Seinigen, seinen Freunden und der ganzen Welt noch geworden wäre, wenn ihm Gott einen größeren irdischen Zeitraum zugemessen hätte, um alle die Keime zu entwickeln, die in diesem edlen Herzen schlummerten. So denke ich an ihn und weine mit gebeugtem Herzen.

Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe. Ich war bitter gegen das Schicksal, bis ein heißer Thränenstrom besseren Empfindungen Platz machte. Ich murre nicht mehr, ich bin voll dankbarer Gesinnung, daß uns der liebe Mann so lange gelassen wurde; aber getröstet bin ich nicht. Die Sektion hat gezeigt, daß er nicht länger leben konnte. Der Tod hat die Rechte an seiner Hülle in Anspruch genommen, die ihm die lebende Natur nicht länger versagen konnte. Ungerecht wäre es, hier bitter sein zu wollen; aber getröstet bin ich nicht, und werde es so bald nicht, und will es auch nicht werden.

Vorgestern wurde die sterbliche Hülle zu Grabe gebracht. Dieser Mann, der in seiner Braut von Messina am Grabe des Mannel den Cäsar zur Mutter sagen läßt:

„Er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben!"

dieser Mann durfte nur von solchen beerdigt werden, die auch seinen Verlust schmerzlich zu fühlen wußten. Das ist geschehn; und ich bin überzeugt, daß wir darin den Willen des Verewigten, wenn er anders je hieran gedacht hat, erfüllt haben.

Gestern wurde ihm die letzte Feierlichkeit erwiesen, und unter Tönen aus dem Mozartischen Requiem haben wir den irdischen Abschied von ihm genommen. Die Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede, und bewegte die Herzen aller Anwesenden mehr, als die Worte des Redners, die — Worte waren. Ich mag keinen mit Worten trösten, auch den kleinen Karl nicht, der oft bei mir ist und so gerne von seinem Vater redet. Ich spreche viel mit ihm von seinem Vater und werde es auch in Zukunft thun. Kann ich dazu beitragen, daß das Bild seines Vaters ungeschwächt in ihm erhalten werde, so will ich's thun, und mir dieses zu einer heiligen Pflicht machen.

Mein jetziger Trost ist, daß ich mit meinem

Schmerze unendlich glücklicher bin, als die, welche den liebenswürdigsten Mann nicht gekannt, nicht verloren haben, und nicht betrauert. Die haben den Schmerz nicht, aber auch nicht den Reichthum, der mit diesem Schmerze verbunden ist. Ich trage ein vollständiges Bild von seiner Person, von seinem Geiste, von der Güte und Liebenswürdigkeit, die aus allen seinen Zügen heraussprach und in allen seinen Handlungen wirksam war, in meinem Herzen. Dies Bild ist mir als ewige Stütze auf dem Wege meines künftigen Lebens. Es nicht mehr in der Wirklichkeit zu erblicken, ist mein unnennbarer Schmerz; es im Herzen und in der Seele zu tragen, wird mein Trost sein in den Tagen, über welche der Schmerz keine Rechte mehr haben wird.

Weimar, 24. April 1806.

Sie verstehn es recht, Freude und Segen zu verbreiten, gebeugte Herzen aufzuheitern, und frohen Stimmungen Dauer und Stetigkeit zu geben. Welch eine unendliche Freude hat mir Ihr gestriger Brief gemacht! Ich will es nicht Worte nennen, was aus Ihren Briefen mich so innig ergreift; es ist mehr als das; es ist mir, als ob Sie Miene, Händedruck, Augensprache, und alle Mittel, deren wir uns

bedienen, um die Empfindungen des Herzens kund zu geben, in Ihre Briefe mit einzuschließen wüßten, um eine allgewaltige Wirkung hervorzubringen. Sie halten mich für würdig, mir Ihr Herz aufzuschließen; das möge Ihnen Gott segnen! Denn solcher Aufmunterung bedarf ich, um auf dem Wege des Guten und Schönen nicht lässig zu werden. Wohl dem, den sein Schicksal an einen günstigen Platz hinstellte, wie mich; mitten unter Vorbildern wird es mir leicht gemacht gut zu sein, und immer vollkommener zu werden. Wenn ich es einmal geworden bin, dann wird mein Leben der wärmste Dank sein für alle, die durch Beispiel und Aufmunterung mich zu dem gemacht haben, was ich allein nicht hätte werden können. So will ich auch Ihnen einmal danken, liebste Mutter, daß Sie rechte Freude an mir haben.

Schwärmerei nennen es die Leute, was sich in Ihrem Gemüthe so lauter und heilig regt, diese Begeisterung und Innigkeit für das Hohe und Schöne? Wohl, dem Kaltherzigen muß das eine Thorheit dünken, was er nicht zu begreifen im Stande ist. Freundschaft und Liebe für das Schöne, wo und in welcher Gestalt man es antrifft, ist ja das einzige, was uns, wie Sie sich so schön ausdrücken, „in

ewiger Jugend erhält". Wir sind nicht befugt, unser Alter nach den verlebten Jahren zu messen, sondern nach der Kraft, mit der wir das Gute und Schöne fühlen. Wer das im 70sten Jahre mit der Stärke der Jugend kann, der ist trotz seiuen Jahren ein Jüngling, und wer im 20sten Jahre todt ist, den nennt immerhin einen abgelebten Greis; denn er hat nichts vor ihm voraus als etwas, das für den richtigen Beurtheiler keinen Werth hat.

Auch ich bin einigemal ein Schwärmer genannt worden. Stolberg, Schiller, meine liebe Mutter Griesbach haben mich nicht so genannt. Wenn die es gethan hätten, da hätte ich's geglaubt; jetzt aber will ich nicht anders werden als ich bin.

Bei Göthe hab' ich seit meiner Zurückkunft schon einige vergnügte Abende zugebracht. Am liebenswürdigsten ist er in seiner wollenen Nachtjacke, und es kommt mir vor, als wenn er mit seinem Oberrock an jedem Abend zugleich alle seine Sorgen auszieht. So sagt man, soll er mit seinem grünen Ministerrocke auch noch allerlei anziehn; aber in diesem habe ich ihn noch nicht gesehn, wiewohl ich zwei Jahre hindurch fast sein täglicher Hausgenoß bin. Ich habe ihm gestern viel von meinem Onkel Boie erzählt, und mich erquickte recht seine Theil-

nahme. Ich wollte, daß ich dies alles noch meinem Onkel hätte schreiben können; er wäre um eine Freude reicher aus der Welt gegangen *).

In diesen Tagen habe ich Krummachers Parabeln gelesen. Er hat in ihnen seine ganze Persönlichkeit niedergelegt, und verräth eine große Innigkeit des Herzens, eine große lebendige Anschauungsgabe, und einen ziemlichen Grad produktiver Einbildungskraft. Eine gewisse Tinktur von Mysticismus scheint seinem Gemüthe nur angebildet. Bei allen diesen herrlichen Eigenschaften kann ich keine Spur von einem organischen Dichtertalente entdecken. Es sind lauter poetische Einzelheiten, die, so schön sie dastehn, doch auf die Länge ermüden. Die Nutzanwendungen sind oft sehr platt, und zerstören den Eindruck der Dichtung. Wenn ich die Moosrose lese, und hinterdrein die Moral, so ist mir als ob ich aus einem seligen Paradiese in eine Sandwüste gerathe. Von andern Stücken paßt die Anwendung so durchaus nicht, daß ich sie jedem Kochrecepte mit gleicher Befugniß anheften will.

*) Er war wenige Wochen vorher gestorben.

Weimar, im Juli 1806.

Ihr letzter Brief, liebe Mutter, hat mich sehr erfreut, aber wenig getröstet. Ihr herzlicher Wunsch für mich sieht alles Gute, und ich armer Geplagter muß dann die traurige Betrachtung anstellen, daß auch die Wünsche der edelsten Menschen nicht in Erfüllung gehn wollen. Mit meiner Lippe bin ich noch nicht um ein Haar weiter gerückt; als wie wir uns zuletzt sahn, und da mein Übel so lange schon gedauert hat, so muß ich wol am Ende glauben, daß ein Stillstand schon eine Art von Rückgang ist. Ich hasse nichts mehr als ein hartnäckiges Stillestehn, in der moralischen, wie in der physischen Welt: es ist das Zeichen der Vernichtung, des Todes, der starren Fühllosigkeit. So wie mit meiner Lippe, so geht es meinem Geiste auch; ich werde mir selber noch absterben, und zur Last werden. Wo soll ein neues frisches Leben entspringen, da der Boden so gar unfruchtbar dazu ist?

Weimar, 12. August 1806.

Ihren Segen zu meiner Reise nach Heidelberg habe ich von Ihnen empfangen; sie wird mir gewiß Heil und Gesundheit bringen; ich möchte so gern einmal wieder ein ganzer Mensch sein; die Hälfte

genügt nicht; und es ist eine schreckliche Lüge, wenn der alte Querkopf Hesiodus sagt: das Halbe sei besser denn ein Ganzes.

Weimar, 14. September 1806.

Ich habe aus Heidelberg, wo nicht meine volle Genesung, doch ein frohes Herz zurückgebracht. Die drei Tage seit meiner Rückkunft habe ich nur an Heidelberg denken können; ich kann wohl sagen, meine ganze Sehnsucht ist nach dem Ort gerichtet, wo meine Eltern ihre irdische Heimat gefunden haben. Es ist nicht mit Worten zu beschreiben, wie glücklich und zufrieden sie dort leben; sie sind beide so jugendlich heiter, wie sie es nur in ihrem dreißigsten Jahre waren, und das alles verdanken sie dem Heidelberger Klima und den herrlichen Bewohnern dieses seligen Landes.

Ich habe Weimar herzlich lieb, seiner selbst und um der Nähe von Jena willen; und doch ist mir jetzt ganz so zu Muthe, als wenn ich hier auf eine kurze Zeit nur zum Besuch wäre. Wer weiß, was das Schicksal mit mir im Sinne hat; ich werde ihm gehorchen, wenn ich seine Stimme wahrhaft vernommen habe. Soll ich mein Lebenlang hier bleiben, so werde ich auch hier glücklich sein; wo nicht,

so werde ich — vielleicht am Neckar meine Friedens-
hütte bauen *).

Weimar, Ende Oktober 1806.
(nach der Schlacht von Jena)

Ihr Briefchen, liebe Mutter, hat mich gerührt; Sie haben viel gelitten, an Güterverlust, mehr noch durch Anstrengung und Theilnahme für Andere! Wie habe ich in den Tagen der Angst und Furcht an Sie gedacht! wie mich manchmal in Ihre Nähe gewünscht, um Ihnen allen beistehn zu können! Das war ein harter Schlag, und er mußte Sie treffen mitten in den Tagen des Friedens, wo wir uns alle so über des theuren Vaters Griesbach Gesundheit freuten! Gott sei gelobt, daß er Sie durch die Tage des Schreckens durchgeführt hat; er gebe Ihnen Kraft und Muth und schütze sie vor Nachschmerzen, die noch schrecklicher sind als die gegenwärtigen!

Liebste Mutter, ich kann heute nur fragmentarisch schreiben; ich bin selber nur ein Fragment. Durch die zwei oder drei schlimmsten Tage bin ich gut durchgekommen, wiewohl nur vermöge einer übernatür-

*) Bald darauf erhielt er einen Ruf an die Universität in Heidelberg.

lichen Anspannung. Ich war Hausvater, Dolmetsch, Koch, Küchenmagd, kurz alles in allem; ich mußte meine Hauswirthin trösten, und die einstürmenden Franzosen besänftigen. Manche Situation, die ich erlebt, könnte mir unter andern Umständen sehr lächerlich dünken, z. B. wie ich einmal mit der Hauswirthin eine Kartoffelsuppe in einem großen Kessel kochte, und ihr dabei eine Vorlesung über Hoffnung, Vorsehung, Geduld hielt; und doch versichere ich Ihnen, daß ich wol nie mehr von Herzen gesprochen habe, als in dem Augenblick. — Geplündert sind wir nur wenig. Wir haben den Maraudeurs Komplimente gemacht wegen ihrer Solidität; wir haben ihnen Kaffee und Rack angeboten, vertraulich ihnen auf die Schultern geklopft, sie durch Späße zum Lachen gezwungen. Gott verzeihe uns diese Schmeicheleien und Lügen; aber sie haben uns das Haus gerettet.

Zum erstenmal habe ich mich vor acht Tagen gefreut, daß Schiller nicht mehr lebte. Gott! wenn ihn dieser Unfall in der Todesstunde betroffen hätte! Und meine Eltern in ihrem Segenslande! Gestern erhielt ich einen Brief, der mir wie eine Stimme vom Himmel ins Herz drang. Die Glücklichen! sie wußten damals noch nicht, was ihre Freunde betroffen.

Glauben Sie nicht, liebste Mutter, daß ich trübsinnig bin: das bin ich nie gewesen, selbst die beiden Nächte nicht, wo ich neben einem französischen Chasseur, der mein Bett einnahm, auf der Erde schlief. Ich will nun arbeiten, um mir auch die künftigen Grillen zu vertreiben.

Heidelberg, 8. December 1806.

Seit ich, um Abschied zu nehmen, bei Ihnen war, liebste Mutter, habe ich viel an Sie gedacht, aber nicht immer mit der alten Freudigkeit, die meine Gedanken nach Jena zu begleiten pflegte; ich habe so vieles bei Ihnen anders gefunden, und nicht zum Vortheile verändert. Jede Veränderung schon bewegt unser Herz, und erinnert an die Wandelbarkeit der Dinge; im höchsten Grade schmerzlich ist es, wenn man eine Wohnung, die sonst der Stille und dem Frieden geheiliget war, jetzt einem so unfriedlichen Geschäfte dienen sehen muß. Als ich nach Weimar zurückreiste, habe ich still bei mir die Schicksale Jena's und Weimars überdacht; ich konnte mich nicht freuen, daß es mir vergönnt war, den jetzigen Zeiten zu entrinnen, da so viele mir theure Menschen zurückbleiben mußten.

Der Abschied aus dem Schillerschen Hause und

von Göthe ist mir schwer geworden; ich habe in beiden Häusern so viel Freude und so viel Leid getheilt. Überall, wo ich hinkam, fand ich Trauer über meinen Weggang, und das ging mir jedesmal sehr zu Herzen. Erst auf dem Postwagen konnte ich dazu kommen, ruhig über mich nachzudenken. Da fühlte ich zum erstenmal ganz ungestört den Schmerz von Weimar und Jena getrennt zu sein, und die Freude, wieder mit meinen Eltern in Heidelberg vereint zu leben.

Heidelberg, 11. Februar 1807.

Es ist heute grade ein Jahr, als Sie mich den Kranken so freundlich in Ihrer Wohnung und Familie aufnahmen, Sie und der theure Vater Griesbach. Ich habe den ganzen Tag hieran denken müssen, und hatte mich ein paarmal so in Betrachtungen vertieft, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich könnte Ihnen noch von jedem Tage Bericht erstatten, ja alles was wir gesprochen haben, wollte ich wieder erzählen, so genau hat es sich mir eingeprägt. Wie ganz anders erscheint mir dies alles jetzt, als da ich noch in Weimar lebte! Dort machten mich solche Erinnerungen froh, weil ich sie stündlich auffrischen konnte. Hier in Heidelberg machen

sie mich wehmüthig, weil ich, von jener Gegend geschieden, schon den Ausländern beigezählt werde. Ich will nicht klagen über Heidelberg, ich fühle mich hier in mancher Hinsicht noch glücklicher als in Weimar. Aber was ich hier Gutes habe, es ist ein Gut für sich, und kein Ersatz für das Verlorene. Kein durch den Tod geschiedener Freund kann durch einen anderen ersetzt werden, keine glückliche Lage durch eine andere; denn jede neue hat immer ihren eigenthümlichen Charakter. Nur Einen Ersatz giebt es für entschwundene Freuden, und der besteht in der treuen Erinnerung.

Der Kupferstich von Schiller hat mich zugleich fröhlich und traurig gemacht. Mir fiel Schillers Gestalt ein, als ich ihn zum letztenmal sah. Ach! da sah er noch leidender aus, wie auf diesem Bilde. Mir traten die Thränen in die Augen, wie ich es so anschaute, und mich in dem Andenken verflossener Zeiten verlor. Der sanfte liebreiche Blick, dieser Zug von großer und erhabener Ergebung und Duldung, diese besonnene und göttliche Ruhe! Selbst Schillers Physiognomie in recht heiteren Momenten, sein fröhliches Gesicht, kann ich mir bei diesem Bilde denken. Es ist mir, wenn ich es lange ansehe, als ob es reden wollte, und dann glaube ich die lieblichen

Züge zu erblicken, die sich auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und um die Augen darstellten, wenn er zu sprechen anfing. Liebe Mutter, wie glücklich sind wir doch, daß wir Schiller so oft zu sehen Gelegenheit hatten, ihn reden hören, uns an dem Feuer seines Herzens und seiner Phantasie erwärmen konnten!

Heidelberg, 7. Juli 1807.

Sie werden mir wol verzeihen, liebe Mutter, wenn ich die Lage eines Neulings im Amte als eine Entschuldigung meines langen Schweigens geltend zu machen suche. Ich habe vielleicht in meinem Leben nicht so anhaltend und mit so vieler Anstrengung gearbeitet, als seit zwei Monaten. Bis Abends sieben Uhr komme ich nicht vom Schreibtisch; dann lockt mich die Abendkühle zu einem Spaziergang, und o wie oft hab' ich da Ihrer gedacht, habe Sie hergewünscht, um einen schönen Sonnenuntergang mit zu genießen! und dann Theil zu nehmen an unsern häuslichen Abenden, eingedenk der Abende, wo Sie uns manchmal um diese Zeit in Jena zu überraschen pflegten! O des bösen Raumes, der uns trennt, da wir so gerne wie ehemals neben und in einander lebten!

Meine Lippe muß doch innerlich viel gestärkter sein, da ich ohne Beschwerde zwei, drei Stunden des Tags Collegien lesen kann. Gott möge alles zum besten wenden!

Meine Zuhörer sind, ich darf es Ihnen wol sagen, mit mir zufrieden; das merke ich schon aus der Liebe, mit der sie mir begegnen. Als ich das erstemal auftrat, war ich etwas schüchtern, aber weniger aus Blödigkeit und Mißtrauen in meine Kräfte, als weil ich die Gewalt jenes feierlichen Augenblickes fühlte, wo ich in einen neuen Lebenszustand eintrat.

Heidelberg, 9. Juli 1807.

Wie kommt es doch, daß man einigen Menschen auf den ersten Anblick so von ganzer Seele gut wird? Sie wirken kräftiger auf uns, fordern unsre ganze Theilnahme, unser ganzes Herz; man möchte sich ihnen ganz aufschließen, wie die Blumen, wenn sie ihren Kelch der Sonne öffnen.

Es ist doch ein köstliches Geschenk, welches uns Gott durch die Erinnerung verliehen hat. Wenn wir einsam auf unserm Kämmerchen sitzen, so besuchen uns die Geister unsrer entfernten Freunde, und selbst die Todten aus dem Grabe, in Träumen, in lebendigen und nächtlichen, erscheinen sie uns,

erquicken uns durch ihre Gegenwart, weil sie gefühlt wird, und erregen eine heftige Sehnsucht nach wirklicher Wiedervereinigung. O wie oft denke ich der schönen Jenaischen Zeiten und der Tage in Weimar; und wenn so die Bilder verflossener Tage an der Seele vorüberschweben, wie warm wird es mir da ums Herz! Ja, ich will wieder zu Ihnen, zu Ihnen allen, den theuren Menschen. Ich will sparen, ich will schreiben, ich will dociren und recensiren, um die Reisekosten bestreiten zu können. Und gehen wird es, denn es soll gehen; und wer vermag einen eisernen Willen zu brechen?

Gott gebe uns Gesundheit, damit wir Freude am Wiedersehen haben! Aber wir wollen nichts wünschen, wir wollen mit Dank annehmen was gesandt wird. Schon in meinem kurzen Leben habe ich bestätigt gefunden: Was geschieht, ist gut. Selbst daß meine Lippe noch nicht genesen ist, ist gut, denn sonst wäre es nicht so.

Heidelberg, im August 1807.

Das sind herrliche Augenblicke im menschlichen Leben, wenn es im Gemüthe wieder hell zu werden anfängt, wenn der Glaube an Gott und Vorsehung wieder wach wird, und die Freude sich wieder einstellt.

Neulich hatte ich einen solchen Augenblick. Ich hatte lange in keinen Spiegel geblickt. Als ich nun einen in die Hand nahm, so kam mir der wehmüthige Gedanke: „Jetzt siehst du noch so aus, daß du an Genesung glauben kannst; wer weiß, wie du nach sechs Monaten aussehen wirst.“ Und dieser Gedanke erschütterte mich so, daß ich wie in dumpfer Betäubung sitzen blieb. Aber Gott sei Dank, ich blieb nicht lange so gestimmt; bald traten die sanfteren Empfindungen hervor, die Hoffnung lebte wieder auf, und ich verlebte einen Abend, an dem ich mich wie neugeboren fühlte, den ich zu meinen glücklichsten in Heidelberg zähle.

Heidelberg, im Oktober 1807.

Vor etwa vier Wochen las ich mein Lieblingsbuch von neuem, Schillers Geisterseher. Wie ich's zu Ende gelesen, quälte mich die fürchterlichste Neugierde. Ich suchte mir die Fortsetzung von Follenius zu verschaffen. Sie war nicht da. Endlich kam sie. Ich fiel mit einem wahren Heißhunger darüber her. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Arbeit durchaus genügt, denn Schiller hätte sie viel besser gemacht; aber in ihrer Art ist sie vortrefflich. Ihr Verfasser ist ein Kopf von nicht gemeiner Erfindungskraft; er

weiß zu erschüttern und zu rühren, er ist Kenner des menschlichen Herzens, er hat Besonnenheit und Innigkeit; er ist in Schillers Idee eingedrungen; Schillers Genius hat ihn begeistert, ich möchte sagen, befruchtet. Ein herrlicher Zug, daß er die Griechin unschuldig sein läßt an dem Betruge, der dem Prinzen gespielt wird, obgleich sie der Armenier in seine Plane mit hineingezogen hat. Überhaupt ist das Ende ungemein rührend und schön erfunden; ein wenig mehr gefeilt, und es dürfte Schillers Namen tragen.

Heidelberg, 14. Januar 1808.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, Heidelberg ist ein so paradiesischer Ort, ich lebe hier bei meinen Eltern, die mir über alles theuer sind, ich kann nun mit meiner Gesundheit zufrieden sein. Gleichwohl fehlt mir etwas, und ich muß mir oft sagen: „es war eine Zeit, wo du glücklicher warst“ — Gott weiß, ob diese Zeit jemals wiederkehrt. Es fehlt in Heidelberg an Harmonie, an wissenschaftlichem Enthusiasmus, an Freundschaft. Wer Kraft hat, will herrschen, und die jüngeren sollen sich durchaus zu einer Parthei schlagen, oder werden einer Parthei zugezählt. Das liebe ich nicht. Wo ich zum Handeln

keinen inneren Beruf fühle, liebe ich meinen stillen Gang fortzugehen, ohne eine von beiden Partheien mit dem Zipfel meines Kleides zu berühren. Ich kann nur in einem äußeren Frieden mein Glück finden.

Heidelberg, 26. März 1808.

Ja wohl, liebe Mutter, bin ich gesund, es ist dies keine Fabel. Sie sollten mich nun einmal sehen, wie glatt und schier mein Mund aussieht. Ich halte Sie beim Worte, in Jena, in Rudolstadt, in Weimar, in Gotha, in Eisenach wird an „Einem Tage mein Genesungsfest gefeiert". Ach, liebste Mutter, welche Freude haben Sie mir durch diese Äußerung gemacht! Bloß um Ihnen dieses zu sagen, schreibe ich diese wenigen Zeilen.

Heidelberg, 30. September 1808.

Auf einer Reise nach Stuttgart habe ich neulich Dannecker kennen lernen. Dannecker ähnelt Fernow etwas, ist aber kleiner und graziöser — ein überaus geistvolles, mildes, anspruchloses Gesicht. Nie habe ich ein schärferes Auge gesehn. Aber wer kann dem milden Tone seiner Rede widerstehen, und seiner fast engelhaften Freundlichkeit? Einen enthusiastischeren Freund Schillers giebt es nicht; als ein Freund des

theuren Entschlafenen war ich ihm willkommen. Er führte mich vor Schillers kolossale Büste — und, theure Mutter, da stand ich ganz in Anschaun versunken. Wie schien mir Schiller so ganz wieder in diesem seelenvollen Marmor aufgelebt. Mir war, als müßte der Mund sich zu einem freundlichen Gespräch öffnen — o ich hätte die feurigsten Küsse auf diese Lippen drücken mögen. Mir war wohl und bange und traurig, und ich konnte doch nicht von dem Bilde mich wegwenden. Welch ein herrlicher Mann ist Dannecker, daß er den Schiller so hat darzustellen gewußt! Aber wahrlich, nicht bloß das Talent, sondern die Liebe des Künstlers hat dies Werk geschaffen. D. kann sich auch gar nicht trennen von diesem Bilde. Man verlangt es von ihm zu einem Denkmale Schillers. Er will es hergeben, wenn man das Denkmal in seinem Vaterlande errichten will. Wer mag es ihm verargen? Wohl gehört Schiller uns Deutschen an, aber die Schwaben haben ein näheres Recht an ihn, da er in diesem Lande zuerst geathmet und empfunden hat.

Heidelberg, im September 1816.

Meine liebe Mutter! können Sie es vergeben, daß ich so gar lange gegen Sie stumm war? O, ich

hoffe es, nach Ihrem letzten Schreiben, oder besser, ich weiß es, da ich Ihr Herz kenne: Freundlichkeit und Liebe ist ja das Eigenthum Ihres Herzens. Ich mag in dem Augenblick, wo ich mich mit voller Seele an Sie wende, nicht mit Entschuldigungen anfangen: Entschuldigungen sind so kalt, so herzlos; ich habe gefehlt, grob gefehlt, Sie verzeihen, und unser Verhältniß ist ganz das alte: ja, das sollen Sie gewahr werden, wenn wir uns Ostern wiedersehn. O wie vergnügt wollen wir dann der alten, nie wiederzubringenden Zeiten gedenken! Glauben Sie mir's, in meinem Herzen ist jede, auch die geringste Kleinigkeit aufbewahrt, die wir mit einander erfahren haben. Meinen Sie, daß ich's vergessen habe, wie freundlich Sie mir im Jahr 1802 einen Abendthee bereiteten, wenn ich krank, wie ich damals war, zu Ihnen kam? wie liebreich Sie gegen mich waren, wenn ich Ihnen eine Predigt von mir vorlas, die Sie so schonend beurtheilten? wie fröhlich ich in Ihrer Weihnachtsabendgesellschaft war? wie herrliche Herbstabende ich in Ihrem Gartenhause verlebt? Meinen Sie, ich habe vergessen, als ich mit Ihnen nach Weimar fuhr? Draußen stöberte es, aber im Wagen sprach sich's traulich: und was haben Sie mir unterwegs alles von Schiller erzählt! Fordern Sie mich Ostern auf,

und ich erzähle Ihnen das ganze Gespräch wieder; und wenn Ihr Gedächtniß treu ist wie meins, so sagen Sie am Ende, auch kein Jota fehlt daran. Und dann, liebste Mutter Griesbach, nie ohne Rührung, ohne Dank gegen den Vater Griesbach im Grabe, und gegen Sie, die Sie Gottlob! noch unter uns sind, denke ich der 6 Wochen, die mich unter Ihrem traulichen Dache meine kranke Lippe vergessen machten. O wie freundlich waren Sie gegen mich die Zeit über! Noch weiß ich alles und jedes, wie es damals in Ihren Zimmern stand, die Bilder an der Wand, die Farbe der Tapete, die Form der Vogelbauer und die Vögel darin, Farbe, Größe. — O, ich könnte Ihnen hundert und aber hundert Dinge der Art vorschwatzen, wenn es schicklich wäre, das Papier damit zu verderben.

Ostern komme ich zu Ihnen, und dann reisen wir zu meinem Bruder nach Rudolstadt: das muß fest stehen. Für heute leben Sie wohl, und bleiben Sie gut, wie Sie auch nicht anders können, Ihrem treuen

Heinrich Voß.

Anhang.

An * *

Heidelberg, 18. Juli 1819.

Dein Brief war diesmal ganz theologisch. Sollen wir den Briefwechsel fortsetzen, da wir auf ganz verschiedenem Stande stehn? Ich denke ja, da er von beiden Seiten mit Liebe im Herzen geführt wird, und mir ist er noch besonders erquicklich, weil er mir Ansichten und Gedanken klarer macht. — Einen Punkt, wo ich Deine Antwort nicht zu deuten weiß, muß ich berühren. Daß etwas so Hohes und Edles (sagte ich), wie Jesus geläuterte Weisheit und Tugend, den stumpfen Thoren eine Thorheit dünken muß, ist Naturgesetz, dem Jesus nicht entgehen konnte. Und Heil uns, daß er uns solche Thorheit hinterließ! — Darauf erwiederst Du: „O stolze, stolze Vernunft! Gotte gefiel thörichte Predigt, Dir mißfällt sie." — Wie? nicht eine dem Thoren thörichte, sondern eine an sich und in sich thörichte Predigt hätte Gott gefallen, mir nicht? Wo der Beweis, daß Gott je dergleichen gefallen? Das kannst Du nicht meinen; hier ist wol was anderes gesagt, als gesagt sein sollte. Auch läge

Hochmuth des Glaubens in den Worten: „Gott denkt wie ich, du anders!“ und dieses Hochmuthes, der gefährlicher ist als der Hochmuth der Vernunft, weil er den Ausspruch Gottes (was der Glaube nämlich dafür hält) als Waffe des Eifers mißbraucht, ist wol ein Stolberg fähig, aber kein **. Theurer **, die falsche Vernunft sei unsrer Betrachtung nicht werth: verehren wir die ächte, freie Vernunft, die eins ist mit der Wahrheit, die Vernunft, welche Jesus von seinem himmlischen Vater empfing, er der Befreier vom Joche des Mosaischen Buchstabens, die Vernunft, die sein Nachfolger Lessing vor Verfinsterern schützte, die Vernunft, der Männer wie Griesbach und Rössel ihr Leben weiheten. Diese Vernunft hat nichts mit Stolz und Hochmuth gemein, ja, sie ist das Gegenspiel davon, wie der durch Vernunft geläuterte Glaube. Ja wohl, Jesus Weisheit und Tugend ist von Gott, — (ohne Gottes Beistand ist nichts, hat nichts der Mensch, wie Klopstock, Pindar, Themistokles und andere Erleuchtete lehren); drum ist auch unvergänglich, was Christus lehrte, versteht sich seine Worte aus Christus Geiste gedeutet, nicht aus dem Geiste der nicht immer erleuchteten Kirchenväter, denen wir zum Theil die Dogmatik verdanken. Kann z. B. etwas erhabener

sein als die Christuslehre vom Gebet? Christus betete: „Gehe der Kelch vorüber." Der Kelch ging nicht vorüber, und doch war das Gebet erhört; denn Christus war stark geworden durch das Gebet, und hatte so das Bittere des Kelches überwunden. — O denke der andern Stellen vom Gebet, und dann wie in neueren Zeiten das Gebet gemißbraucht wird von denen, die so recht mit Haut und Haar Christen sein wollen; ich denke an F—é. — Ungern trüb' ich mir durch das Gewebe der Dogmatik den Gedanken an den edelsten Menschen, den liebevollen Arzt und Heiland, den standhaften Dulder, der in der Todesstunde noch den Feinden verzieh. Mit Schmerz fühle ich's, wenn man — was doch auch Gottlob nicht überall mehr geschieht — statt des vergotteten Menschen (wie die alten Mystiker sagen) den vermenschten Gott predigt; nur jenem fühl' ich mich nahe, nicht diesem, den Menschenhand mir durch eine mystische Umschleierung entrückt hat. — Dergleichen geschah auch bei andern Nationen, und davon sprech' ich lieber. Nach einer alten, aber schriftlich erhaltenen Tradition war der göttliche Platon Sohn einer unberührten Jungfrau, und als zartem Kinde füllten ihm Bienen den Mund mit Honigseim. Wohl darf ich annehmen, daß Platons be-

geisterte Schüler die Gottheit priesen, daß sie, um den Liebling zu verherrlichen, die ewigen Gesetze der Natur unterbrochen. Dann aber kam ein griechischer Reimarus und lehrte: „Nicht dem Buchstaben folgt bei solchen Wundersagen, sondern dem Geiste, der den Buchstaben beseelt; gehet heraus aus euch und senkt euch hinein in fremde Sprache und Denkweisen, Sitten, Gebräuche, Verfassungen, und nehmt zur Wegweiserin nicht eure schwanke Phantasie, sondern die bescheidene Fackel der Historie. Dann ergiebt sich vielleicht, wer jenes Wort über Platon zuerst aussprach, habe bloß die keusche Reinheit seines Wesens und die Honigsüße seiner Rede andeuten wollen." Auf keinen Fall aber hätte ein solcher Reimarus „Fabelei" genannt solche Dichtung, die einen tiefen Grund in der Seele hat. Von Cäsar (des mythischen Romulus gedenk' ich absichtlich nicht) erzählt die Geschichte: sein Tod sei durch ahnungsvolle Träume der Calpurnia vorhergesagt, und von der ganzen Natur in Erdbeben, Verfinsterungen, Öffnungen der Gräber und mehr dergl. mitgefeiert: dann schwang er sich zu den Göttern empor; nachher erschien er dem Brutus kurz vor der Schlacht bei Philippi (grade wie Christus nicht viel Jahre später dem Paulus; doch von Christus sei hier die Rede

nicht). Gewiß fabelte Brutus die Erscheinung nicht; er war zu schlicht dazu. Wollen wir nun nicht annehmen, Gott habe die Ordnung in der Natur unterbrochen, und ein eigentliches Wunder geschehn lassen (beiläufig gesagt, ein ganz anderes Wunder, als „wenn ein Schmetterling aus der Raupe entsteht"), so konnte ihm Cäsar entweder persönlich erscheinen, und in dem Falle wäre sein Tod nur ein Scheintod gewesen, oder, was ich glaube, diese Erscheinung war ein Phantasiebild in der Seele des Brutus. Mit gleicher Unbefangenheit darf ein türkischer Reimarus die Wunder im Leben des Mahomed historisch beleuchten, und Mahomeds Lehre wird darunter nichts leiden. Was ewig ist und von Gott kommt, ist unverwüstlich; nur was türkische Apostel und Schriftsteller, nicht aus Täuschungssucht, sondern aus kindlicher Beschränktheit, hinzugefügt, kann zerstört werden, und wird selbst dann noch, wenn es sinnbildlich auf etwas wahres hindeutete, wie z. B. die Sage von Platons oder Mahomeds Geburt, ehrwürdig bleiben. —

Von der Auferstehung Christi, bei der Du mich gerne festhalten willst, nur so viel: Weißt Du eine Widerlegung der Einwürfe gegen sie, die Widersprüche der Evangelisten betreffend, o wie will ich

Dir für die Mittheilung danken! Aber, mein herrlicher **, sie muß bündiger, gründlicher, historischer sein als die von Gilbert West, die ich sehr genau kenne, und wahrhafter als die Stolbergische, die mich so sehr als Lüge anspricht, daß ich noch viel lieber die Widersprüche übersehn will, als dieser Vertheidigung folgen.

Du scheinst durch Anziehung vieler Bibelstellen anzudeuten, daß mir Unbekanntschaft mit ihnen hie und da die Ansicht verdunkele. Glaube mir auf mein Wort, mir war keine der Stellen unbekannt, ja ich könnte Dir noch viele hinzufügen, die Du gegen mich gebrauchen könntest, wie ich eben so viele gegen Dich. Aber das wünsch' ich eben: Du betrachtetest all diese Stellen einmal von dem Standpunkte, wo der historische Forscher steht, mit Zuziehung aller historischen, antiquarischen, Sprachuntersuchungen u. s. w. Alles z. B. was der Buchstabe vom Teufel, von Engeln, von dämonischen Wesen redet, würde Dir dann ganz anders erscheinen; und Du hättest ja nachher immer die Freiheit zu Deiner ersten Ansicht zurückzukehren. Ohnehin unterschreibst Du, wie nicht Stolberg, den Spruch: Falsitas tolerari non debet sub velamine pietatis; vielleicht nicht den eines alten Kirchenvaters: Melius est, ut scandalum oria-

tur, quam veritas relinquatur, woran Semler hing. — Laß mich, um in ernster Sache nicht gar zu ernst zu schließen, noch einen Ausspruch meiner guten Großmutter hinzufügen, als ich ihr in meinem 13ten Jahre das persönliche Dasein (nicht die Idee) des Teufels wegdisputirte. — „Ja, mein Jung" (sagte sie nach langem Nachdenken) „he is doch da; „he wiset sik aber nich mehr, wil de Lüd' em sind to „klok worden; wenn se mal wedder dumm sind, da „is he uk wedder da." — Wahrlich ein schönes Wort, in der Unschuld hingesprochen. Ich aber sage mit Percy Hotspur: „Thu Recht und höhne den Teufel."

Dein treuer

Heinrich Voß.

An Walter Scott.

Heidelberg, im März 1822.

Sie zürnen gewiß nicht, theurer Mann, wenn aus weiter Ferne ein persönlich Unbekannter Ihre Muße mit der Stimme des Danks unterbricht. Er thut was er nicht lassen kann, und was ihm den rechten Muth dazu giebt, er thut es im Namen einer Familie, deren Haupt als Sänger der Luise, als Übersetzer des Homer, des Aristophanes, Vir-

gil und seit einigen Jahren auch des Shakspeare, Ihnen nicht unbekannt geblieben ist. Der Name Scott ist in unserm Hause ein gar theurer Name, das sollten Sie fühlen, wenn Sie meine herrliche Mutter könnten reden hören, die, in ihrem 20sten Jahre Luise, jetzt in ihrem 66sten als alte verständige Hausfrau noch die volle Herzensinnigkeit der Jugend in sich bewahrt. Ihr lese ich jeden Abend, wenn ich meine akademischen Vorlesungen geschlossen habe, aus Ihren Werken vor, und jede Vorlesung enden wir — nicht mit: „welch eine köstliche Dichtung!" — sondern mit: „welch ein köstlicher Mensch!" — Bewunderung zolle ich Ihrem großen Landsmann Byron; bei Ihnen ist Bewunderung Nebensache; Ihnen gebührt ein besserer Zoll, der Zoll der Liebe. Meines Vaters Wahlspruch ist: nur der gute Mensch kann wahrer Dichter sein; daß es auch der Ihrige sei, lehrt jedes Ihrer Werke.

Was denken Sie wol von uns Deutschen, wenn Sie die vielfachen, theils guten, theils schlechten Übersetzungen Ihrer Werke mit den Urtheilen unsrer Recensenten zusammenhalten? Aus jenen sehen Sie, daß Sie stark gelesen, aus diesen, daß Sie seltsam beurtheilt werden. Man fängt gar an, Sie unserm Erzphantasten Hoffmann an die Seite zu stellen, da

doch der Unterschied zwischen beiden kein geringerer ist, als daß man nach Lesung eines Hoffmannschen Stückes sehnlich wünscht, die Fratzen wieder aus dem Kopf zu bekommen, eine Scottische Dichtung dagegen wie ein schönes Gemälde stets vor Augen haben will. Leider sitzen in unsern Literatur-Zeitungen meist Knaben zu Gericht, die keine Kraft haben zu verstehn, wol aber die Wuth über das Unverstandene frech abzusprechen. Der einzige Wilibald Alexis (in den Wiener Jahrbüchern) hat erträglich über Sie geurtheilt, und wenigstens auf die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit Ihrer scharf gezeichneten Charaktere aufmerksam gemacht. Noch mehr hätte er hindeuten sollen auf das geistige Leben dieser Personen, auf die örtliche Wahrheit in Schilderung schottischer Natur und schottischer Vorzeit, und wie kunstreich Sie das alles zu einem harmonischen Ganzen verketten. Das regt sich und bewegt sich wie das Leben selbst, und nicht bloß mit einer Elisabeth, einer Marie und andern wirklichen Wesen glaubt man persönlich verkehrt zu haben, sondern auch mit den Geschöpfen Ihrer Phantasie, die vielleicht einmal gegen Sie vor Gott auftreten, weil sie ihnen kein physisches Leben haben verleihen können. Und nirgend erscheint des Dichters Persönlichkeit, außer verschleiert,

im Hintergrunde, streng wachend, daß der Wille der Gottheit erfüllt, und die ewigen Gesetze der Religion, der Wahrheit, der Gerechtigkeit nicht verletzt werden.

Ich will Ihnen dergleichen nicht vorerzählen; was Sie sind und was Sie thun, weiß keiner besser als Sie selbst; aber für eins will ich Ihnen noch recht herzlich danken im Namen Unzähliger, die nicht Recensenten, aber die ächten Leser Ihrer Schriften sind. Deutschland krankt an der katholischen Proselytenmacherei; Junker und Papist im Bunde wollen die Barbarei des Mittelalters zurückführen, um frei und ungestört herrschen zu können; Thaumaturgen wirken auf die bethörte Volksmenge; die Kunst des Dummmachens wird geübt. Aber Gottlob! die Stimme der Vernunft ist noch nicht verhallt, und wer ankämpft gegen diese Finsterlinge, mittelbar oder unmittelbar, Inländer oder Ausländer, dem weihen die Besseren unter uns ihre innigste Verehrung. Solch ein Kämpfer sind Sie, Theurer, Sie dringen überall auf Geistes- und Glaubensfreiheit. Sie scheiden den edlen Katholiken, der unser Bruder ist, vom zwanggläubigen Papisten, der unsern Geist umspinnen und aussaugen will; Sie schildern die Papisten als eine vom Urchristenthum feindselig ausgeschiedene Neben-

secte, und das Mittelalter schildern Sie wahr und treu, hie und da durch altväterliche Biederkeit anziehend, aber im Ganzen durch Rohheit abschreckend. — Sie kämpfen mit den Waffen der Liebe. Mit den Waffen des Zorns hat es mein Vater gethan, und der ächte Zorn ist auch Liebe.

Ein Gerücht sagt, Sie werden nach der Schweiz und nach Italien reisen. Ist das wahr, dann, theurer Mann, reisen Sie über Heidelberg. Sie werden eine Liebe finden, eine Verehrung ohne Gleichen, und nicht bloß in unserm Hause. Sprechen Sie nicht deutsch, wie wir nicht englisch, so versteht doch jeder des anderen Sprache, und das wird genügen. Auf unsre Schloßruine, an unsern schönen Neckar will ich Sie führen, und Himmel! wie dann mit Fragen über Shakspeare bestürmen.

Wann werden uns die Engländer eine ächt kritische Ausgabe des Shakspeare liefern, und einen recht gesunden und dabei heitern Kommentar? Was Malone's, Reed's und anderer Männer höchst schätzbare Ausgaben als Beigabe darbieten, ist so voll Hader und Gezänk, daß man dabei nicht froh werden kann. Die Ehrfurcht aller Nachfolger für Johnson, dessen Worte wie Gold bewahrt werden, ist mir noch empfindlicher als die Eifersucht zwischen

Steevens und Malone, die Shakspeare so oft entgelten muß. Denn keiner hat mehr gegen Shakspeare gefrevelt als dieser Schreier, der über alles herfällt, was seinem kleinlichen Geschmack nicht zusagen will, und der aus Frommheit oder vielmehr Überfrommheit dem großen Dichter allen Sinn für Tugend und Religion abspricht. Text und Kommentar würden am besten bei Ihnen gedeihn, der Sie den „Genius der Britteninsel“ so prächtig in Ihrem Kenilworth aufführen. Auch ist wol keiner in der Welt (Nathan Drake nicht ausgenommen), der wie Sie bewandert ist in den Sitten und der Sprache zur Zeit der Elisabeth. Mit jedem Ihrer Romane schwanden mir Dunkelheiten im Shakspeare, und da liegt der Wunsch nahe: Könnt' ich, der ich für meine Landsleute Anmerkungen schreiben muß, an Ihrer Seite aus dem unerschöpflichen Born Ihres Wissens schöpfen! —

Ihr ältester Sohn, heißt es, ist in Deutschland, um deutsch zu lernen. Kommt er nach Heidelberg, so komme er zu uns, und — o gebe das der Himmel! — als Vorläufer seines uns so theuren Vaters. Und hiemit lebe wohl, Du edler Mann,

my noble Scot,
By heav'n, I cannot flatter, I defy
The tongues of soothers; but a braver place
In my heart's love hath no man than yourself.
(aus Shakspeare's Heinrich IV)

Göthe an Heinrich Voß.

Weimar, 17. März 1807.

Noch habe ich Ihnen, mein bester Voß, für Ihren letzten gehaltreichen Brief nicht gedankt, als Sie mich schon wieder mit einer neuen Sendung erfreuen. Fahren Sie doch ja fort mit Ihren Schilderungen Ihres Heidelbergischen Kreises, damit ich immermehr angereizt werde, wo nicht in Person, doch in meinen Progenituren einen Besuch abzustatten. August neigt sich schon sehr dorthin, um wieder wie vormals der Nachbar seines geliebten Lehrers zu sein.

Was die Anzeige Ihrer Vorlesungen betrifft, so erregt die Fülle wirklich Verwunderung. Gott gebe den Sämännern Glück und der Saat Gedeihen. Schade daß man eine solche Darstellung nicht im Kreise kann abdrucken lassen: denn jetzt, wenn man sich vorstellt, daß das zu lehrende von vorn bis hinten, von oben bis unten, aufgestellt sein sollte, so macht der Anblick uns gewissermaßen verwirrt. Indessen kommt es ja auf einen Jeden an, wo er seine Mitte hinsetzen will, und Sie werden uns wohl verzeihen, daß wir diese Anzeige lieber von hinten hervorgelesen haben. Sehen Sie selbst einmal auf der

andern Seite, wie hübsch sich das hinterst zuvörderst ausnimmt. — Empfehlen Sie mich Ihren lieben Eltern und allen Wohlwollenden.

Göthe.

1) Körperliche Übungen.
2) Naturkunde.
3) Mathematische Wissenschaften.
4) Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften.
5) Philosophische Wissenschaften.
6) Bildende Künste.
7) Schöne Literatur und deutscher Stil.
8) Philologischer und humanistischer Unterricht.
9) Staatswirthschaft.
10) Arzneigelahrtheit.
11) Rechtsgelahrtheit.
12) Gottesgelahrtheit.
13) Allgemeine Encyclopädie und Literaturgeschichte.

Wenn Sie das Schema auf diese Weise betrachten, so stellt es sich sehr merkwürdig dar; vorzüglich auch, daß der deutsche Stil immer in der Mitte bleibt, und die Philologie sich als Achse, worum sich das Ganze dreht, noch immer darstellen muß Jeder Freund eines mystischen Schematismus wird noch viel mehr zu finden aufgeregt werden. Leben Sie wohl und gedenken Sie unser.

G.

2

Briefe

von

Heinrich Voss

an

Christian von Truchsess.

Herausgegeben

von

Abraham Voss.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1834.

„Wenige Menschen machen auf mich Eindruck; wer mich aber anzieht, der zieht auch mit der Kraft des Magnetes, und ich folge ihm als treues Eisen mein Leben hindurch."

Heinrich Voß.

Vorwort.

Die Bekanntschaft des Herrn von Truchseß machte Heinrich Voß in Stuttgart, wo er zur Stärkung seiner Gesundheit schon früher einigemal gewesen war, und im Kreise eines Haug, Wangenheim, Dannecker, Hartmann, Reinbeck glückliche Tage gelebt hatte. Wie mächtig der edele Ritter vom ersten Augenblick auf ihn wirkte, mag folgender Brief an seine mütterliche Freundin, die Kirchenräthin Griesbach in Jena, dem Leser zeigen.

Heidelberg, November 1810.

„Endlich ist es einmal Zeit, meine beste Mutter, daß ich Ihnen von mir Bericht abstatte. Sie werden wohl wissen, daß ich mehrere Monate beständig gekränkelt habe: die Gicht hatte mir wieder wacker zugesetzt, und ich war vor meiner Reise

nach Schwaben ein erbarmenswürdiger Anblick. Jetzt bin ich auf dem Wege gesunder zu werden.

Bei meinen geliebten Freunden fand ich alles unverändert. Dieselbe herzliche Gesinnung beim neuen Empfange, als womit sie mich voriges Jahr entlassen hatten. Und welche Wonne harrte meiner! Ich fand einen der köstlichsten Menschen, die auf Erden leben, den Ritter Truchseß von der Bettenburg (unsern Schweinfurt). *) Ich hatte das Glück, zehn volle Tage in seiner Gesellschaft zu leben. Und was wirkt mehr auf das physische Wohlbefinden, als die Nähe eines solchen Mannes. Diese zehn Tage über hatte meine Krankheit gar keine Zeit aufzukommen. — Schon viele Jahre kannte ich diesen Mann dem Rufe nach, fühlte oft Sehnsucht, ihm nahe zu treten. Diese Sehnsucht wurde unendlich gesteigert durch alles, was mein Freund Keßler mir von ihm erzählte. Jetzt stand ich vor ihm und sah, daß man mir viel zu

*) Eine anziehende Schilderung der reizenden Burg und des ehrwürdigen Burgherrn findet der Leser in Keßlers Briefen auf einer Reise durch Süddeutschland u. s. w. Leipzig. 1810. S. 27—31.

wenig berichtet hatte. Denn diese göttliche Erscheinung übertraf alles, was ich von dem Manne gehört hatte. Auch hier habe ich von neuem erfahren, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht denkbar ist. Auch mir ist der Mann gut geworden, wie mir täglich und stündlich sein Händedruck, seine Umarmungen sagten, und die zärtliche Sorge, die er über meinen körperlichen Zustand äußerte. — Dieser Truchseß ist ein wahrer Riese und Athlet seinem Körper nach, und eben so ragt sein Gemüth über seine Nebenmenschen hervor. Man spricht so oft, daß die alte deutsche Biederkeit verloren gegangen sei —, aber in diesem Manne hat sie sich erhalten; er ist, wie ich mir die hochherzigen, edlen Ritter vor dreihundert Jahren denke — er ist ein wahrer Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutschen Herzlichkeit —, daß einem wehmüthig wird, wenn man die jetzige Zeit mit ihm im Kontraste denkt. Und so, wie er ganz der alten bessern Zeit angehört, so ist er auch ganz in der neuen einheimisch. Kein bedeutendes Werk existirt in der Literatur, das er nicht gründlich studirt hat, keine Freude des

Momentes ist, die nicht sein ganzes Herz fesselt. Glücklich sein und glücklich machen, das scheint der Wahlspruch seines Lebens zu sein, und seine Freunde zu erfreuen — wenn er das vermag, da ist ihm auch keine Aufopferung zu groß. — „Außen Erz und innen Herz“, so begrüßte ich ihn, als ich am letzten Abend unsers Zusammenseins seine Gesundheit trank —, und als er mich darauf mit den Worten: „Du braver Kerl“ an sein Herz drückte — glauben Sie es mir, meine beste Mutter, in dem Augenblicke habe ich auch ein wenig auf meine Person gehalten.“

Briefe

von

Heinrich Voß an Christian von Truchseß.

Stuttgart, 12. Oktober 1810.

Schon fünf Tage bist Du fort, Geliebter, und seitdem umschwebt mich Deine Gestalt in allen Stunden. Ich bin am frohsten, wenn ich an Dich denken, wenn ich von Dir reden kann, wenn ich mit unsern Freunden auf Dein Wohlsein anstoßen darf. Es ist auf Erden nichts dauerndes als die Freundschaft, das Andenken an unsre Geliebten, das Leben mit ihnen, wenn auch Zeit und Raum uns trennen. Oft habe ich gedacht, das Schicksal sei hart und ehern, wenn es unsre Freunde wie im Sturm von uns schleudert nach dem kurzen Morgentraum des Zusammenlebens und des geistigen Verkehrs. Aber es mag doch eine weise Einrichtung der Natur sein. Wir würden alle zu Egoisten werden, wenn alles

Liebe um uns versammelt wäre, wir würden nur unsern Platz lieben, und die ganze übrige Welt für nichts achten. Aber auch in die Ferne soll die Liebe dringen, auch übers Grab hinaus, damit uns Ferne und Grab theuer werden.

Ich sehne mich nach der Zeit, wo ich Dich, den edelen, biederherzigen Ritter, in Deiner Bettenburg umarmen soll. Ich will, ich muß Dich wiedersehen; ich kann nicht anders. Dann lassen wir unsre Stuttgarter leben, und ich lasse meinem Herzen freien Lauf, daß ich an Dir solchen Freund gewonnen.

Von meiner Gesundheit will ich Dir schreiben, wenn ich Gutes zu melden habe. Ich bin — was das Arbeiten betrifft — zu allem Guten träge, wie ein Claudius'scher Esquimaux; aber was die Esquimaux wol nicht sind, ich bin heiter und fröhlich. Gestern Mittag hatten wir ein rechtes Fest bei Reinbeck, an seinem Geburtstage. Da war ich so heiter, daß ich mir einen Feind wünschte, um die Wonne zu haben, von ganzer Seele mich mit ihm auszusöhnen. Übrigens steht es gar nicht arg mit mir. Ich hoffe noch ein Greis zu werden. Aber das sei bei Gott geschworen, sollte ich morgen früh mich dem garstigen Knochenmann in die Arme werfen, noch heute Abend wollte ich den Becher der Freude austrinken.

Ostern bringe ich Dir den Correggio von Öhlenschläger, ein geistreiches Werk des geistreichen Dänen. Vielleicht berede ich O., und komme zugleich mit ihm in der Bettenburg an. Dann setzest Du uns Deinen besten Wein vor, und wir zechen, als wenn die beste Welt unser wäre.

Heidelberg, am Neujahrsabend 1810.

Wie froh hat mich Dein Brief gemacht, herrlicher Alter! Ich kann Dir nicht beschreiben, wie während des Lesens Freude und Wehmuth in mir wechselten. Als ich zu Ende gelesen, stand mein Auge in Thränen. Ich überdachte so recht in seliger Stille die verlebten Tage in Stuttgart, und fühlte mein Glück, das mich Dir, Du Einziger, entgegengeführt hat. Dann und wann zu schreiben, hatte ich mir vorgenommen; jetzt, da Du Briefe sogar foderst, wohl mir, daß ich nun desto öfter schreiben darf.

Und der erste sei noch vom alten Jahre! Es war doch ein gutes Jahr, und ich nehme von ihm Abschied wie von einem Freunde, der nie wiederkehrt.

Du bist krank gewesen, Theurer? O warum war ich nicht bei Dir, um Dich zu pflegen, bei Dir zu wachen, Dir vorzulesen! Daß ich dies aus dem Grunde verstehe, wußte Schiller, der mich so gern

in den schlaflosen Nächten seiner Todeskrankheit bei sich hatte. Gottlob, Du bist wieder hergestellt.

Wie soll ich es Dir danken, daß Du meine Eltern so lieb hast! Doch dafür soll ja nicht gedankt werden. Es ist ein unauslöschlicher Glaube in mir, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht denkbar, ein Unding ist. Liebe ist die Wechselwirkung zweier gleichgestimmter Gemüther; sie ist von dem Augenblicke an, wo sie aufkeimt, ewig. Und wie tröstlich ist dieser Glaube! Er verbürgt mir die Unsterblichkeit meines besseren Selbst. Noch in diesem Momente liebe ich Schiller und meinen Onkel Boie, wie da sie unter uns wandelten. Bliebe diese Liebe vom Reiche der Geister her unerwiedert, oder gäbe es gar kein Reich der Geister nach unserm irdischen Treiben; so müßte auch ich aufhören zu lieben, und ich fühle, das kann ich nicht. Wo sie auch sein mögen die geliebten Vorangegangenen, in meinem eignen Herzen finde ich die Überzeugung, daß nicht ewige Trennung, und noch weniger Vernichtung uns bevorsteht. Die Liebe ist das Band im Universum. Durch Liebe schauen Freunde auf einander über die weite Kluft des Todes; die Liebe knüpft Nationen, die längst dahin sind, an gegenwärtige; und es ist gewiß mehr als poetischer Glaube, wenn ich meine, Homer müsse

noch einmal mit meinem Vater, Shakspeare mit Göthe, Schiller, Öhlenschläger vereint werden.

Und damit Gruß und Kuß zum neuen Jahre!

Heidelberg, 20. März 1811.

Endlich kann ich die Zeit bestimmen, wo ich Dich wiedersehen soll, Du Herrlicher! Den 25. März reise ich von hier nach Würzburg. Ob es von da nach Schweinfurt, oder erst nach Meiningen gehn soll, ist noch unentschieden. Ich habe eine große Sehnsucht, Ernst Wagner *) kennen zu lernen, zumal da ich weiß, ich werde ihm willkommen sein. Sind wir doch in Einem Stücke, in der Liebe zu unserm Truchseß, völlig eins, und so werden wir's ja auch in anderen sein. Wann ich unter diesen Umständen auf der Bettenburg anlange, weißt Du wol besser als ich.

Dank für Deine Warnung. Nein, ich will gewiß nicht zu viel arbeiten. Das will ich Dir mit Kuß und Handschlag versprechen. Ach! ich habe nur zu viel in meinem Leben unthätig sein müssen! Ganze Jahre sind mir schon durch Krankheit geraubt worden..

*) Verfasser des Wilibald, der Isidore und der reisenden Maler.

Deinen Brief kann ich heute nicht beantworten. Ich bin zu unruhig dazu. Lebe wohl, Du theurer Truchseß. In kurzer Zeit bin ich bei Dir.

Heidelberg, 4. Mai 1811.

Endlich in meiner kleinen Stube erwache ich aus meinem schönen Reisetraum, und fühle es erst so recht, wie glücklich ich gewesen bin, und noch bin in der Erinnerung all des Schönen, das ich genossen. Die Reise hat mir an Leib und Seele wohl gethan. Mir ist ja das Höchste zu Theil geworden, das ich mir denken kann, Umgang mit Menschen, zu denen ich mit Liebe und Ehrfurcht emporschaue. Du Herrlicher, denke ich an unser friedliches Zusammenleben auf Deiner friedlichen Burg, an unsre Gespräche, Vorlesungen, an unsre Spaziergänge, kleinen Reisen zu Verwandten, an Deine Erzählungen, an Deine aus der innersten Seele hervorgequollenen Worte in der Todtenkapelle, auf dem Grabe Deines geliebten Vaters, an der Säule der Geschwisterliebe — o Dein eignes Herz muß Dir's sagen, wie ich dann bald von Freude, bald von stiller wohlthätiger Wehmuth durchdrungen bin. Dann möchte ich zu Dir fliegen; Dir die Hand drücken, an Deinem Herzen Thränen weinen. Habe Dank

für Alles, für nichts aber so sehr, als für den Augenblick, wo Du mich und meinen Bruder *) in Deine Arme schlossest, und uns hießest Brüder bleiben unser Lebelang.

Als wir uns in Meiningen trennten, saßen wir eine Zeitlang still und nachdenkend im Wagen; dann überließen wir uns im herzlichen Gespräche der Freude über das Genossene, und unsre Herzen schlugen warm für den geliebten Bettenburger.

Wie ist mir die Zeit meiner Reise so schnell verschwunden — und doch, wie groß ist ihr Raum, wenn ich ihn überschaue. Die fünf Wochen scheinen sich zu so viel Monaten auszudehnen. Als ich im vorigen Sommer fünf Monate krank lag, war es fast umgekehrt, außer wenn einige Lichtstrahlen, wie in Stuttgart, die Finsterniß durchbrachen. Die Freude hat mich gesund gemacht, nicht der Ärzte Naphta und Phosphorus; drum will ich der Freude huldigen, bis mir der Genius des Todes naht und die Fackel löscht. Wie ist mir unser Wagner bei seiner Lahmheit ehrwürdig geworden. „Solche Kleinigkeiten," sagte er, „muß man nicht achten, wenn das Herz nur froh ist." So spricht auch mein

*) Die sich dort zusammengefunden hatten.

geliebter Bettenburger bei seiner Blindheit und Taubheit. So hoffe auch ich einst sagen zu können, wenn ich mich noch mehr in der Schule des Lebens gebildet habe.

Ernst Wagner ist ein herrlicher Mensch; sein großes, offenes, redliches Auge, sein biederes Wesen und die unwiderstehliche männliche Freundlichkeit in all seinen Mienen hätten mich angezogen, auch wenn ich noch nichts von ihm gewußt, mich nicht bereits sein Wilibald erwärmt hätte. So aber sah ich nur, wie ich zu ihm trat, was ich schon kannte.

In Weimar fand ich alles beim Alten. Bei meinen Collegen und ehemaligen Schülern, beim wackern Generalsuperintendenten Vogt stehe ich noch in gutem Andenken. Die Schiller wollte mich durchaus herbergen. Zum erstenmale sah ich meines geliebten Schillers Zimmer nach seinem Tode wieder, wo ich so oft fröhlich mit ihm war, wo wir den Othello gemeinschaftlich bearbeiteten, wo wir manches Glas Wein tranken, wo ich ihn zuletzt erkranken, hinscheiden und sterben sah. Heil dem Guten, Unvergeßlichen!

Zu Göthe ging ich mit sehr geringen Ansprüchen. Daß er mir noch gut war, wußte ich; daß er mir die alte Herzlichkeit sollte erhalten haben, durfte ich

kaum hoffen, wie sehr ich's auch wünschte. Ich war ja seit 4½ Jahren sein Hausfreund nicht mehr, und in solcher Zeit ändert sich manches. Er empfing mich nicht eben herzlich, aber mit einer Freundlichkeit, die von Herzen kam, und ich ging vergnügt von ihm. Denk Dir nun meine Freude, als ich am folgenden Mittage bei ihm ganz den alten, väterlich gesinnten, liebenden Freund wiederfand. Nachher sah ich ihn noch zweimal in unvergeßlichen Stunden.

Wieland ist recht alt geworden, ein liebenswürdiger, ruhiger Greis, der von seinem Elemente getragen wird, das er sich selbst gebildet hat, und wie Herodots Makrobier einst sanft hinüberschlummern wird.

Man hat mich zum akademischen Senator erwählt und mir die Professur der Eloquenz neben meiner jetzigen übertragen. Das erste habe ich dankbar angenommen, das zweite höflichst abgelehnt. Es ist meine Sache nicht, jährlich zwei Programme zu schreiben und der Fürsten Lob in lateinischen Floskeln zu ertönen. Es sei eine große Ehre, sagt mein College Th., die ich nicht ausschlagen müsse. Allein ich denke, ich werde auch ohne diese Ehre noch ziemlich ehrenvoll durch die Welt kommen.

O Du Theurer, ich habe Dich noch einmal so

lieb, seit ich Dich in Deiner Umgebung, in Deinem Elemente gesehen, und diese Liebe ist mir wohlthätig; sie spornt mich und macht mir das Gute und Schöne klarer und anschaulicher. Gewiß Du bist mir auch etwas gut. Deine freundlichen Blicke redeten Wahrheit, und wenn ich recht froh sein will, so vergegenwärtige ich sie mir. Ungerufen steht Dein Bild vor mir, und wo ich mich hinwende, da folgt es mir auf den leisesten Wink.

Der Frühling hat diesmal Riesenschritte vor mir gemacht, da ich von dem ziemlich luftigen Weimar mit Windeseile nach dem warmen Neckarthale kam. Es war mir, als säh' ich auf einem Taschenspielerteller Samenkörner in einigen Minuten keimen, blühen und Früchte tragen, denn in unserm Garten hangen die Bäume schon voll kleiner Früchte.

Ich umarme Dich von ganzer Seele.

Heidelberg, 19. Mai 1811.

Stelle ich Dich denn wirklich zu hoch, wie Du mehrmals geäußert hast? Ich verstehe das nicht; ich habe Dir nie eine Schmeichelei gesagt, zu keinem Menschen hab' ich's; ich habe nur gesprochen und geschrieben, wie mir's um's Herz war. Daß ich durch und durch warm bin, wenn ich an Dich denke,

ist wahr; daß, wenn ich an Dich schreibe, und lieber bei Dir säße und durch einen Händedruck mehr sagte, als ich's in Worten kann, mitunter so ein Händedruck in meine Worte übergeht, mag auch wahr sein — und dies, Du lieber Alter, nennst Du „zu hoch stellen". Sei mir weniger als Du bist, so will ich Dich tiefer stellen — oder besser, bleibe mir was Du bist, damit ich immer denken und fühlen kann, wie ich's thue.

Mein Vater sagte vorigen Herbst zur Sch. . . . . (als eine geistreiche Schriftstellerin ihn besuchen wollte): „um Gottes Willen, schildern Sie mich wie einen Bären." Es kann dazu kommen, daß ich auch Dich einmal als einen Bären darstelle. Sieh! und dann kommst Du tief genug zu stehen.

Man will mir jetzt die Geschäfte des Professors der Beredsamkeit provisorisch aufladen. Ich habe auch dieses sehr höflich abgelehnt, und an den äsopischen Bauer erinnert, der das Pferd viel streichelte und bat, sich nur Einmal ins Joch spannen zu lassen. Als das gute Pferd darin war, mußte es darin bleiben, und sitzt vielleicht noch darin.

Von Graf Benzel ist so eben der Cid (nach Pierre Corneille) erschienen. Die Arbeit ist brav, aber — Gott mag wissen, woher es kommt — mir

will die französische Comödie nicht ein. Die Leute erzählen so viel von ihren Gefühlen, und das macht mich mißtrauisch. Wer fühlt und ist zu gleicher Zeit Selbstbeobachter und Darsteller seines Innern? —

Heidelberg, 22. September 1811.

Es freut mich, daß Du Dich an Correggio gelabt hast. Wenn ich dies Stück für Öhlenschlägers genialstes und anziehendstes erkläre, so ist das gewiß nicht ein bloß aufwallendes Gefühl. Das ist ja ein Zeichen des Genius, wenn aus Nichts Etwas, und aus kleinem Stoffe ein Großes geschaffen wird. Wenn man von Correggio historisch weiß, er habe sich an einem Sack Geld zu Tode getragen, so wird es manchem eine Thorheit dünken, dies zu einer Tragödie erheben zu wollen —, und wie herrlich hat O. den Sack angebracht, der ihm unter den Händen zu einem schönen Symbole der Lebensmühseligkeiten wird. Wie trefflich ist alles motivirt, von den bedeutenden 80 Scudi an bis auf den Punkt, wo ihm zu Spott und Hohn der Teufel Batista den Sack aufhalset! Wie schön paßt zu allem die Krankheit des Antonio, die durch Gemüthsbewegungen aller Art wieder aufgeregt die traurig schöne Catastrophe von Antonio's Tode herbeiführt! Der kindlich-un-

schuldige Antonio, der liebenswürdige Giulio und der biederherzige Titan Michel, welch ein köstliches Bild gewähren die drei; — und verdient O. nicht geküßt zu werden, daß er immer den Menschen über den Künstler stellt, und so recht anschaulich die ewige, unerschütterlich feste Wahrheit darlegt, daß nur der gute Mensch auch der gute Künstler sein könne? — Wie hat er uns Antonio's Begeisterung für die Kunst gezeigt, indem er seinen Giovanni schilt, und gleich darauf ihm Männer an der Wand machen hilft — und den göttlichen Zug, wo er den hereintretenden Ottavio, ohne ihn zu grüßen, fragt: „wer hat die heilige Cäcilie gemalt!" und dann die wahrhaft göttliche Begeisterung, als er vor diesem Bilde zum Erstenmale so recht lebhaft fühlt, er sei auch ein Maler! — Ferner Antonio's Traum und Bekränzung. Und wie ist das alles vom Dichter benutzt, als Hindeutung auf das höhere ewige Leben des Künstlers! So auch der Vergißmeinnicht-Kranz, den Giovanni dem sterbenden Vater aufs Haupt setzt. Wie natürlich ist diese zwiefache Bekränzung eingeleitet, und ein wie hoher uns über uns selbst erhebender Sinn hineingelegt worden! Überhaupt ist das eine köstliche Seite bei O., daß er oft scheinbar

Einfaches, ja Unbedeutendes hinstellt und unbemerkt durch tiefe Bedeutung adelt.

Fouqué's Sigurd ist brav und gut; aber sind wir in der Beurtheilung auch gerecht? Scheiden wir hinlänglich den Stoff von dem Dichter? Öhlenschläger verschmäht einen — so zu sagen — brillanten Stoff, der Kraft seines Genius vertrauend. Würde Fouqué aus dem Stoffe des Correggio etwas so Ergreifendes gemacht haben? Ich zweifle.

Heidelberg, 12. März 1812.

Trauert um die Traurenden,
Nicht um den Entschlafenen,
Er ist in Ruhe,
Wir sind in Thränen.

Also ist er nicht mehr unter uns, der gute, kindliche, edle Ernst Wagner; ist zu der großen Heimath zurückgekehrt, wohin wir alle, der früher, der später, ihm nachfolgen werden! Truchseß, wie hat mich Dein Brief gerührt, und uns alle! Wir empfingen ihn bei Tische, und waren stumm vor Trauer und Wehmuth. Dann nahm mein Vater ein Glas, wir klingten an und sagten: „Dies unserm Wagner." „Wieder ein guter Mensch weniger in der Welt," fügte mein Vater hinzu. Und so hatten wir seine

Todtenfeier — ach! für ihn die Feier einer schöneren Wiedergeburt — gefeiert.

Du guter Ernst, dich sollen wir nicht wiedersehn, oder dein kleines, freundliches Stübchen ohne dich! Und wäre es noch das liebe freundliche Stübchen, wo uns vor einem Jahre so wohl ward durch dein beseligendes Gespräch, durch deine heroische Heiterkeit und stille Ergebung! — Wohl dir, du hast ausgeduldet! —

Heidelberg, 27. April 1812.

Da bin ich wieder in Heidelberg, und die schönen Tage auf der Bettenburg liegen wie ein Traum in einer schönen Morgenstunde hinter mir; aber es ist ein Traum, der nach dem Erwachen noch erquickt. Welchen Dank bin ich Dir von neuem schuldig! denn ich bin gesund, an Seele und Leib gesund zurückgekehrt; selbst der letzte Rest von Schwäche ist geschwunden.

Da kam ein Brief von Dir, der uns recht gelabt hat. Daß Du mich vermissen wirst, freut mich innig. Ich glaube es, wiewohl ich manchmal das Gefühl hatte, ich könnte Dir gar zu wenig sein. Aber Du bist so gut, und foderst nicht viel von einem, der mehr dem Schreibtische als der Welt angehört.

Ein kräftiger Mensch im Leben werde ich nie; mir ist von Gott die Sphäre angewiesen, auf dem Lehrstuhle zu wirken durch das, was ich habe, nicht durch das, was ich bin. Auch gut, denke ich; wenn ich aber Männern begegne von solcher Kraft und Vollendung, wie **, — um Dich selbst nicht zu nennen — so beuge ich mein Knie in Ehrfurcht. Doch solche Leute, wie ich, sind auch nothwendig, und Du willst nur, daß man in der angewiesenen Sphäre vollkommen zu werden strebe.

Ich sehe Dich nun immer in Gedanken, bald auf dem Sofa ruhen, und möchte dann so gern hin und Dir vorlesen. Bald spazierst Du vor meinen Augen in den Anlagen, und ich träume mich Dir zur Seite. Dann gehn wir auf den Huttenberg, und das Auge irrt van dort auf die große vom Rhöngebirg umkränzte Gegend. Wie freundlich muß der Sommer bei Dir sein, da es schon der Winter ist! Ich war immer herzlich froh, wenn uns ein Tag im Zimmer unter Lesen und Gespräch hinschlüpfte, mochte es draußen hageln und stürmen! Unvergeßlich bleiben mir die köstlichen Sigurdtage. Der Sigurd klingt mir noch immer in der Seele nach. Aber Werners Weihe der Kraft lese ich so bald nicht wieder. Sind denn Hyacinthen und Weinstock nicht für sich

genug, daß sie noch zu Symbolen für verschrobene Gefühle und Phantasieen dienen müssen? Wernern sollte zur Strafe dafür der Genuß des Weines auf immer untersagt werden. Dann ließe er Karfunkeln, Hyacinthen, Weinstöcke, Theobalden und Theresen wol auf immer fahren.

Heidelberg, 6. September 1812.

Fouqué's Undine habe ich nun auch gelesen, eine gar liebliche Dichtung. Gleich vom Anfange an ist alles so schön mährchenhaft gehalten, und wir sind heimisch in der Welt, wo Undinen und Kobolde, die Bewohner einer phantastischen Traumwelt, hingehören. Undine hat vor ihrer Beseelung ganz die Natur ihres Elements, ein liebliches Bächlein, bald still und das Sonnenlicht hehr zurückstrahlend, bald wild, aber anmuthig wild, und sogar ein wenig gutmüthig neckisch, wenn einmal ein Kiesel ihr in den Weg tritt. Ja manchmal scheint sie nicht blos allegorisch, sondern ganz eigentlich ein Bächlein, z. B. gleich bei ihrem ersten Auftreten, wo ein Guß durch die Fensterscheiben fliegt, und der Fischer zu seiner Frau sagt: „Du hast es mit Undinen und ich mit dem See.“ Der Moment der Beseelung ist erhaben schön, und nun das innige, treue, liebende

Wesen nach der Beseelung. Bei ihrem Wunsche, die alten Leute zu verlassen, ehe diese die Seele in ihr spürten, um ihnen einen Schmerz zu ersparen, traten mir die Thränen in die Augen. Gar rührend ist auch ihre Erzählung von Bertalda's Herkunft, und die Scene, bevor sie in der Donau als Wasser verrinnt, das hingehaltene Korallenband, und die letzten Worte, die noch aus den Wellen der Donau nachmurmeln. Und zu dieser innigen Seele ist schon von Anbeginn an die Anlage.

Laß Dir doch Shakspeare's Sturm vorlesen. Im fünften Akte bittet der Luftgeist Ariel seinen Meister: er möge sich der Unglücklichen erbarmen; und Prospero antwortet ihm: „Hast du, der du bloß Luft bist, schon eine Regung von Mitleid, wie viel mehr muß ich ein völliges Erbarmen haben, der ich ihres Gleichen bin.“ Sieh da, ganz unsre Undine; in ihrer Liebe zum Ritter, in ihrer Gutmüthigkeit, ja in ihrem anmuthigen Trotze, worauf jedesmal ein so gefälliges Schmeicheln folgt, kündigt sich ihre später eintretende Innigkeit an. Sie verdient, gleich wie Ariel, schon eine Seele zu haben, wo sie noch keine hat. — Gar geschickt hat der Dichter alles Zauberhafte von ihr entfernt, wenigstens von ihrer Person. Wenn sie den Elementen gebietet, den

Regen zurückzuhalten, bis sie die Hütte erreicht, so erscheint das wie ein muthwilliger Scherz, der zufällig eintrifft; das Weinfaß, welches sie schafft, ist wie durch Zufall herbeigetrieben; als sie mit ihrem Finger Runen auf den Stein schreibt, fügt der Dichter sehr artig hinzu: „sie mußte sehr was ätzendes am Finger gehabt haben.“ — Grade so macht es Shakspeare mit seinem Prospero, dessen Zauberei bloß in seinen Büchern, seinem Mantel und Stabe ruht. Und so muß es sein: was wir so recht lieben sollen, muß kein Zauberer, keine Nixe, sondern unsers Gleichen sein. Wunderbar schön sind die Spukereien im Walde, von denen man oft nicht weiß, ob es Gebilde der Phantasie oder wirkliche Wesen sind, und diese Unbestimmtheit finde ich so charakteristisch. Shakspeare sagt einmal:

Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält.

In Nacht und Abenddunkel, an schaurige Plätze, in Wälder, auf Haiden gehören solche Wesen hin; selbst wenn sie der Volksglaube zu selbstständigen Wesen erhoben hat, müssen sie doch dort bleiben, wo sie die Phantasie zuerst ausgebar. Voltaire, der Shakspeare's Hamlet überbieten wollte, läßt in seiner Semiramis am hellen Mittage auf offenem Markte einen

Geist *) erscheinen, und nichts kann lächerlicher sein als dieser Mißgriff. Dagegen lobe ich mir Fouqué's Erdgeister, den halbbärenhaften Zwerg, der oben am Baum die Zweige abknuspert, um den Ritter zu braten, vor allen aber den unübertrefflich gezeichneten Kühleborn. Ein rauschender und weißschäumender Waldstrom kann wohl dem einsamen Wanderer wie ein Mann oder ein Kärnerwagen vorkommen; aber der erste gewiß nur als ein weißgekleideter, der andere muß weiße Schimmel vorhaben, eine weiße Tuchdecke, Wolle, Baumwolle, kurz etwas weißes als Ladung u. s. w.; er muß bergunter fahren; bergauf wäre hier so sehr gegen das Geisterkostüm, wie z. B. eine rothe Farbe. Untersuch doch einmal den Fouqué in diesen Kleinigkeiten, nie findest Du einen Verstoß, und das ist mir ein Beweis, wie ganz bis zur Wurzel er das Geisterreich ergriffen hat. — Und dann die schöne Vermischung des Wirklichen und Phantastischen. Daß Kühleborn, nach der Idee des Verfassers, den Reisenden als ein fleischlicher und leiblicher Ordensbruder erscheint, mit ihnen geht, und sich nachher in

*) Man vergleiche Lessings Bemerkungen über den Voltaire'schen Geist in der Dramaturgie. 1. Thl. No. XI u. XII.

einen Wasserfall verwandelt, davon bin ich überzeugt; aber alles ist vom Dichter so gehalten, daß man es zugleich als eine Täuschung der Phantasie nehmen kann, und da behagt mir das flatternde Gewand, das der Kühleborn alle Augenblicke aufraffen oder über den Arm schlagen muß, ohne daß es ihn im Gehen hindert. Ich meine, grade so müßte ein Mann aussehen, den sich bei Nacht und Nebel meine Phantasie aus einem Strom und Wasserfall schüfe. — Mehr aber als alles spricht mich das Herzliche und Innige an, das nicht blos den Personen im Buche, sondern auch dem Verfasser zu Gute kommt. Nur ein biederer, herzlicher, nicht auf die Mode, sondern auf die ewige Natursitte schauender Mann kann so schreiben. Glaube aber darum nicht, daß ich Fouqué's blinder Verehrer bin. Sein Todesbund behagt mir nicht, so wenig wie die vaterländischen Schauspiele und einige Gedichte, z. B. das Schlachtfeld. Im Todesbund ist viel Schönes, aber das Ganze fesselt nicht.

Der Vater hat nun 8 Stücke vom Aristofanes fertig. Das letzte schloß mit einem 38silbigen Worte, das ihn fast einen ganzen Tag gekostet hat, aber auch herrlich gelungen ist. Du würdest am Aristofanes viel Behagen finden, wenn er ihn Dir stellen-

weise vorläse. Kein Sterblicher außer ihm ist so reich und unerschöpflich an Witz und Laune gewesen, selbst Shakspeare nicht. Wenn ich dagegen einen W..... halte, der seine paar Witzblasen kümmerlich herauspumpt und springen läßt, so fühle ich's so recht, wie ungleich der liebe Gott seine Gaben vertheilt hat. Aber merkwürdig ist es doch, daß hoher Geist immer mit Bescheidenheit gepaart ist; die winzigen Talentchen dagegen ziehen eine Glorie um sich und bedecken sich mit Vergrößerungsgläsern. Fouqué soll seine Undine für nichts halten; natürlich, er hat sie nicht gemacht, sondern sie ist in ihm entstanden. Wenn wir einen Solospieler die schwierigsten und verwickeltsten Sätze vortragen hören, so bewundern wir Laien ihn; er selbst thut nichts, als in seinem Elemente athmen.

Die juristische Facultät hat unserm Stadtdirector Pf. neulich das Doctordiplom geschenkt. Drauf gab er einen unabsehbaren Schmaus. Von 8 Uhr Abends bis tief in die Nacht saßen wir bei Tische, und tranken Johannisberger und Champagner, bis sich die Welt zu drehen anfing. Aber das muß auch mitunter kommen. Nach einem solchen Tage der geistigen Aufregung folgen dann wohl 50 des nüchternsten

Fleißes, bis ein neuer Blitz das trübe Einerlei durchzuckt.

Heidelberg, 18. December 1812.

Fouqué's Zauberring hat mich hingerissen; ich war wie geblendet von all den Wundern, die sich mir aufthaten, und jetzt, da ich einer ruhigen Betrachtung fähig geworden bin, muß ich erstaunen über den fein angelegten Plan und die organische Ordnung in dem scheinbar chaotischen Gewirre und Gewühle origineller Dichtungen. In dem Werke regt sich was von Cervantischem Geiste, und was noch schöner ist, von Cervantischer Gemüthlichkeit und Herzensgüte. Und welche Fülle an Erfindungen! Am behaglichsten aber wird mir zu Muthe, wenn er uns das nordische Wesen und Treiben malt und die stille Häuslichkeit in Ritter Hughs gastfreier Burg, oder bei der Frau Minnetrost. Nenne mir einen, der das Grauen und Entsetzen kräftiger darzustellen und mit solcher Lieblichkeit und Anmuth zu verbinden weiß, daß der anfängliche Schreck sich in ein sanftes Gefühl auflös't. Der Besuch beim Köhler und dessen taubblinder Mutter mit alle dem, was daraus hervorgeht, bis zu Heerdegens Bestattung ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück.

Über Calderon muß ich meine Ansicht etwas umständlicher hersetzen, um den Verdacht abzuwenden, als sei ich Bewunderer aus Nachsprecherei oder gänger Modegewohnheit. Schon 4—5 Jahre vor der Erscheinung von Schlegels Vorlesungen, als ich noch in Weimar stand, und mit Herrn von Jariges gemeinschaftlich Schlegels Calderon Th. 1. recensirte, sagte ich Folgendes:

„In den Dramen ist es ihren (der Spanier) Dichtern nicht sowohl um ausgeführte Charakterzeichnung und regelmäßig und umständlich motivirte Handlungen zu thun, so daß sie vorzüglich den Verstand in Anspruch nähmen — sie geben vielmehr nur allgemeine freie Umrisse, die sie durch charakteristische Farben beleben, ohne sie bis auf physiognomische Bestimmtheit auszumalen, und die Handlungen erscheinen mehr als unmittelbare Wirkungen des Innern, denn als Resultate der Überlegung. Wenn Shakspeare, gleich einem Philosophen, unbekümmert was sich ergebe, in die letzten Tiefen der menschlichen Natur kühn hinabsteigt, und mit der Treue eines von keinem Wunsche bestochenen Ergründers das ans Licht heraufschafft, was sein Seherblick entdeckte; wenn er das Leben nach allen Richtungen, in allen Farben zeigt, und in einer stetigen Reihe der

Entwickelung es vom Quellpunkte an bis zu seiner Erlöschung, fast wie ein genauer Zergliederer, vor die Augen führt — so erscheinen dagegen Calderons Schöpfungen wie hinter einem feinen durchsichtigen Schleier, wie in einem magischen Spiegel; irgend ein Zauberschein umschwebt sie, sei es ein verborgener allegorischer Sinn, eine mystische Bedeutsamkeit, oder das Phantastische einer abentheuerlichen Stimmung; selbst in den rein historischen Dramen, bei einer bestimmten Charakteristik liegt etwas verborgen, das die Einbildung mehr ahnet, als schauet, mehr dunkel fühlt, als sieht. Calderon sucht nicht sowohl die Bedeutung des menschlichen Lebens und Treibens durch Darlegung und Enthüllung des Innern zu entziffern, vielmehr stellt er die Erscheinungen desselben unmittelbar, und zwar in den auffallendsten und wirksamsten Situationen und schnell vorübergehend dar, so daß wir uns mehr vielseitig angeregt als eigentlich erschüttert, mehr ergötzt als mit Gewalt fortgerissen fühlen. Kurz, Shakspeare führt uns mit der Kühnheit des nordischen Verstandes in die Tiefen des ihm verwandten Geisterreichs selbst hinein; Calderon, mit südlicher Wollust am Dufte der Blume und ihrem Schmelze hangend, läßt uns den in den Erscheinungen verborgenen Gift ahnden."

Diese Charakteristik, die ich noch jetzt für wahr, wiewohl lange nicht für erschöpfend halte, zeigt Dir gewiß, wie weit ich entfernt bin, diese Dichter zu parallelisiren. Nichts kann entgegengesetzter sein, als beide, und unstreitig gebührt Shakspeare, als dem Mitschöpfer und Bruder der Natur und der Gottheit, der Vorzug. Aber soll ich darum seinem Geniusverwandten nicht auch zugethan sein? Dem Dichter, der nun schon zwei Jahrhunderte hindurch sein Vaterland beherrscht? Calderon ist einer der nationalsten Dichter, die ich kenne, und durch ihn schon in sein gesegnetes Vaterland zu blicken und dieses in der Verklärung seines Gemüthes zu schauen, ist eine Wonne. Die langen Reden, die gehäuften Gleichnisse, in vielen Stücken der Mangel an Charakteristik, dies und anderes paßt nicht für uns, weil wir keine Spanier sind; daher auch wol ein Stück wie die Brücke von Mantible auf unsern Bühnen ungenießbar sein würde. Drum aber ist es mir nicht weniger ergötzlich, zumal wenn ich Schilderungen der Nation von spanischen Reisebeschreibern gleichsam als Commentar daneben halte. Nichts kann widersinniger für uns sein, als im standhaften Prinzen gleich vorn die Rede der Phönix über den Wettstreit des Meers und des Blumengartens; lese ich aber von

Gärten in Spanien, die in der üppigsten Blumenpracht bis ans Meer reichen — und so gleichsam die Vermählung des Erhabenen und Lieblichen im Bilde feiern — so begreife ich des Spaniers Entzücken darüber, und sehe, daß der Dichter nichts wesenloses, phantastisches hinstellte, sondern die wirkliche Natur mit begeistertem Gemüth anschaute. Und welch ein liebliches Bild, wo das Meer, neidisch über die Pracht des Gartens, es ihm gleichzuthun strebt, und mit Hülfe des selbigen Zephyrs, der den Blumen Farbe und Schmelz geliehen, nun anfängt zu schäumen und aufzuschwellen, bis endlich beide in voller Herrlichkeit dastehen, und sich eins an den Wiederscheinen des andern labt. — Beseelung der leblosen Natur, die den wahren Dichter verräth! — Wahrhaft dramatisch aber für alle Bühnen aller Nationen, versteht sich mit gehöriger Ummodelung, Zusammenziehung und Verwischung des bloß Nationellen, dünkt mir der standhafte Prinz. Wo ist ein kräftigeres Bild der Standhaftigkeit gezeichnet, als dieser Fernando? Erst sein edelmüthiges Verfahren gegen den edlen (nur in niedrigerem Range edlen) Muley, dem er die Freiheit schenkt; dann sein herzliches Benehmen gegen die Christensclaven; endlich seine Beharrlichkeit in der Verweigerung Ceuta's.

Die Stadt gehörte Gotte zu und Christo — bedenk, was das dem Spanier heißt! — sie dem christlichen Glauben zu erhalten, das Eindringen mohrischer Abgötterei abzuwehren, das ist sein augenblicklicher, im innersten Herzen ruhender Entschluß, seine religiöse Freudigkeit. Er weiß, daß er sterben muß, daß tausendfache Martern seiner warten; nichts kümmert ihn, er stirbt für die Sache der Religion, tröstet leidend und verscheidend seine Mitsklaven, und lebt so auf Erden schon im Himmel. Wahrlich, wer solch ein Bild mit der Kraft darstellte, muß ein edler Mensch und Dichter gewesen sein! — Daß ich die Andacht zum Kreuze, wie überhaupt die geistlichen Stücke des Calderon nicht gern habe, bekenne ich gern. Ich bin kein spanischer Katholik, und mir scheint daher manches fratzenhaft — Gottlob! füge ich hinzu —, was dem Spanier höchst heilig ist. Aber auch diese Stücke bleiben mir immer merkwürdig, theilweis ergötzend und rührend, wie etwa die und jene Blume des Auslandes, die ich bewundere und mit Wohlgefallen sogar betrachte, ohne daß ich sie als tägliche Gesellschafterin im Zimmer haben möchte. — Fragt man nun aber, sollen wir diese Stücke nachahmen, sollen wir in Calderons Geist fortdichten, so sage ich Nein! wir sollen es nicht,

weil wir es nicht **können**. Wir müßten uns entdeutschen, und wozu? um spanische Fratzen zu werden. In der Seele fatal sind mir die Nachahmungen, der Lacrymas, der Alarcos, selbst Fouqué's dramatische Spiele. Aber ich meine auch, Calderon könnte auf unsre Dichter **wirken**, etwa wie ein befruchtender Blütenstaub, der die Phantasie anregte, ohne ihr eine fratzenhafte Richtung zu geben.

Heidelberg, 20. September 1813.

Vor kurzem habe ich die Corinna gelesen, aber nur schnell und mit Überschlagung manches artistischen Kapitels. Dieser Roman hat mich unbeschreiblich angezogen, und ich freue mich auf die zweite Durchlesung. Ich bewundere die Kenntniß des menschlichen Herzens und die vielseitige Lebensweisheit der Verfasserin, die Kühnheit der Erfindung und die Leichtigkeit, mit der alles durchgeführt ist. Frau von Stael muß selbst eine Art von Corinna sein, sollte sie auch nicht grade aus dem Stegreif improvisiren können, was sie die Corinna improvisiren läßt; aber die Bildung, die Beweglichkeit des Gemüths, die künstlerische und historische Gelehrsamkeit, die Geistesgegenwart, welche Corinna auszeichnen, sind gewiß ihr Eigenthum. Die Gesänge der

Corinna sind meisterhaft, besonders der erste von da an, wo sie sich an Oswald wendet, und der Schwanengesang. Vieles in dem Romane hätte besser in eine Reisebeschreibung gepaßt. Aber macht Frau v. St. den Gebrauch von ihren Reisen, so wünsche ich, daß sie uns auch schwedische, englische und deutsche Romane verschaffe.

Der Zauberring ist doch eine Kost, die ich nicht oft genießen mag. Das viele Anmuthige, Sittige, Lächelnde, Zierliche darin kömmt mir wie köstliche Wiener Torten, Baumkuchen und Mallaga vor. Fouqué hat eine gewisse Manier, die häufig der Hoheit seiner Erfindungen schadet, von der auch die Undine nicht ganz frei ist. Ein wesentlicher Anstoß für mich sind außerdem die Christereien und Weihwassergeschichten. Ottur z. B. ist mir zuwider von seiner Zelotesperiode an, und der herrliche Nureddin verliert für mich auch das Interesse, als er zum Christophorus wird u. s. w.

Solon hieß den ehrlos sein, der bei wichtigen Staatsangelegenheiten partheilos blieb. Bei uns wird die Partheilosigkeit manchmal eine Tugend genannt. Wohl, ich nenne sie auch so, wenn das Ausschließen einer vorgefaßten Meinung und dergleichen darunter verstanden wird. Aber die meisten

verstehn das weder Gott noch dem Teufel dienen darunter, und da behaupte ich, daß die Liebe des Guten nur mit dem Hasse des Schlechten bestehn kann, daß die Bewunderung Schillers eine Verachtung W.....s voraussetzt, und in diesem Sinne will ich, wo mir eine Stimme zusteht, immer partheiisch, nie partheilos sein.

Das neuste, so mir zu Gesicht gekommen ist, sind die Kinder- und Hausmährchen von den Gebrüdern Grimm aus Cassel. Die Sammlung enthält gegen 90 Erzählungen, wie sie noch jetzt unter dem Volke leben. Einige darunter sind ungemein schön, voll tiefes Sinnes, und einfach und gut erzählt. Die meisten aber sind wahrer Schund, oder wenn auch der Keim gesund, doch in der Form durchaus verwahrlost. Ich fodere auch hier das Ideal eines Erzählers, und findet sich der in der Wirklichkeit nicht, so muß der Schriftsteller seinen Platz vertreten. Mit solchen Sagen, wie überhaupt mit der sogenannten altdeutschen Poesie, wovon jenes die Brosame sind, wird heut zu Tage eine wahre Abgötterei getrieben, und je rostiger und zerfressener etwas erscheint, für je tiefsinniger gilt es. Als historische Denkmale für den, der die deutsche Poesie von ihrem ersten Ursprunge an genetisch überschauen will, mögen der-

gleichen Produkte gelten; nur wolle man sie uns nicht als das höchste der Poesie aufdringen und für ein verlorenes Paradies verkaufen, zu dem wir trotz dem Engel mit dem feurigen Schwerte wieder zurückkehren sollen. Man tadelt mit Recht den Schwulst der Lohensteinschen Periode; aber die affektirte Kindlichkeit und Einfachheit, die uns jetzt überzieht, ist eben so verdammlich.

Neulich besuchte uns der Däne Bröndstedt, der sieben Jahre lang in Paris, Rom und Griechenland zugebracht hat. Fast keine Provinz des alten Hellas ist von ihm unbesucht geblieben, so auch vom trojanischen Gebiete. Für Göthe hat er einen schönen Spazierstock mitgebracht aus dem Palmbaum auf der Athenischen Akropolis. Damit wird der alte Papa recht einherstolziren, wenn er auf der Straße geht.

Heidelberg, 24. Oktober 1818.

Die Künstler in Rom sind mit dem Correggio höchst unzufrieden. Öhlenschlägers Darstellung des von ihnen hochgefeierten Mannes paßt nicht zu ihrem historischen Bilde; so auch nicht sein Michel Angelo und Julio Romano. Ferner sollen die Urtheile über Gemälde höchst mangelhaft und vom artistischen Gesichtspunkte aus auch falsch sein. Ich begreife sehr

wohl, und glaube, O. hätte besser gethan, wenn er den Personen im Stücke andere Namen gegeben hätte oder tiefer in ihre Naturen eingedrungen wäre, um ein Werk zu liefern, das neben dem unendlich vielen menschlich Schönen auch den Werth historischer Genauigkeit und Wahrheit hätte wie Shakspeare's Julius Cäsar, und überhaupt seine historischen Stücke, die einen Geschichtsforscher sogar leiten können. Den Shakspeare sollte er unablässig studiren, nicht um ihn nachzuahmen, sondern um durch ihn groß wie er zu werden, und dann mit gleicher Freiheit die Ideale der Natur nachbilden. Aber ich fürchte, er wird in Kopenhagen stille stehn, oder gar durch den rauschenden Beifall vom Zeitgeiste befangener Zuschauer geleitet, ins Abentheuerliche und Fantastische hineingerathen. Schon im Aladin sind davon Spuren, noch mehr in dem für mich ganz ungenießbaren Gedichte: Jesus in der Natur. — Übrigens kenne ich keinen Dichter, der von seiner Trefflichkeit so fest überzeugt wäre, wie Öhlenschläger. Sein Glaube, den er mir oft ausgesprochen: „das Genie könne nicht irren", steckt zu tief in ihm. Wäre er bei mir, so wollte ich ihm alles sagen. Dann gäb's eine Schelterei, die sich mit einem brüderlichen Kuß endigte. Aber übersendete ich ihm, was hier ge-

schrieben steht, so würde der Zorn sich in Groll verwandeln. Ich wollte, Du kenntest D., um einzusehen, wie man ihm so arge Dinge vorwerfen und ihn doch so von Herzen lieben kann.

Don Quixote bleibt mir der Roman aller Romane. Ich weiß noch die Wonne, mit der ich etwa in meinem zwölften Jahre in ihm Spanisch lernte. Da las ich alle Sonnabend Nachmittag darin. Aber dem Bertuch zürnte ich schon sehr frühe, daß er den poetischen Theil fast ganz verwischt und den launigen Partieen durch zu grelles Auftragen die Grazie benommen. Freilich hat Tieck im ersten Theile auch nicht ganz den Ton getroffen; aber er ist doch nachher hineingekommen. Welch ein edler Mensch ist Don Quixote bis auf seinen Sparren, und wie anmuthig mit diesem. Wunderschön finde ich's, daß der Pfarrer und Barbier nebst der Nichte und Haushälterin alles thun, um ihren Freund und Herrn zu Hause zu behalten — das fodert die Christenpflicht, — aber, daß es ihnen nicht gelingt. Die guten Leute glauben durch Verbrennung der Ritter-Bücher die Heilung bewirken zu können; aber Don Quixote sitzt in seinem Himmel; was kümmert's ihn, daß man ihm die Leiter wegzieht, die ihn hinaufgebracht? Die heimlichen Zurüstungen zu seinen Reisen setzen

mich immer in Angst, es möge entdeckt werden; aber ist er hinausgeschweift ins Freie, so schweife ich mit ihm durch Wies' und Feld, kehre mit ihm in allen Schenken ein, bis zur herrlichen Sierra Morena hin, wo sich ein wahrhaft romantisches Leben im guten Sinne des Worts aufthut. Dieser Theil geht mir über alles, die liebliche Dorothea, die ernst-jugendliche Lucinde, der unglücklich-glückliche Cardenio, der hochsinnige, nur eine Zeitlang durch Jugendglut verleitete Fernando; dann den prächtigen Abenteurer mit der schönen Maurin, den Wirth mit seiner Wirthin und Tochter nicht zu vergessen, sammt der reizenden Maritorne, die auch ihren romantischen Schuß weg hat, und trotz ihrem Puckel, ihren Plattfüßen, ihren Ambraaugen und anderen Herrlichkeiten von idealischen Trieben beseelt ist. Über alles aber geht mir der Ritter selbst, dem Cervantes, trotz seiner Narrheit, die ganze Fülle seines Geistes und Herzens verliehen hat.

Musäus ist mir gar lieb; ich las aber lange nichts von ihm. In den Grimm'schen Volksmährchen wird auch die Geschichte des Bären, Adlers und Wallfisches erzählt, ungefähr auf 6—8 Seiten. Die Anmerkung sagt, dies sei das Wahre, Musäus Bearbeitung sei breit und langweilig. O der Thoren!

Jene 6—8 Seiten kommen mir vor, wie ein Skelett neben einem Danneckerschen Schiller; aber jetzt sind die Worte einfach, kindlich, natürlich an der Tagesordnung; wir werden am Ende noch dahin kommen, daß wir in der Odyssee die Inhaltsanzeige vor jedem Gesange für die wahre Volkspoesie halten.

Was mir die lustigen Weiber von Shakspeare so unendlich werth macht, liegt subjectiv in meiner Natur begründet. Von meiner ersten Kindheit an hatt' ich Seelenfreude an holländischen Still-lebestücken im Leben und in Bildern. Nie hat mich Theilnahme an beschränkter Philisterei ergötzt, wohl aber die Beschauung derselben als ausgeschiedener Beobachter. Ich arbeitete als Knabe auf meinem Zimmer noch einmal so fröhlich, wenn ich meine Großmutter unten in einer Klönkompanei wußte. Der Anblick einer Fraubasengesellschaft beim Bohnenschneiden oder Birnenschälen hat noch jetzt etwas ergötzendes für mich; unter ihnen sein, ihre Gespräche anhören möcht' ich nicht. So erscheinen mir nun die Windsorphilister als ein unter sich so recht behagliches Völkchen, und eine Freude bemächtigt sich meiner bei den Schlußworten: „Wir wollen nach Hause gehn und diesen Spaß am Kamin belachen." — Wer diese entschiedene Vorliebe für das Behagliche der Be-

schränktheit nicht hat (wohl mir, daß sich daneben Begeisterung für Ideales in mir regt!), der kann die rechte Freude an dem Stücke nicht haben. Von meinem Gesichts- oder Gefühlpunkte aus liegt in den lustigen Weibern zugleich das Behagen des Philisterthums und die Ironie desselben. — Göthe lachte recht, als ich ihm einmal sagte: „Und betrachten Sie nur die Anne Page; sie ist ein munteres Ding von 18 Jahren, aber sie wird vor dem 30sten Jahre eine vollkommene Philistine sein". Dies Anrücken der Philisterei gewahrt man auch bei Fenton, obgleich noch ein Bischen vom Prinzen Heinrich und dessen unvergleichlichen Spießgesellen in ihm steckt. Und wahrhaftig die Elfen sind nicht minder Philister, und werden darum höchst schicklich von einer Frau Hurtig, Pistol und ähnlichen Organen dargestellt — was im Sturm oder im Sommernachtstraum doch ein wenig frevelhaft sein möchte.

Heidelberg, 20. December 1813.

Über des alten Claudius Botenwesen hast Du vollkommen Recht. Hätte er weniger auf die segnende Fülle des Himmels gerechnet und thätiger gearbeitet, so würde er der Güter von oben mehr empfangen und all seine schönen Anlagen völliger ausgebildet haben.

Aber statt recht rasch und rüstig zu Werke zu gehn, fand er's bequemer, wie auch zu Zeiten Jung-Stilling, sich auf Gottes besondere Vorsehung zu verlassen, und den Abgang an Regsamkeit durch Frömmigkeit zu ersetzen, die denn bald in Frömmelei ausartete. Nichts ist vielleicht für die Moralität so verderblich, als der Wahn, unter Gottes ausschließendem Schutze zu stehn, und vor anderen ein erkorener Liebling des Himmels zu sein. Diese Erkorenen sehn anfangs mitleidig, bald übermüthig und unduldsam auf uns andere herab, was sich weder mit der wahren Frömmigkeit verträgt, noch von lebentödtender Einseitigkeit frei zu sprechen ist. Wie ist es nur möglich, von allen Menschen gleiche Ansichten und Gefühle zu fodern? Wir sind ja zu verschieden organisirt, und unter den mannigfaltigen Einflüssen des Klima's und der bürgerlichen Verfassung beinah gezwungen, hier so, dort anders gebildet zu erscheinen durch alle Stufen hindurch; und die Gottheit ist so unendlich, daß sie sich für jede Stufe der Cultur zu einem würdigen Bilde der Verehrung darbietet. Aber davon wollen die Boten nichts wissen; wer nicht denkt, wie sie, der ist ein Frevler, und nur die eingeborene Menschenliebe hindert sie, uns sammt und sonders zu Gottes Ehre auf Einem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Auf Claudius paßt das nicht mehr ganz; aber es gab eine Zeit, wo mein Vater mit vollem Rechte folgende Epigramme auf ihn dichtete:

An den Eiferer.

Willst du, was Kinder gewähnt und Mütterchen, halten vor Männern,
Deren geläuterter Sinn würdiger dachte von Gott;
Red' einfältig wie Kinder, wie sorgsame Mütterchen herzlich:
Dann wird manches verziehn, Redlicher, manches geglaubt.
Aber du schmähst altweibisch, und neckst wie ein kneipendes Büblein.
Trägt dir solcherlei Frucht liebende Religion?

Das Eine Ziel.

Bruder, wie staunst du entzückt in der Ewigkeit stiller Beschauung!
Lieb' und Wonne durchstralt, Lieb' auch des Feindes, den Blick.
Dorthin wandeln wir all', auf anderen Wegen und andern;
All' einst, was wir in Nacht glaubeten, schaun wir in Licht.
Doch anschielend den Weg Mitwandelnder, nennst du ihn Irrweg.
Bruder, du liebst ja den Feind, hasse den Irrenden nicht!

Alter und Noth haben den Boten duldsamer gemacht, wie der erste Aufsatz im letzten Theil seiner Werke zu beweisen scheint; auch war die Anlage zum

edlen Menschen zu überwiegend in ihm (denke seine vielen herzerhebenden Gesänge), als daß sie nicht endlich durchbrechen mußte.

Ich hörte einmal Jakobi behaupten: „die wahre Toleranz dulde alles, auch die Intoleranz.“ Ich weiß nicht mehr, in welchem Sinn er die Worte nahm, noch in welchem Zusammenhang. Soll aber Jakobi Recht haben, so muß man den handelnden Menschen vom beschauenden trennen. Der letzte muß freilich, wenn er die Stufenleiter vom Teufel zu Gott und alles, was zwischen diesen Extremen steht, überschaut, dulden was in der Welt ist; er sieht ab von der moralischen Seite, das Gute wie das Schlechte ist ihm nur Modification der unendlich vielgestalteten Natur, und so wenig, wie den Naturforscher, dem nur Erkenntniß dessen was ist am Herzen liegt, der Elephant in Entzücken, die Kröte in Abscheu jagt, rührt ihn das eine wie das andere. Mit dem handelnden Menschen ist es aber ein anderer Fall; dem liegt eine moralische Rücksicht ob; er soll nach Kräften wirken, daß das Gute über das Böse siege; er soll die Welt vom Übel erlösen helfen; und wie der zur Duldung der Intoleranz sich bequemen sollte, das vermag ich nicht einzusehn. Nein, da lobe ich mir das Epigramm meines Vaters:

Unduldsam heißen wir, weil uns der Päbstler Lehre,
Wir andern sein verdammt, wenn sie uns nicht bekehre,
Abscheulich dünkt? Du irrest weit,
Wir dulden alles gern, nur nicht Unduldsamkeit.

Diese Vorschrift ist praktisch. Dem Beschauenden dagegen erlaub' ich, auch Diebstahl, Treulosigkeit, Meineid und Todtschlag zu dulden; oder mit andern Worten: sich nicht darüber zu ereifern, daß, so lange die Welt steht, dergleichen geschehn wird, weil Gott auch das Vermögen zum Sündigen in die Welt gelegt hat, damit im Handeln durch den Kampf und durch Ringen die Tugend zur wahren Tugend sich verkläre.

Heidelberg, 15. Januar 1814.

Bei Denkmälern großer Männer kommt es, glaub' ich, darauf an: „Soll ein Denkmal bloß als Gegenstand genommen werden?" oder „soll es Ausdruck von Sinn und Gefühl dessen sein, der es setzt?" — Im ersten Falle ist mir die Person des Stifters gleichgültig; ich frage nicht, ob lautere oder unlautere Absichten ihn dazu bewogen, ob er Engel oder Teufel war, sondern bloß nach dem Werthe des Denkmals. Ist dieses ein Kunstwerk, so gewährt es mir den Genuß jedes andern Kunstwerks, welches

man ohne Bezug auf den Künstler genießen kann. Im zweiten Falle ist es freilich anders, und welches fühlende Herz sollte nicht ergriffen werden, wenn z. B. Schillers Vaterstadt ihrem Lieblingssohn ein Denkmal der Liebe weihte und Dannecker seine schöne Büste beisteuerte? Solche Denkmäler haben für mich einen entschiedenen, aber ich möchte auch sagen einen ausschließenden Werth: der reine Sinn des Gebers und Aufpflanzers muß sich darin abspiegeln. Nun lehrt die Erfahrung, daß mancher einem großen Mann ein Denkmal setzt, nicht um ihn, sondern um sich selbst zu verherrlichen. Wo ich das merke, da erkaltet mein Herz; und bei einem mit diesem Sinne aufgestellten Denkmal, und wäre es auch ein Kunstwerk erster Größe, könnte ich zum reinen Genusse nie gelangen. — Daß die Britten ihren großen Männern Denkmäler setzen, ist groß und ehrwürdig; ehrwürdig vor allen durch den Enthusiasmus, den sie dadurch kund geben. Wollte Gott, wir Deutschen hätten auch diesen Enthusiasmus. Vom Shakspeare hat man nach einer mäßigen Berechnung etwa 200 Ausgaben, und über 30 Gelehrte sind bemüht gewesen, ihn zu commentiren. Wo ist davon eine Spur bei uns, wo kaum ein Dutzend Lieder sich rühmen können, allgemein gekannt zu sein?

Daß wir über den Thomas Jones nicht gleich denken, soll nichts verschlagen; darüber wollen wir uns Ostern auf Deiner Burg in Frieden und Einigkeit besprechen. In vielen Stücken sind wir schon einig, denn Fielding's etwas breite Manier gefällt auch mir nicht, und manche Unsittlichkeiten könnten fort, wiewohl er nie Unsittliches für Sittliches gibt, was z. B. Göthe nicht selten thut. Ein Theil meiner Vorliebe für diesen Roman mag Jugendempfindung sein; ich las ihn schon in meinem zehnten Jahre mit Entzücken; das meiste aber kann ich mir noch aus dem Buche selbst belegen. Als Charakterschilderer eben bewundere ich diesen meinen Liebling, und nach dem Don Quixote bleibt Thomas Jones immer mein erster Roman. — Uebrigens ist man an einem Lieblingsbuche geneigt, alles in Schutz zu nehmen, und läßt sich auf seine Mängel erst durch Andere aufmerksam machen. Aber selbst dann hört es nicht auf ein Lieblingsbuch zu sein, — so wie ja auch dem Freunde ein Fehler gern übersehn wird, wenn er zu seinem Wesen gehört, und er ohne ihn vielleicht auch manche Tugend nicht haben würde.

Heidelberg, 8. Mai 1814.

Es ist mir ein eigenes Gefühl, Du geliebter alter Truchseß, daß ich jetzt wieder von meinem Zimmer aus schriftlich zu Dir reden muß, da ich's vor wenigen Tagen noch mündlich auf Deiner Burg konnte. Da sind nun vier fröhliche Wochen durchlebt, die wie ein schöner Traum hinter mir liegen. Das Träumen ist eine köstliche Sache, aber auch das Erwachtsein, wenn der melancholische Moment des Erwachens vorüber ist, hat sein Gutes; dann hebt das Leben der Erinnerung an; und wohl dem, der in liebendem Herzen, was er Gutes genossen, zur Würze künftiger Lebensgenüsse aufzubewahren weiß! Nun nimm vor allem meinen herzlichen Dank für die Freude, die Du mir verschafft, und meinen herzlichsten für die Liebe, die Du mir von neuem so kräftig erwiesen hast. Wahrlich, ich fühle es, welch einen Strom frischen Lebens ich aus Deiner Friedenswohnung zurückgebracht habe. Mit neuer Kraft werd' ich nun an meinen Beruf gehn, und in den Zwischenstunden der Erholung Dir treuen Bericht von meinem Thun und Treiben abstatten.

Auf meinen einsamen Spaziergängen überdenke und überarbeite ich die schönen Tage auf der Bettenburg, und finde darin Ersatz für das viele Kalte,

das einen leider! in dem schönen Heidelberg anweht. So stärke ich mich für meine Arbeiten, die, wenn ich von einem so durchträumten Spaziergange zurückkehre, flink von Statten gehn.

Die Zeitungen hören nun auf interessant zu sein; aber die Schuld liegt zum Theil an uns, da uns nach dem Ungeheuren alles, was den Schein des Gewöhnlichen trägt, nicht mehr ansprechen will. Hier ist die Nachricht vom Siege und Einzuge in Paris auf dem Charfreitage angekommen. Natürlich hat ganz Heidelberg, mit Ausnahme weniger Napoleoner, gejubelt und laut gefrohlockt. Auch illuminiren hat man wollen; aber dagegen hat sich die Geistlichkeit aufgelehnt; und warum? — „Es sei Charfreitag, und der Tag müsse still begangen werden.“ — Nun freilich, es mag ein tüchtiger Spektakel über den stillen Freitag eingebrochen sein; aber hat nicht Gott selbst den Spektakel angerichtet? Und hat er diesmal an dem Tage anders gefeiert sein wollen, als mit einem solchen Spektakel? und konnte er's würdiger? — O die engherzigen Theologen, die nicht auch einen lauten Jubel mit der Erhebung zum höchsten Wesen verträglich halten! — So hat auch während meiner Abwesenheit, bei der feierlichen Beerdigung unsers Geheimeraths May, die katholische Geistlichkeit dem

Hofrath Ackermann weigern wollen, am Grabe des Mannes eine Rede zu halten. — „Es sei gegen den katholischen Ritus.“ — Aber Ackermanns Rede hat vermocht, was jenen diesmal versagt war, die Herzen der Anwesenden unter den Thränen wehmüthiger und dankbarer Erinnerung zu Gott empor zu richten.

Vom Jubel der Berliner über den Einzug in Paris steht ein einfach rührender Bericht im Morgenblatt. Drei Tage hindurch hat der Freudentaumel gedauert, und ist durch keine Geistlichkeit gehemmt worden. Mit welcher Wonne werden nun die Berliner ihre wiedererrungenen Siegesrosse auf das Friedrichsthor pflanzen! Das wird einer der heiligsten Festtage werden; und mit welchem inneren Stolze wird die tapfere Preußenjugend von nun an diese Rosse betrachten! Einen Monat meines Lebens gäbe ich darum, könnte ich zugegen sein, wenn der König von Preußen, der von seinen Unterthanen heiß, ja brennend geliebte, seinen Einzug in Berlin hält!

Heidelberg, 4. Juni 1814.

Das nächste Buch, das Du Dir anschaffest, sei Jean Pauls Vorschule der Ästhetik, und die lies portionenweise. Unter den reichen Demantgruben des

unerschöpflichen Geistes ist dieses vielleicht die lauterste. Wunderschön ist seine Ansicht über die Werke hellenischer Kunst, und tief aufgefaßt. Freilich stößest Du auch auf manches barocke, und vielleicht auch auf Einseitigkeiten, wie z. B. das Kapitel über den gelehrten Witz; aber ich bekenne Dir, daß mir eines Richters glänzende Verirrungen lieber sind, als die wasserklaren Wahrheiten eines Merkel und Consorten.

Mein Vater hat beschlossen, sein Leben zu schreiben, und bereits sind einige Bogen davon fertig. Alles das sollst Du, und fast zur selben Zeit, wo es geschrieben ist, von mir in Abschrift erhalten. Du kennst meinen Vater, dies ehrwürdige Gebäude, in welchem nie ein unheiliger Gedanke, nie ein unlauteres Gefühl auch nur auf einen Augenblick gewohnt hat. Du sollst es nun vom ersten Grunde an vor Deinen Augen entstehn sehn.

Ja, wenn alle Welt meinen Vater so in seinen Gesängen zu erkennen wüßte, wie Göthe, in der Recension der Voßischen Gedichte *); oder auch nur, wenn diese Recension, ein paar Stellen ausgenommen, wo Göthe geirrt hat, den Gedichten als ein-

---

*) S. Jen. Allg. L. Zeitg 1804. No. 91; wieder abgedruckt in Göthe's Werken. 38ster Band. S. 146.

leitender Commentar vorangedruckt wäre, so wäre vielleicht keine Selbstbiographie als eine Art von moralischer Ehrenrettung nothwendig. Und doch auch dann. Denn haben wir nicht Beispiele, daß das Talent für's Edle mit dem Unedlen in Einer Person vereinigt sein kann, wie bei einem unsrer beliebten Dramatiker (Kotzebue), der mit dem, was er hat (nicht mit dem, was er ist), uns alle Augenblicke die Augen vor Rührung überfließen macht? — Welch eine schöne Zeit war das für mich, als Göthe diese Recension dichtete, denn sie ist wahrhaftig ein Werk des Genius! Auf seine eigenhändige Einladung kam ich nach Weimar, etwa einen Monat vorher, ehe ich die Schulstelle antrat, und wohnte acht Tage bei Göthe so ungenirt, daß ich sogar auf meinem Zimmer Abends Tabak rauchte. Schon hatte er die Recension im Kopfe, aber ein Band Gedichte mußte noch gelesen, mancher Umstand zur Vervollständigung des Gemäldes mir abgefragt werden. Jeden Abend mehrere Stunden war ich bei Göthe auf seinem Studierzimmer; er lag in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtjäckchen, und der Minister hing mit dem Staatsrocke im Kleiderschranke. Dann wurde vorgelesen, und dazwischen ein wenig gegessen und getrunken.

Ach! es waren selige Stunden für mich, und mit welcher Wärme sprach er unaufhörlich von meinem Vater, der so ganz durch diese Gedichte in ihm aufgelebt war! Eines Morgens, als ich grade seinen August im Griechischen unterrichtete, kam Göthe zu uns herauf; er hatte eben die Stelle niedergeschrieben, wo wir den Dichter im Kampfe gegen ausschließende Meinungen, Macht- und Bannsprüche erblicken, und das Blatt war noch feucht. Mitten im Zimmer blieb er stehn, den rechten Fuß ein wenig vorausgestemmt, und fing an in seinem melodisch kräftigen Baß zu lesen, gegen das Ende immer feuriger und gediegener, und mit dem Worte Teufel senkte er das Blatt, und kuckte mich mit starrem aber freundlichem Auge an, als wollte er sagen: „Hab' ich's recht gemacht?" Was hab' ich ihm da die Hand gedrückt! indem ich nicht wußte, ob ich mich in dem Augenblicke mehr über meinen Vater freuen sollte, weil er so wäre, oder über Göthe, weil er ihn so aufgefaßt hätte. Damals war mir Göthe so gewogen, daß ich zu jeder Zeit Zutritt bei ihm hatte; und wie gerne mocht' er's haben, daß ich in seiner Krankheit bei ihm wachte, und ihn pflegte! Truchseß, das ist nicht mehr so! Sowohl ich, als, was mehr sagen will, auch mein Vater, haben seine Gunst

verloren, von dem Augenblick an, wo wir Miene machten, aus Weimar und Jena zu ziehen. Göthe ist von Egoismus nicht frei zu sprechen. Was ich ihm schuldig bin, vergesse ich nie, und ich liebe ihn auch jetzt noch; aber es ist nicht die reine Liebe, mit der ihn R—z lieben kann, nach dem reizenden — ach! mir so wohlbekannten Gemälde, das er in einem seiner Briefe entwirft. Auch Ich war in Arkadien; aber in dies Arkadien komme ich nicht wieder. Du, mein edler Truchseß, hast mir ein anderes bereitet, du wirst mich nie mit feurigem Schwerte daraus verstoßen; Du bist unwandelbar, wie der Fels im Meer, und vielleicht nur zu wenig Egoist.

Daß Du meinen letzten Brief an R—z schicken willst, ist mir nicht ganz recht. Ja, wenn er mich schon persönlich kennte! Aber ich bin etwas wunderlich in meinen Briefen, d. h. in Briefen an traute Herzensfreunde. Da muß alles heraus, wie es mir in den Kopf kömmt, ohne Wahl, oft sans rime et sans raison, wie bei Sancho die Sprichwörter. Wer mich nicht kennt, muß mich nach einem Briefe für einen höchst seltsamen Menschen halten. Doch Du wirst R—z schon über Einiges verständigen.

Heidelberg, 7. August 1814.

Die Entstehung von Fouqué's Gedicht an Napoleon ist wunderbar. Auf der Landstraße bei Eisenach muß er lange Strecken über Leichenhaufen wandern. Erschöpft von Mühseligkeit und von Grausen lehnt er sich endlich an einen Baum; da blickt ihn aus einem der dicksten Haufen das offen-starre Auge eines Franzosenkopfes an. Vor Entsetzen ist er einer Ohnmacht nahe, und als er von Kriegskameraden in ein Quartier gebracht wird, wirft ihn ein Fieber aufs Lager. In der Fieberhitze erscheinen ihm die Gestalten aller von Napoleon Geschlachteten in ihrer furchtbaren Gräßlichkeit, und mit ihnen gestaltet sich das Gedicht. Als es fertig ist, hat sich das Fieber gehoben und Fouqué fühlt sich vollkommen hergestellt. — Also kein Phantasiestück ist dieses Gedicht, sondern eine furchtbare Wahrheit, die sich seinem Geiste entrungen hat.

Was meinen Äschylus *) betrifft, der rückt täglich seinen behaglichen Schritt vorwärts. Wenn wir uns wiedersehn, muß mein Manuscript fertig sein. Nach

*) Die andern Stellen, in denen mein Bruder sich über Aeschylus ausläßt, sind, da sie im Vorworte zu seiner Uebersetzung abgedruckt stehen, hier nicht wieder mitgetheilt worden.

anderthalb Jahren bringe ich Dir dann meine Übersetzung mit, und zugleich Stolbergs. Aus dieser lese ich Dir zuerst ein Stück vor, und dann die treue, sich ganz an Äschylus anschließende. — Aus den Persern, dem prophetischen Bilde gegenwärtiger Zeiten, werde ich gelegentlich an Fouqué die Beschreibung der Salaminischen Schlacht für die Musen schicken. An einer Stelle fragt Atossa, des Xerxes Mutter:

Wer als Volksanführer waltet, und gebeut machtvoll dem Heer?

und der Chor antwortet:

Keinem Obermann verpflichtet heißen sie noch unterthan.

Sag, konnte der Dichter seinem Volke ein schöneres Compliment machen, als durch diese Bemerkung im Munde eines Persers? Daher werden in den Chorgesängen wol fünfzig Namen persischer Anführer genannt: von den Griechen nicht einer; denn hier war Volk und Anführer Eins „in furchtbar einverstandner Gleichgesinntheit“, wie unser Raimar *) sagt. Die Perser waren Johannes Müllers Lieblingsstück, und nach einer Stelle seiner Briefe hat er sie

*) Freimund Raimar (Friedrich Rückert) in seinen Deutschen Gedichten. 1814.

commentirt. Leider scheint dieser Commentar verloren zu sein.

Mein Lesen des Titan rückt langsam fort. Das Einzelne zieht mich mehr an, als das Ganze, und viel des Einzelnen ist doch gar zu überladen. Merkwürdig war mir's, als ich einmal bei Cotta ein Manuscript von Richter sah. Was er in Begeisterung hingeschrieben, war größtentheils schlicht und einfach, d. h. nach seinem eigenen Maßstabe; denn zur Göthischen Einfachheit gelangt er nicht. Dann aber waren alle Ränder voll Einwüchse, die oft in angeklebte Zettel hinauswuchsen — freilich das Einzelne oft zum Entzücken schön; aber das Ganze hätte ich lieber nach dem ersten Wurfe genossen. — So wünsche ich mir auch vom Titan den ersten Wurf, der leicht, um mit Schiller zu reden, der „große Wurf" sein möchte. Alle Überladung schwächt, und so weiß ich's Schillern noch Dank, daß er gewaltige Stücke aus seinen Tragödien herausgeschnitten hat. Freilich möchte ich diese auch besitzen — namentlich einige aus dem Wallenstein, die ich ehemals auswendig wußte — nur nicht an der ursprünglichen Stelle, sondern etwa in einem Anhange. Ach! die Splitter dieses Geistes (wie Don Carlos sagt) könnten tausenden genügen!

Heidelberg, 30. Oktober 1814.

Du foderst einen Jubelbrief über Göthe; aber den kann ich nun nicht mehr schreiben, da die Jubelperiode vorüber ist, und der Jubelsenior fern. Das hätte unter seinen Augen geschehen müssen. Göthe ist 14 volle Tage bei uns gewesen, und hat bei den Brüdern Boisserée, eigentlich wol bei ihren Gemälden gewohnt. Sein erster Besuch war bei meinen Eltern, und er kam so freundlich und zutraulich, wie in den ersten Jenaer Zeiten. Am folgenden Tage gingen die Schmausereien an, und wenn so was im Gang ist, hört es nicht auf. Auch wir Professoren, nebst einem Anhange von Beamten, Ärzten u. s. w. gaben ihm einen gemeinschaftlichen Schmaus im Carlsberge. So hat ihn denn jeder nach Herzenslust sehn können, genossen haben ihn nur wenige; denn beim Essen und Trinken, besonders wo Gaffer herumstehn, ist Göthe ein Mann wie unser eins. Nur zweimal kam ich dazu, ein trauliches Wort mit ihm zu sprechen, und sah zu meiner Freude, daß er mir und meinem Treiben noch hold ist. Besonders herzlich war er gegen mich, als ich ihm am Tage vor seiner Abreise einen Morgenbesuch machte. Wir sprachen viel über Calderon. Auch er ist entzückt von Gries' Übersetzung; auch er bewundert mehr das

wollüstige Farbenspiel, als die Charakteristik Calderons, in der er weit unter Shakspeare stehe. In den Intriguenstücken sei er besonders Meister, und hier müsse der Deutsche noch recht bei ihm in die Schule gehn.

Daß die Heidelberger über Göthe entzückt sind, versteht sich. Alt und Jung preiset seine Leutseligkeit, und jeder verwahrt sorgfältig die ihm zugeworfenen Geistesbrocken, wenn sie auch noch so mager sind. Sogar mein College M—r, der aus einem deutschen Barbier ein lateinischer Professor der Medizin geworden, ist seines Gespräches gewürdigt. „Wir haben über den Faust gesprochen", sagte er mir; „und ich mit ihm über die Feldmäuse", antwortete ich ganz ernsthaft. Ein Anderer, ein Mann von Geschmack und ästhetischer Bildung, fing an über den Barbarismus zu radotiren, womit die Handschuchsheimer den schönen Heiligenberg niedergeholzt hätten. „Beruhigen Sie sich, sagte Göthe, in einigen Jahren ist er wieder grün, und dann hat Ihr Ärger volle 22 Jahre Ruhe, denn so lange muß er nach forstlichen Regeln schon grün bleiben." Der Philister kuckte Göthen an, und schien an seinem Geschmacke ganz irre zu werden. — Daß Göthe sich mit manchen zu seiner Gemüthsergötzung unterhalten

hat, ahndet mancher nicht; andere dienten dazu, seinen Schatz von Menschenkenntniß zu erweitern, oder seine Phantasie mit irgend einer Personage für ein zukünftiges Fastnachtsspiel zu bereichern.

Heidelberg, 11. Januar 1815.

Am letzten Tage des guten alten Jahrs erhielt ich Deinen Brief, mein geliebter alter Truchseß, und heute erst komme ich dazu, ihn zu beantworten. So ist denn wieder ein Jahr zu Grabe gegangen, und ein neues, das zu manchen Erwartungen und Hoffnungen berechtigt, aus dem Schooße der ewigen Zeit geboren! Am Neujahrsabend bin ich ganz still und ruhig bei meinen Eltern geblieben, habe meiner Mutter die 3 letzten Akte von Shakspeare's Sturm vorgelesen, und dann mit Vater und Mutter bis 10 Uhr geplaudert. Nachher ging jeder auf sein Kämmerlein. Da versammelte ich noch einmal alle meine Freunde um mich, und nahm Abschied von ihnen in dem alten Jahr, das nie wiederkehren wird. Noch lange dachte ich Deiner, Du mir unendlich theurer Truchseß, der nun schon länger als 4 Jahre (o 4 schöne Jahre!) meinen Lebenspfad erhellt. Trotz dem Schießen und Jauchzen auf den Gassen, schlief ich noch im alten Jahre ein, und als ich erwachte,

stand ich vor dem öden, leeren, großen Raume des neuen, der mich schon im Traume mit einer Art von Grauen geängstigt hatte. Jetzt ist das Grauen der Öde, der Unbegrenztheit verschwunden, und ich fange schon an, mich mit dem neuen Freunde gemüthlich zu benehmen.

Jetzt habe ich das von meinem Bruder übersetzte Stück Antonius und Cleopatra in Händen, mit dem ich meiner Mutter schon einmal einen herrlichen Genuß gewährt habe. Wie reizend weiß Shakspeare die Cleopatra bei aller Buhlerei darzustellen! Es ist, als wenn alle Liebesgötter Füllhörner der Anmuth auf sie ausgegossen hätten; und wie herrlich tritt Antonius auf, der bei seinen keineswegs bemäntelten Schwächen und Leidenschaften ein vom Olympus herabgestiegener Unsterblicher erscheint. Kein Mensch kann nach Vernunft und Urtheil dies Zusammenleben billigen, und doch freuen wir uns, so oft einer von beiden auftritt, und sympathisiren mit ihrer Liebe, als wenn es eine vom Priester geheiligte wäre, und gönnen es dem Paare, daß es, nachdem es groß von des Lebens Schaubühne abgetreten ist, nun ewig in Elysion vereint leben soll. Wahrlich, Shakspeare hat diesmal seinen Pinsel in Farben des Himmels getaucht! — Ich frage Dich, hat wol je ein Maler

die Schönheit so schön gemalt, als Shakspeare, der vielleicht im ganzen Stücke das Wort schön nicht einmal ausspricht? Scheint Cleopatra, wie sie dem Antonius auf dem Cydnus entgegenfährt, nicht wahrhaft jene Venus, die, von Nymphen umringt, so eben den Wogen des Oceanus enttaucht? Und Antonius, dem sogar der Diktator Cäsar zur Folie dienen muß, wie anziehend ist er durch Großmuth, und jede denkbare Art männlichen Liebreizes! Die Scene, wo er durch den Verlust der Seeschlacht gedemüthigt, seine Bedienten bittet, ihm noch einmal zu Nacht aufzuwarten, und wo er sie zu Thränen rührt, indem er sie zu trösten wähnt, die finde ich wahrhaft göttlich. Und jeder glaubt, das könne er auch gedichtet haben, so einfach ist dieser Dichter in seiner Größe! —

Wenige Stücke haben mich so ergriffen und so tief erschüttert, als Shakspeare's Timon von Athen. Wenn ich bedenke, was Timon war, was er ward, und wodurch er es ward, so erhalte ich das Bild von einer höchst liebenswürdigen Natur, die, von falschen Freunden hintergangen, und nun zur Einsicht gelangt, mit einmal alle Huld, Güte, liebreiche Freundlichkeit in das schwärzeste Gegentheil verwandelt. Man sieht gleichsam ein schönes Eden voll reizender

Wälder, Thäler und Auen durch ein Erdbeben plötzlich in eine libysche Wüstenei umgeschaffen, wo kein Quellchen den dürren Sand erquickt, wo nur Eulen und wildes Geschmeiß ihr scheußliches Leben kümmerlich fristen. Man sieht des Mannes Herz brechen, man fühlt es gebrochen, man sieht die Unmöglichkeit der Wiederherstellung. Und welch ein tüchtiger Hund von Cyniker steht ihm zur Seite, ein Apemanthus, der das von Natur ist, was Timon durch ein gräßliches und unvermeidliches Schicksal. Auf den ersten Anblick hält man beide für identische Personen; aber Timon verleugnet auch als Misanthrop seine edle Natur nicht, wie schwarz umdüstert sie auch erscheint. In seinem Hasse gegen Athen, in seinen fürchterlichen, sich selbst immer überbietenden Flüchen fühlen wir nichts als Wahrheit, als eine eiserne Nothwendigkeit; und wie rührend, als Timon sich endlich sein Grab gräbt, und nun einschlummert, um nie wieder aufzuwachen an den Ufern des ewig zürnenden und des ewig weinenden Meeres! Als ich dieses Stück neulich zum erstenmal las, hat es mich unaufhörlich wie ein Gespenst, aber ein liebes, verfolgt. Besonders schwebte mir die Scene vor, wo Timon noch einmal seine falschen Freunde zu Tafel ladet, und den lüsternen Gästen endlich aus den

aufgedeckten Schüsseln nichts als Wasser und Dampf entgegenschüttet. Bis dahin behauptet sich Timon noch so eben in seiner ursprünglichen Gestalt; nun bricht die Flut des Misanthropismus rauschend und wogend hervor, und ergießt sich in endlosen Verwünschungen. — O, um des Himmels willen, wer hat Shakspeare zu diesen Bildern als Modell gesessen? Auch dies wohnte in ihm; denn „der Natur fehlt Stoff, um mit der Phantasie in wunderbaren Gestalten zu wetteifern.“ Ja Shakspeare war mehr als ein Mensch, auch er wußte aus nichts zu schaffen; auch er wußte, was sonst nur der Schöpfer versteht, wenn er uns die Erde als den Schauplatz der Gräuel zeigt, sie gleichwohl als die schöne Erde darzustellen.

Endlich habe ich auch Werners 24. Februar gelesen. Die Idee des Schicksals ist darin bei weitem antiker und richtiger gehalten, als in Schillers Braut von Messina, aber das Stück hat nur zur Hälfte meinen Beifall. W. hätte das Schreckliche weniger häufen sollen. Auf mich, der doch sonst zu bewegen ist, hat das Ganze ungefähr den Eindruck gemacht, wie Shakspeare's Titus Andronikus; die Gräuel haften nicht, weil sie unglaublich sind.

Heidelberg. Pfingsten 1815.

Daß ich Fouqué habe kennen lernen und zwar in seiner eigenen Burg, wird Dich in Erstaunen setzen. Ein sonderbares Geschäft hat mich vor kurzem über Hals und Kopf nach Berlin getrieben, und zwar so unvorbereitet, daß ich wenige Stunden vor meiner Abreise, ohne die Reise zu ahnden, noch ruhig zu Bette ging. Daß ich einen Umweg machte, den hochherzigen deutschen Ritter und Sänger Fouqué kennen zu lernen, wirst Du natürlich finden. Wie klopfte mein Herz vor Freude, als ich durch das große Thor in seinen Burghof hineinfuhr, aber wie fand ich mich schmählich in meinen Erwartungen betrogen! Zwei Bediente traten mir höchst unfreundlich entgegen, und behaupteten, vor ihren Herrn dürfe keiner gelassen werden, der nicht beweisen könne, daß er auf irgend eine Art von Karl dem Großen abstamme. Truchseß, ich hätte abziehn müssen, wenn nicht ein steinaltes Mütterchen gekommen wäre, meinem Zorn über solche Unfreundlichkeit und zugleich meiner heißen Sehnsucht ein Ende zu machen. Kurz, ich wurde vorgelassen. Aber wie empfing mich Fouqué, er, den ich schon so oft im Traume mild und freundlich habe vor mir stehen sehen, er, den seine Briefe als ein Ideal von Liebenswürdigkeit darstellen? „Hund,

schrie er mich an, was wagst du dich in diesen heiligen Tempel, den zu betreten nur ächten Musenpriestern, aber nicht dir vergönnt ist!" Ich wollte so eben etwas herstammeln von Bildung in der Schule der Griechen, von Shakspeare und ähnlichen; aber das Wort erstarb mir im Munde. Als ich nun so dastehe und über diese höchst seltsame Begebenheit nachdenke, erwache ich auf einmal aus einem tiefen Schlafe; Berlin, Reise und Fouqué, alles ist verschwunden, und ich liege ruhig in meinem Bette, während der erste Sonnenstrahl in mein Fenster blickt und mich ans Aufstehen erinnert. —

Heidelberg, Juni 1815.

Von unserm vollgepfropften Heidelberg willst Du wissen? Drei volle Wochen sind es, daß wir die beiden Kaiser gehabt haben; gestern Abend endlich ist der gute Franz, und heute Morgen Alexander unter feierlichem Glockengeläute und Abfeuerung aller Heidelberger Kanonen nach Mannheim abgereist. Das war ein Gewühl, ein Getreibe, ein Gestoße in den Häusern und auf den Gassen. Studenten haben ihr Zimmer mit Soldaten theilen müssen, privatisirende Frauenzimmer mit Marketenderinnen; und unter diesen Umständen ist denn unser Haus — wie

billig — auch nicht unbesetzt geblieben. Wir sind indeß leichtes Sinnes durch alles Ungemach durchgeschlüpft. Am Abend des Einzuges der Hohen war ganz Heidelberg festlich illuminirt, und jeder suchte es dem andern durch Pracht der Erleuchtung zuvor zu thun, alles aus Freude über unsern Franz, den wir noch nie bei uns hatten. Tags darauf hielten die Studenten einen Fackelzug, und sangen vor Franzens Fenster das schöne Burschenlied: Landesvater, Schutz und Rather. Ganz Heidelberg war auf dem geräumigen Platze vor seinem Fenster versammelt, und schrie und jubelte beim dreifachen Lebehoch; auch mein Vater hat nach Burschenweise den Hut geschwenkt und laut eingestimmt. Kaiser Franz hat die Deputirten der Studenten mit gerührter Freude empfangen, und ihnen im eigentlichen Sinne herzlich zugesprochen. Wir Professoren erhielten schon am ersten Morgen die Erlaubniß in corpore zu erscheinen, und wurden sogleich angenommen. Der Prorector, etwas schwach von Stimme und vielleicht auch blöde, hatte dem Tonnen-dicken Hofrath A. die Anrede übertragen. Nachdem dieser im Chrienton und mit gehöriger Handbewegung das Seinige vorgebracht hatte von der Hyder der Tyrannei, die in den tiefsten Abgrund der Hölle hinab-

geworfen, sich dort losgerissen habe, und mit neuen Häuptern versehn, jetzt Feuer und Gift auf uns losspeie; nachdem er den Kaiser gehörig ermahnt hatte, ja unsern Erwartungen, er werde die Hyder wiederum besiegen, zu entsprechen; nachdem er ihm zum Lohne dafür Gottes Segen in reichlichem Maße verheißen hatte, und wie nun eine Zeit eintreten würde, wo die Musen an den Triumphwagen gefesselt sein sollten: da trat so ganz demüthig und fromm und einfach der Kaiser, der sich während der poetischen Anrede vor Verlegenheit nicht zu lassen wußte, alle Augenblicke hustete, und, als ob er Mitleid suchte, bald den bald den von uns ansah, ein paar Schritte vorwärts, und sprach in seinem allerliebsten Dialekte ein paar treuherzige Worte, die auf mich wirkten, als wenn er gesagt hätte: „Ich freue mich, daß Sie die Jungens auf der Akademie so gut erziehn." Und in dem Tone, ohne Floskeln, unbeschreiblich treuherzig redete er fort, und äußerte unter andern, ganz seinem Gefühle angemessen: „die Religion müsse die Basis von Allem sein." Der Kaiser ist sehr mager und nichts weniger als schön; aber auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und in seinem freundlichen Auge liegt etwas ungemein reizendes und unwiderstehlich anziehendes. Hätte ich meinem

inneren Triebe folgen dürfen, so wäre ich vor ihm niedergekniet, und hätte ihm die Hand geküßt. — Kaiser Alexander nahm uns auch recht freundlich und huldvoll auf. Derselbige Redner hielt auch hier die Anrede, und zwar französisch, und diesmal mit weniger Bombast, vielleicht weil ihm die fremde Sprache den Geniusflug hemmte. Darauf ließ sich der Kaiser von ihm im ganzen Kreise herumführen, und jeder von uns wurde ihm bei Namen genannt. Als ich die Kaiserrunde bemerkte, suchte ich schnell in meinem Kopfe die paar französischen Brocken zusammen, um doch wenigstens eine Antwort geben zu können, falls ich gefragt werden sollte; aber dazu kam es nicht; unser Redner fuhr fort für uns alle zu sprechen. Kaiser Alexander hat mich trotz seiner weitgepriesenen Schönheit nicht, bei weitem nicht so angezogen, als sein demüthig-frommer Bruder. — Jetzt herrscht bei uns die höchste Ruhe, eine wohlthätige Empfindung nach solchem Saus und Braus.

Heidelberg, Januar 1816.

Ich habe immer gemeint, und meine noch: die Religion stehe höher, als alle Religionen; und kein Mensch könne sagen: von den positiven Religionen sei die und die die bessere. Ja, im gewissen Sinne

behaupte ich, alle Religionen sind von gleicher Güte, in sofern die Verschiedenheit der menschlichen Naturen so groß ist, daß alle Menschen sich unmöglich in Eine Religion hineinschmiegen können, sondern vielmehr des einen Überzeugung diese, des andern jene als die passendste und für sein Gemüth eigenthümlichste ergreift. Daß ich hiemit solchen Religionen nicht das Wort reden will, die Menschenopfer zur Versöhnung einer grimmigen Gottheit und dergleichen mehr gebieten, versteht sich; denn die Vernunft geht mir über alles, und in ihr müssen sich Gefühl, Phantasie und alle übrigen Regungen des Götterfunkens vereinigen. Kann ich's bei dieser Ansicht nun billigen, wenn in Fouqué's ernsthaften Romanen immer und ewig eine alleinseligmachende Religion (gleichviel ob katholisch oder protestantisch, auf das allein selig machen wollen kommt's an) mit einer wahren Leidenschaft empfohlen wird? Ich glaube, Fouqué ließe auch die armen Otaheitier und Pellewaner taufen, wenn seine romantische Muse ihn einmal dahin führte; und daß diese ehemals in ihrer Beschränktheit so glücklichen, jetzt durch die Dazwischenkunft der Europäer gar sehr in ihrem innern Frieden gestörten Südseebewohner eben durch die Christusreligion, die dort keinen mütterlichen Boden findet, unglücklich

geworden sind: das wird ihm nie einleuchten. — Auch kann ich nicht billigen, daß F. von der jüdisch-christlichen Mythologie nicht sowohl einen poetischen, sondern einen religiösen Gebrauch macht. Glaubt er denn wirklich, daß Gott irgendwo durch Engel unmittelbar für das Wohl gewisser Erkorenen sorge? Glaubt er an die Macht der Schutzheiligen, an die wunderthätige Kraft des Kreuzes? — Ich fragte neulich einen, worin denn die Moralität eines Christen der eines Socrates voranstehe, und erhielt zur Antwort: die griechische Religion geböte Feindeshaß, die christliche Feindesliebe. Nun ja, das sieht aus, wie ein schneidender Gegensatz, aber wer die Griechen kennt, wird hier nichts als Einklang finden. Feindesliebe im gemeinen Sinn ist was erbärmliches, nur Feindesliebe, wie sie die Gottheit übt, ist schön und erhaben. Aber ein recht gründlicher Feindeshaß, wie er in der Brust eines Aristides, Sophokles, Sokrates lebte, ist auch groß und erhaben. Nie dachte der Grieche dabei an die Person, stets nur an die Sache; die Schlechtigkeit ward im Feinde gehaßt, und mit diesem göttlichen, ja wahrhaft christlichen Hasse verband sich die feurigste Liebe für das Große, Schöne und Edle, das allein den Freund machte.

Heidelberg, Mai 1816.

Mit dem, was Du über Religion schreibst, bin ich einverstanden. Die christliche Religion würde mir die liebste und heiligste sein, und wäre ich als Jude oder Muhamedaner erzogen; aber über allem, was positive Religion heißt, steht mir etwas höheres, nämlich die Religion selbst. Das sagt Schiller so schön in einem leider oft mißverstandenen Epigramme:

Welcherlei Religion ich bekenne? keine von allen,
Die du mir nennst; und warum keine? aus Religion.

In diesem Sinne dichtete Lessing seine erhabene Erzählung vom Ringe. Die Religion im Herzen macht erst die christliche Religion zur christlichen; wem sie fehlt, der ist kein Christ, und wäre er noch so pünktlich in Erfüllung der vorgeschriebenen christlichen Pflichten und Ceremonien. Außerdem stünde ja jeder christlich Getaufte, er möchte sein wie er wollte, über einem Sokrates, der mir ein Heiliger neben Christus dünkt. —

Heidelberg, November 1816.

Dein Brief kam grade an, wie die Sonnenfinsterniß am stärksten war. Es hat mich diese Finsterniß auf eine eigene Weise gerührt. Erst der Gedanke: jetzt ist fast ganz Deutschland mit Einer und dersel-

den Betrachtung beschäftigt, jetzt ist es Eines Sinnes und Eines Erwägens. Denn das Gefühl, jetzt stehst du ein Schauspiel, das du entweder nie, oder als ein Greis, fast achtzig Jahr alt, wiedersiehst: denn erst 1860 werden wir eine bemerkbare Sonnenfinsterniß wiederbekommen, und wie mancher der jetzt Lebenden ist dann in Finsterniß gehüllt! Ich frage wenig nach dem sinnlichen Genuß einer Sonnenfinsterniß; jede Abenddämmerung gewährt mir ein schöneres Schauspiel, und der Anblick einer halb sichtbaren oder ganz unsichtbaren Sonne hat ohnehin keine Bedeutung für die Nichtastronomen; aber, Truchseß, ein Schauspiel ist es doch; und die Überzeugung, es nicht wiedersehn zu können, die hat was erschütterndes. — Als Schiller noch lebte, war es mir eines Abends, da wir gewaltige Reiseplane machten, deren Ziel Cuxhaven sein sollte, außerordentlich rührend, als er sagte: „Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es schwer halten, aber könnte man mir die Hoffnung mit eiserner Strenge rauben, es würde mich unglücklich machen." Und kaum ein halbes Jahr darauf trug ich seine Leiche zur letzten Ruhestatt; und Schiller hat nicht gesehn, wonach er ewig dürstete, das Meer, dies große Natursinnbild der Unendlichkeit.

Heidelberg, 1. November 1817.

Von meinem theuren Jean Paul habe ich lange nichts vernommen. Er schreibt ungern, wie leidenschaftlich erpicht er auch auf empfangene Briefe ist. Ich lese jetzt seinen schönen Titan, den schönen, sage ich, wenn auch nicht ganz nach der Form, doch dem Geiste nach. Seine Charaktere sind scharf gezeichnet, nur manchmal durch unzeitige Bildersprache überrostet oder getrübt. Ich wollte, er hätte weniger gegeben, es wäre mehr. Aber davon abgesehn, so findet man nur sehr selten bei ihm Bilder, worin Theile oder Theilchen nicht zum Ganzen stimmen, was nie bei dem noch größeren Meister in der Bildersprache geschieht, bei Lessing, der allerdings bei weitem nicht den Reichthum von Richters Phantasie besitzt. Ich wollte, unsre Jünger, die sich das Bildern so angewöhnen, weil es leicht und bequem die Stelle des scharfen und sicheren Denkens vertritt, lernten Richters eigentliche Tugend (die sie gewöhnlich vor Glanz und Herrlichkeit übersehn), und gingen dann bei Lessing in die Schule. Da schreibt mir neulich ein übrigens gescheuter Mann, und zugleich fleißiger und gelehrter Forscher: „Über den wohlbekannten Horizont der griechischen Welt hinaus dünkte ich mir noch eine Linie wahrzunehmen, und

ich klimme auf, um ihre Felder zu unterscheiden, und harre der Lichtstunde, wo sich deutlicher ein noch nicht gekannter Zeitraum wird umschiffen und abmarken lassen.“ Hier sind drei verworrene Bilder zu einem Wechselbalgsconterfei zusammengekleckt. —

Wenn Du doch erst den herrlichen Jean Paul so recht kenntest! Sein Gespräch ist vollkommen wie seine Schriften, und schon das verbürgt mir seine große Wahrheitsliebe. Noch ist mir immer, er stände neben mir der Mann, den ich zu lieben gezwungen bin mit eben der Wärme, wie ich meinen Truchseß liebe. Er hat auch an mir ein großes Behagen gefunden. Das macht mich glücklich; aber täglich sage ich mir, es ist ein unverdientes Geschenk, das ich lange noch nicht abverdienen werde.

Heidelberg, Juni 1818.

Von Richters Werken gefielen mir von jeher der Siebenkäs und Titan am besten, weil sie mir die reinsten schienen. Ein unendlicher Schatz von Charakteristik ist in seinen Werken, und besonders gelingt ihm die Darstellung der niederen Stände und des Idyllischen. Sollte nicht, was die höheren Stände betrifft, im Titan manches verzeichnet sein? Die

Idee, daß alles Titanische, vom Naturwege Abirrende in der Welt untergehn müsse, ist vortrefflich. Roquairol stürmt seinem Untergang entgegen, Linda de Romeiro zieht ihn herbei, indem sie die Weiblichkeit verläßt, und zu einer Art von Dragonerin wird. Bewundernswürdig ist mir die liebliche Liane. Sie ist ein anmuthiges, jeder Liebe und Verehrung würdiges Wesen durch zartes Gefühl, Güte des Herzens, Schönheit des Verstandes. Aber untergehn muß auch sie. Sie ergiebt sich der Sentimentalität; sie gehört am Ende mehr den Sternen an und dem superlunarischen Wolkenhimmel, als der Erde; mit einem Wort, auch sie schweift ins Titanische hin. — So liebe Wesen, wie Liane, sollten mehr sein als Geschöpfe der Einbildungskraft; den geistigen Kindern des Dichters, wie den leiblichen, sollte Gott Unsterblichkeit schenken, damit auch sie selbst ihres Daseins sich freuten. Es that mir ordentlich weh, als Jean Paul mir sagte, Liane sei nichts als ein Produkt der Phantasie. Ich erinnerte ihn an den sinnreichen Wahnglauben afrikanischer Wilden, die Bildsäulen von Menschen und Thieren würden am jüngsten Tage den Künstler angrinzen und anschnarchen, weil er sie so nahe ans Leben gebracht, und doch ihnen keine Seele ertheilen können. Wahrlich, Liane

und der allerliebste kleine Pollux könnten über Jean Paul Beschwerde führen. Ich glaube aber fest, eine Liane war schon irgendwo da oder wird noch kommen. —

Tolles Zeug findet sich übrigens in Jean Pauls Schriften, und manches beinah ungenießbare. Aber wie wunderbar tolerant sind wir, sobald wir den Verfasser lieben. Wir lesen dann gern alles von ihm, und selbst das nicht zu lobende wird bedeutungsvoll.

Über Recensionen und Recensiren sage ich mit Lessing: „Mild und schonend bei emporkeimendem Verdienst, streng und schonungslos gegen frivole Anmaßung.“ Daß der Spott manchmal herrlich wirkt, sieht man glänzend aus Jean Pauls Ästhetik; nur muß er nicht gesucht sein. Wenn doch ein neuer Shakspeare aufträte, und z. B. das Einmischen französischer Wörter, wie der alten, wegspottete! Nathan Drake zeigt, wie unendlich Shakspeare dadurch auf die Reinheit seiner Muttersprache wirkte. — Jean Paul hat in seinem neuen Siebenkäs alle ausländischen Wörter mit echten einheimischen vertauscht, und was von fremden stehn geblieben, mit lateinischen Lettern drucken lassen. Schon unsre Vorfahren machten's so, wie z. B. Menanthes, was zu loben ist.

Heidelberg, September 1819.

Du berührst das Eigenthumsrecht des Schriftstellers. Ich will Dir mittheilen, was ich hierüber vor mehrern Monaten aufsetzte, auf Bitte eines Freundes, der über diesen Gegenstand in der Badischen Ständeversammlung einen Vortrag halten wollte; wiewohl ich nachher erfahren habe, daß ein paar kleine Unrichtigkeiten darin sind, so wie denn der Gegenstand überhaupt nicht zur Sprache gekommen ist.

„Ein schriftstellerisches Werk, nämlich Geist in Schrift dargestellt, ist nach aller gesunden Vernunft Eigenthum des Verfassers, wie anderes, das man mit Kopf oder Hand erwarb. Nur die Art der Nutzung ist bei anderem anders. Der Schriftsteller benutzt das seinige hauptsächlich durch vermehrte Abdrücke, die er zum Lesen (nicht zu neuer Vervielfältigung) verkauft oder durch einen Bevollmächtigten verkaufen läßt. Wer gegen des Verfassers oder des in seine Rechte tretenden Verlegers Willen den gekauften Abdruck vervielfältigt oder verkauft, der raubt die Früchte des geistigen Eigenthums. Solchen Raub zu übersehn, oder gar zu erlauben, hieße einen Theil der edelsten Mitbürger vom Schutze des Staats aus-

schließen, sie als Vogelfreie jedem, der zulangen will, preisgeben.

„Ein rechtmäßiges Eigenthum bleibt bei der Familie; Kinder und Kindeskinder haben das Recht, jeden nur denkbaren Vortheil daraus zu ziehen. Kein innerer Rechtsgrund ist, warum nicht Nachkommen eines Cicero, Horaz, Shakspeare, auf die Geisteswerke ihres Vorfahren einen ausschließlichen Anspruch machen sollten. Äußere Gründe sind aber da, z. B. das Aussterben von Familien, und Sorge für größere Gemeinnützigkeit, die den Staat bestimmt haben, das Eigenthumsrecht nach des Verfassers Tode nur auf gewisse Jahre der Familie zuzugestehn. Der neulich ausgesprochene Grund, daß Geist nicht auf die Nachkommen vererbe, beruht auf einem Mißverstande. Nicht der Geist, sondern was mit Geisteskräften geleistet ward, dessen Genuß soll vererbt werden.

„Man hat dies Eigenthumsrecht für Deutschland auf 10 Jahre nach des Verfassers Tode beschränken wollen. Die Billigkeit erfodert, daß unsern Schriftstellern die selbigen Rechte zufallen, wie den ausländischen. Wir wollen sehen, wie hoch es die englischen bringen.

„In England ist allgemeine Begeisterung für die

ersten Schriftsteller des Vaterlandes, die sich von den Ministern, Parlamentsrednern, Gelehrten, Kaufleuten, bis auf Krämer, Pachter, Schiffskapitäne, Fabrikanten, Handwerker und Bedienten erstreckt. Kein Landsquire, wie roh er auch sei, und der Jagdlust oder dem Nichtsthun ergeben, er weiß dennoch von den Heroen seiner Literatur ein Wort mitzusprechen. Rührt ihn nicht Wissenschaft und Kunstliebe, doch die Schande rührt ihn, für nicht wissenschaftlich und kunstliebend zu gelten; er wendet einen Theil seines Vermögens auf eine ausgezeichnete Bibliothek, die, in herrlichem Einbande, die Wände wie Tapeten schmückt, und mit der selbigen Sorgsamkeit geschmückt wird, womit man seidene Tapeten schont. Wie muß diese Liebe und Begeisterung für die Edelsten der Nation auf den Verdienst des Schriftstellers Einfluß haben! Als Pope seinen Homer vollendet hatte, waren in kurzem zwei Landgüter sein, da der deutsche Homer dem Verfasser bei einigem Ruhme, zur Belohnung vieljähriger Arbeit nur 18000 Gulden getragen hat, und nun eines Verlegers Eigenthum ist. Man hat Beispiele, daß bloß in London Auflagen von mehreren tausend Exemplaren in wenigen Tagen vergriffen sind. Dazu kommt, daß englische Bücher durch Europa und Amerika nach

Westindien und Ostindien gehn. — Und bei dem Allem bewilligen Englands Gesetze der Familie des verstorbenen Verfassers das ausschließende Eigenthumsrecht auf 30 Jahre nach dessen Tode.

„Wie viele von diesen Vortheilen hat unser armes Deutschland? Wo ist bei uns Nationalstolz auf unsere Heroen, auf einen Klopstock, einen Haller, Lessing und Hagedorn? Nur wenige Schriftsteller machen bei uns eine scheinbare Ausnahme auf einige Zeit, solche, die einem gewissen Zeitgeschmacke auf halbem Wege entgegenkommen. Und wer lieset auch die? Überhaupt lesen bei uns nur wenige Stände, und der Adel am wenigsten. Beispiele, daß Lieblingsbücher in großer Menge gekauft, zerlesen und wiedergekauft und wiedergelesen werden, Beispiele, wie in England Shakspeare und andere Klassiker, in Spanien Cervantes, selbst in Dänemark Holberg, solche können wir nicht aufweisen. Es möchte denn etwa das ehemalige Noth- und Hülfsbüchlein von Becker eine Ausnahme machen, das vor mehr als 20 Jahren in unzähligen Exemplaren herumging, und nun verschollen ist.

„So nun, was den Absatz betrifft, wenigstens dreimal so schlecht gestellt als die englischen Schriftsteller, scheint es, das Eigenthumsrecht müsse bei

uns auf die dreifache Zeit, also auf 90 Jahre aus- gedehnt werden. Davor möchte das Zeitalter zurück- staunen, das den Werth solcher Anstrengungen, wo- durch Völker veredelt werden, zu schätzen noch un- gewohnt ist. Wir begnügen uns also mit dem Vor- schlage, daß dem deutschen Schriftsteller das Recht, sein Eigenthum zu benutzen, fürs erste auf 30 Jahre nach dem Tode gesichert bleibe."

Meines Vaters Schrift über Stolberg ist ganz historisch; es sind viele Briefe von und an Gleim darin abgedruckt. Stolbergen wird sie oft wehe thun, oft rühren. Mir war sie anfangs sehr schmerzlich, weil ich Stolberg bloß von der guten Seite kannte. Über den Schmerz bin ich hinweg; was hilft es, sich betrügen, und die Wolke für Juno nehmen? Die Wahrheit ist mir lieber, und seit ich Stolbergs Re- ligionsgeschichte kenne, halte ich ihn für einen sehr gefährlichen Mann, weil er der Vernunft und dem geläuterten Protestantismus den Tod geschworen. Wäre St. für sich katholisch geworden, wen ginge das etwas an? Aber sein unseliges Buch voll Lügen und Verdrehungen der Geschichte (zur Ehre Gottes!) geht in vielen tausend Exemplaren herum. Und Stolberg ist persönlich noch jetzt Proselytenmacher. Hier ziemte, daß unsere Theologen redeten; aber

ein Theil von ihnen frömmelt, ein anderer Theil läßt 5 grade sein. So muß denn von den Laien reden, wen Gott mit Kraft gerüstet. Die ganze Schrift ist ein Kommentar zu der Xenie:

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
Graf und Poet und Christ, Plato's Gespräche verdeutscht.

Graf und Poet und Christ sein, ist an sich nichts schlimmes, das letzte von den dreien ist sogar das edelste, wozu der Mensch sich erheben kann. Nicht dieses, sondern Stolbergs Aristokratismus, sein gespreizter Stil und sein Katholicismus sind in der Xenie gerügt. — Truchseß, ich glaube nicht an Erbsünde des Menschen, sondern an Erbtugend, so wie Salomo sagt, Gott habe den Menschen gut erschaffen, der Mensch aber mache sich verkehrt. Erbtugend hat Stolberg im hohen, ja im höchsten Grade. Aber o wie hat diesen herrlichen Mann sein Ultra-Aristokratismus, sein Hyper-Christianismus heruntergebracht!

„Das Wort hat die Welt erschaffen, das Wort wird sie erhalten." Diese Worte, die mein Vater über Tisch zu Rochlitz sprach, ihm herzlich die Hand drückend, klingen mir seitdem unanfhörlich in der Seele nach. Ich wende sie auf die Stolbergs-Schrift

an. Dies Wort wird nicht vergebens durch die Welt wandern.

Welch ein Mann war doch unser Luther! „Ich habe kein besser Werk (sagt er) denn den Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein ganz Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen." Das ist der wahre, edle, heilige Zorn, von dem Luther (er der milde zugleich und freundliche) ein Muster ist, und mit der höchsten Gerechtigkeit trifft dieser Zorn die Proselytenmacher, die Finsterlinge unsrer Zeit, die geistlose Ceremonien und Wunderwesen, wie abgeschmackt es auch sein mag, predigen und erneun wollen.

Heidelberg, Oktober 1819.

Meine letzte Abendlektüre war: Hoffmanns Serapionsbrüder. Die Anlage ist wie Tiecks Phantasus, die Ausführung stellenweis meisterhaft. Aber was soll man zu den eingeflochtenen Mährchen sagen? Dergleichen Darstellungen scheinen mir den Kindern nicht die Augen für die Schönheiten der Natur zu öffnen, sondern vielmehr den Blick zu trüben, und die Vernunft zu verwirren. Warum ein

so schneidender Gegensatz zwischen erlerntem Wissen und der Naturunschuld des Herzens und des Geistes, wie in dem Mährchen vom fremden Kinde? Aber was die Darstellung betrifft, hier muß ich Hoffmann bewundern. Es ist nicht möglich die Identification zwischen Brummfliege und Magisterlein höher zu treiben, als in der Scene, wo der Magister Tinte verjagt wird: das Hineinplumpen in den Milchnapf, das Brummen und Summen, das sich Hinlegen auf die Butterbrödte, und die Kleider glatt streichen mit den dünnen Beinchen, lauter barock-meisterhafte Schilderungen. — Die Erzählung vom Serapion, und die Idee, daß ein Dichter nur wahrhaft gefühltes darstellen müsse, ist wunderherrlich. Die Erzählung vom Automaten hat mir Angst eingejagt, denn alles was über dergleichen seelenlose und Seelen heuchelnde Wesen gesagt wird, ist mir wie aus dem Innersten genommen. Schon oft haben mich Automate in nächtlichen Träumen geschreckt, und der Hoffmannsche Türk wird mir noch manchen Besuch abstatten, zumal da die Auflösung fehlt. Sage, kann das Fragmentarische dieser Erzählung durch das Beispiel Göthe's und Schillers Geisterseher entschuldigt werden? Daß der Dichter nicht alles ausschwatze, manches der schaffenden Phantasie des Le-

sers vertraue, ist in der Ordnung; aber abbrechen, wo die Neugierde, ja die Wißbegier am höchsten gespannt ist, und das in einer so schauerlichen Erzählung, nenne ich unverzeihlich. Ich fühle noch immer eine Unruhe, wie bei einer unaufgelösten Dissonanz, und wollte, daß Hoffmann oder ein anderer den Faden zu Ende spönne. — Unter den Novellen gebührt gewiß Meister Martin der Vorrang. Hier ist Wahrheit. Vielleicht hat nie einer (außer Göthe im Götz) die Sitten des Mittelalters so anschaulich und ansprechend dargestellt. Den Zaches möchte ich Dir einmal vorlesen, und mit mündlichen Anmerkungen begleiten. Es soll viel Satire darin sein, nämlich Personalsatire, aber gutmüthige. Auch der Grammatiker Buttmann soll darin stecken. In manchen seiner Produkte aber ist nicht Geist, sondern Aftergeist, wie besonders in den Elixiren des Teufels, wo man vor lauter Gräueln und Fratzen nicht zu sich selber kommt. Shakspeare's Erhabenheit und Tiefe, Göthe's Klarheit und Ruhe, Cervantes lieblich kunstreicher Humor (um bloß diese Meister zu nennen) haben mich für den Genuß solcher Narrentheidungen verdorben.

Heidelberg, December 1819.

Wenn ich des edlen Huß gedenke und seines Geistesbruders Wicklef, die noch größer sind, als sie erscheinen, weil sie in so nachtdunkler Zeit wurden, was sie waren, und dann einer Gallizin, einer Schülerin und Freundin des hellen Hemsterhuys, die Huß Verbrennung als eine religiöse Handlung verehrt; dann, liebster Truchseß, möchte ich zu Einer Zeit weinen und vor Zorn toben. Was für Unseligkeiten sind aus dem Pabstthum hervorgegangen, und keine Spur von Pabstthum ist in der Bibel aufzufinden. Es giebt, wie Huß so hell sah, nur Eine Kirche im Christenthum: die unsichtbare. Alle anderen hätten gestürzt werden müssen als nichtiges Außenwerk aus Juden- und Heidenthum. Gar kein Kirchenthum sollte man dulden; sondern wie es ursprünglich war, in bloßen Gemeinden sollte man sich sammeln; und je kleiner und je enger diese, desto besser. Damit würde allem Priesterkram und Ceremonienwesen ausgewichen; das Sektenwesen zerflöge in Splitter, und das reine Anbeten im Geist und in der Wahrheit träte nur so weit ins Äußere, als es dem Christen erbaulich und fördernd ist. Aber man fing leider bald an, auf große Haufen hinzuarbeiten; und da kam es zu Sekten und Rotten, und

allgemach zum Hohenpriester- und Tempeldienst; und die Welt ward voll Gezänkes und voller Befeindungen. Da kamen Controverspredigten, Inquisitionen und Religionskriege; da wurden Husse und Hieronyme auf den Scheiterhaufen gebracht. Ach, die sieben Gemeinden unter Johannes, waren sie schon der Ruthe werth, so waren sie doch wieder zurechtzubringen. Aber was fängt man an mit dem Koloß: Römischkatholische Kirche? was mit dem Koloß: Protestantisch-evangelische Kirche? was mit all den kolossalen und minder kolossalen Gegensätzen, die in Christus ungeschieden und eins waren, als er zum letztenmale die Jünger zu einer Gedächtnißfeier um sich versammelte. — Doch still, liebster Truchseß, dahin wollt' ich nicht. Die Vorsehung hat es anders gewollt; das genüge uns schwachsichtigen. Die Vorsehung hat die Hildebrandische Geisteszwingherrschaft geduldet, hat die Verbrennung eines Huß geduldet, und noch viel ärgere Gräuel; sie hat aber auch einen Luther geweckt, und uns durch ihn und andere den freien Gebrauch der göttlichen Vernunft wiedergegeben. Laßt uns diesem Winke folgen, und, jeder an seinem Platz, in diesem Geiste fortwirken, bis die Nacht einbricht, und uns das Wirken hienieden unmöglich macht.

Kotzebue's Leben erweckt schmerzliche Empfindungen. Den Verfasser kenn' ich nicht. K. wird im Grunde sein eigener Biograph, durch die geschickte Anordnung des Verfassers. Die begründete Meinung, in welcher wir bei rechtlichen Menschen stehn, ist doch, nächst dem eigenen Bewußtsein, das Element des sittlichen Lebens. Nach jener strebte Kotzebue, da ihm aber das Bewußtsein fehlte, entfloh sie ihm immer wie ein Irwisch, und lockte ihn in die faulsten Sümpfe. Schauderhaft ist die Luggeschichte von Barth mit der eisernen Stirn. Ging wol je die moralische Frechheit weiter? — und nachher die widerliche Demuth, als er die verlorene Unschuld wieder rein waschen wollte?

Gerstenberg's Ugolino, den ich neulich wiederlas, wollte mir nicht ganz genügen. Bis zum dritten Aufzuge ist er herrlich; bis dahin ist noch Hoffnung auf Befreiung. Nachdem aber mit dem heftigen Zuschlagen der Thurmthüre die letzte Hoffnung verschwunden ist, fängt die Pein der Hungernden und der Lesenden an, unerträglich zu werden. Bei den Worten Ugolino's: „Kommt, ihr lieben Kinder, wir wollen recht heiter sein — —", Truchseß, da ergriff mich ein herzzerreißender Jammer. —

Heidelberg, Juni 1820.

Ist denn Lord Byron schon zu Dir gelangt? Vielleicht hatten die Engländer seit Shakspeare keinen so umfassenden und schaffenden Dichterkopf; aber auch keinen, der so ganz das Widerspiel war von Shakspeare. Die Thräne des Mitleids, der sanften Freude, der wohlthätigen Wehmuth ist ihm fremd; sie verzehrt sich in der Glut der Einen Herzenskammer, und erstarrt vor der Eiskälte der anderen. In den Gedichten Byrons wehet der Geist Lears, wenn er sagt: „Nein ich will nicht weinen; ich will Dinge thun, welche die Erde erschüttern sollen.“ Und das könnte Byron, wenn er, nach dem Spruche eines Weisen, nur einen Punkt hätte, wo er stehn könnte. Gott gebe, daß er diesen Punkt nie finden möge; denn noch nicht darf von der Erde schwinden der Glaube an Gott, an eine heilige Weltordnung, an Gerechtigkeit; darf nicht der steuerlose Fanatismus im alten Chaos wühlen. — Truchseß, ich bin manchmal entzückt von Byron, aber eh' ich mich dessen bewußt werde, weht mich auch schon wieder ein Grausen an, wie aus geöffneten Gräbern, oder aus Fensterhöhlen bemooster Kirchenthürme. Überdenke ich alle die Schandthaten in Byrons Erzählungen, so begreif' ich nicht, wie Väter ihren Töchtern, Män-

ner ihren Bräuten dergleichen in die Hand geben mögen.

In Klopstocks Bardieten ist wenig theatralisches Leben, aber herrliche Sprache, körnig, gediegen, edle Gesinnung, und schöne Phantasie in einzelnen Bildern. Sie haben außerordentlich auf die Ausbildung der Sprache gewirkt.

Heidelberg, März 1821.

Über Hoffmann könnten wir leicht einerlei Meinung sein. Sein Genie kann nur von Genielosen verkannt, von Absprechern geläugnet werden. Einige seiner Erzählungen tragen den Stempel der Lieblichkeit wenigstens stellenweis; die meisten seiner Produkte sind, bei aller Anziehungskraft, zurückstoßend und schaudervoll. Hoffmann entfernt sich ganz von der Natur, und tritt in das Reich der Fratzenhaftigkeit ein. Dies Fratzenhafte ins Leben zu rufen, und mit dem Alltäglichen zu verbinden, daß es mit diesem wie Hand in Hand brüderlich fortwandelt, hier hat Hoffmann ein wunderbar großes Talent, und mir ist manchmal, als hausen im Abgrunde seiner Seele ganze Legionen neckischer Teufel, die seine Phantasie mit all diesen wunderlichen Eingebungen erfüllen. Im Kater Murr befriedigen mich nur Einzelheiten,

wie das Feuerwerk, das unsichtbare Mädchen u. s. w. Neckisch ergriffen und nachher gespenstisch verfolgt hat mich der Mann auf der Pariser Brücke, an welchem rasch hintereinander drei Soldaten vorübergehn und mit den Worten: „es weht ein großer Wind, mein Herr!“ ihm Hut, Mantel und Stock wegraffen. Es liegt in der schnellen jambischen Bewegung dieser Worte etwas geisterartiges, und die Soldaten scheinen mir eher Macbethische Geister zu sein, als von Fleisch und Blut. Aber in keinem Werk von Hoffmann vermisse ich so sehr den geistigen Zusammenhang. Daß dieser am Ende sich finden ließe, glaub ich wohl; aber warum ihn diesmal so arg versteckt? warum so absichtlich den Geist der Zerrüttung in dem ewigen Wechsel von Murrs Katereien und den Makulaturblättern uns vor Augen geführt? — Ganz Widerspiel in dieser Hinsicht sind die Elixire des Teufels, ein großes, in den kleinsten Zügen vollendetes, wenn schon gräßliches Gemälde, dessen Anfang, Mittel und Ende man so wenig anzugeben weiß, wie auf den Boisseréeschen Gemälden. Im sogenannten Beginn sind wir schon mitten ins Ganze versetzt, und hier schon liegt der Schluß vorbereitet, wenn man den letzten Buchstaben des Werkes Schluß nennen darf, da man ihn eben so gut in der Mitte

suchen kann. Das Wunderbare, wenn man den Zauber des Elixirs zugiebt, so wie die Teufelsgeburt des alten Francesco und sein bedingtes Ewig-Judenleben, liegt diesmal nicht im Unmöglichen; der Dichter hat die Traumwelt an die wirkliche geknüpft, und dadurch all die phantastischen Erscheinungen hervorgebracht, die uns wie kalte Schauer durchziehn, und an ängstliche Fieberträume gemahnen, wo Erscheinungen auf Erscheinungen jagen, und oft so in einander stecken, daß der Knäuel nicht zu entwirren, die Dissonanz nicht aufzulösen scheint. Das ganze Bild hat dem Dichter, eh' er zu arbeiten anfing, vor der Seele gestanden, ist ihm vielleicht nur ein schrecklicher Gedanke! — mit Einem Ruck aus dem Nichts vor die Seele getreten, und an der Ausarbeitung haben alle Kräfte seines Geistes im wetteifernden Verein geholfen. Auch ist, bei allen Schilderungen des Unsittlichen, nie der Geist der Moral und Religion gefährdet, stets ist die Nemesis geschäftig, den Lohn des Verdienten mit strenger Wage zuzumessen. Und doch möcht' ich nicht dieses Bild immer vor Augen haben, ja ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo es aus dem Gesichtskreise meines Blickes in eine wohlthuende Ferne getreten sein wird. Wenn auch überall der Teufel unter Gott gestellt ist, so haben wir's

doch immer mit dem Teufel und dessen satanischen Bränden zu thun, die wie blaue Flämmlein zur Gespensterstunde in die Welt hineinlecken. Das Heitere, welches einem reinen Gemüthe aus Gottes schöner Natur entgegenstralt, erscheint hier nur als Folie und Unterlage, um das düstere desto mehr zu heben, und Düsterheit, Grausen, Entsetzen ist die allgemeine Losung. — In den Nachtstücken ziehn mich besonders an Ignaz Denner und das Majorat. Großer Stil, Wahrheit in den Schilderungen, in dem letzten Stücke, bei übertriebener, fast wahnsinniger Liebesgluth, die im Dichter lodern mag, ein so eisiger Winterfrost, ein solches Gestöber am heulenden Meere, daß einem in den wohlgeheizten Burgsälen am Kamin am Punschnapf, wenigstens vor der Mitternachtsstunde, recht behaglich wird. — Vor allen möcht' ich den Sandmann nennen, eine der geistreichsten Erzählungen unserer Zeit, wenn dieser nicht wiederum in Schauer und Entsetzen sich umtriebe. Es ist wol nicht möglich, einen sinnreicheren Gebrauch von der Idee des Sandmanns zu machen, als hier geschehen ist. Der Tubus des Coppelius ist der Sand, der dem armen Nathaniel in die Augen gestreut wird, und ihm statt der Wirklichkeit ein Traumbild giebt, welche er für Wirklichkeit nimmt.

Die Liebesglut, welche aus dem todtstarren Auge der Olympia durch den verteufelten Tubus in Nathanaels Seele dringt, hat für mich etwas Fürchterliches, und in der Olympia finde ich das Maß alles Unheimlichen übervoll gemessen. Mit einer Automatin tanzen, während des Tanzes vor ihrer rhythmischen Fertigkeit eben so zurückschaudern, wie vor der Kälte ihrer Finger, dann von ihr umschlungen werden, und an die kalten Lippen gedrückt — solches kann nur des Sandmanns Wirkung sein, der ein viel schrecklicherer Bruder des Schlafes ist, als der Tod. Die Poesie sollte uns billig mit Gott und der Natur und unserm Innern versöhnen, nicht mit Wesen befreunden, die Gott noch vor der Schöpfung aus seiner schönen Welt verstoßen hat. —

Du hast Deine Ansicht über meines Vaters letztere Werke ausgesprochen, dafür danke ich Dir; noch mehr, daß Du durchaus nicht forderst, ich solle beitreten. Nur wünschte ich, Du hättest dabei gar nicht an ein söhnliches Verhältniß gedacht. Es ist wahrlich Nebensache in Rücksicht meiner, daß der Verfasser mein Vater ist; ich würde die selbige Verehrung für diese beiden Werke haben, wenn sie auch ein ganz Unbekannter geschrieben hätte, so wie viele sich zu meinem Vater gewandt haben, die ihn nie

sahen, selbst unter Katholiken, die nicht Papisten sind. Dies hängt mit meiner Begeisterung für Religion zusammen, die sehr frühe in mir durch fleißiges Bibellesen, und Lessing, späterhin durch meine verehrten Lehrer Nösselt und Griesbach geweckt und gebildet ward. Es ist von keinem Kampfe zwischen Stolberg und Voß die Rede, sondern zwischen Finsterniß und Licht. Ich rechne es mir zum Ruhme an, daß ich von jeher Stolberg den Umtriebler zu scheiden wußte von Stolberg, wie es im Sophronizon heißt, „dem unwiderstehlich anziehenden". Laut und öffentlich hab' ich als Schulknabe gegen Stolberg den Agendenstürmer gesprochen. Er hat das erfahren; er hat gegen mich gedonnert, und ich bin doch sein Liebling geblieben. Als Stolberg mich in Halle besuchte, o wol 8 Tage brauchte ich, eh' ich aus dem ersten Taumel der Seligkeit mich wieder zurecht fand. Als ich nach Weimar kam, war sein erstes, einer Gräfin B. daselbst zu schreiben, sie möge mir alles mögliche zu Liebe thun; was mir, das geschähe ihm. Darauf schrieb ich St., und nicht bloß er antwortete sogleich, sondern auch sie, er mit leiser Andeutung, sie ganz unverholen, ich solle katholisch werden. Mit dem eindringlichsten Ernste verbat ich mir dergleichen Zumuthungen in einem

langen Briefe (NB. Meinem Vater hab' ich dies nie erzählt). Daß er mir gleichwohl gut geblieben, weißt Du. Ich besitze seit 1808 mehr als 40 der väterlichsten Briefe von ihm. Und nun wirst Du wol meine Wahrhaftigkeit in keinem Jota bezweifeln, wenn ich sage, daß ich jenes edle Bild von Stolberg treu in mir bewahre. —

Laß mich nun noch einen Irrthum aufklären. Du schreibst: „Daß diese Schrift Deinem Vater viele Freunde erworben, glaube ich gern bei dem jetzigen Geist" u. s. w. Allerdings sind unter den Freiheitsschwindlern, welche die Zeit geheckt hat, wol auch viele, die meinen Vater für ihren Apostel halten. Das ist eben die Kehrseite der guten Münze. Aber nicht solche meinte ich, solche hass' ich vom Grund der Seele; sondern Männer und Frauen meinte ich, wie Frau von der Recke, Graf Schlaberndorf, Jean Paul, die gesammte theologische Facultät in Halle, eine Menge von Predigern, denen bei dem Treiben eines Claus Harms und ähnlicher Finsterlinge allerdings vor einbrechender Dunkelheit bange war. Und wie viele wird die Schrift noch zum wahren, von Dogmen unentstellten Urchristenthum zurückführen, wenn die Leidenschaften werden verstummt sein, die noch manchen Halbharmsianer verblenden! — Doch

gegen diese Seite der Schrift hast Du nichts, wie ich glaube, sondern gegen die andere Hälfte, die das Junkerthum betrifft. Ich wollte, theurer Truchseß, Du läsest sie einmal recht aufmerksam, Du würdest finden, daß nirgends gegen wahren Adel geredet ist, sondern nur gegen ein Kastenwesen des entarteten Adels, und dies hast Du ja nie in Schutz genommen. Ich wollte ferner, Du kenntest die Schrift von Stolberg, die den ersten Anlaß gab, den großen Kampf zu beginnen. Die ist so recht gemacht, der Junkerei Vorschub zu geben. Was den Geburts-Adel betrifft, ich lieb' ihn nicht, ich hass' ihn nicht, er ist mir indifferent. Nie, wenn ich bei Dir war, oder, was täglich geschieht, wenn ich an Dich denke, fällt mir ein, daß das zufällige der Geburt Dich geadelt hat; ich dachte nicht daran, als ich Dich zuerst sah, und Dich gleich so unaussprechlich liebte. Bloß das Edle in Dir sprach mich so gewaltig an, wie bei Jean Paul und Schiller. Bei Dir kommt eins hinzu, was z. B. Jean Paul nicht aufweisen kann, daß Dir all Deine Angehörigen so ähnlich sind. Das haben allerdings viele Familien vor andern voraus; aber es ist nicht Vorrecht des adlichen Adels; auch im bürgerlichen Adel findet sich diese Erscheinung. Sieh, mein theurer Truchseß, insofern ist mir der

Adel etwas großes, als er zur moralischen Vervollkommnung eines Mitgliedes von Familien, die im Besitze seiner sind, beitragen kann. Was ich demnach zu erleben aus voller Seele wünsche, ist, daß in Besetzung hoher Stellen das Verdienst mehr berücksichtigt werde, als der bloße Geburtsadel, dagegen, daß Adliche unter Umständen auch für ehrende bürgerliche Stellen sich nicht zu hoch achten.

Heidelbreg, November 1821.

Über Philister laß mich zur Ehre Schillers, der das Wort in Umlauf gesetzt, eine Bemerkung machen. Keinen Stand versteht man darunter, sondern den linkischen, den geistlosen in jedem Stande und Geschäft, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt. Wer einen Handwerker Philister schelten wollte, weil ihm Wissen und Gelehrsamkeit abgeht, würde dadurch selber zum Philister. Ein Handwerker kann in seiner Art ein Lessing, ein Shakspeare sein, z. B. ein erfindender Tischler. Ja selbst ein mechanischer Handwerker ist kein Philister, wenn er bloß sein will, was er ist; er gehört zu den achtbarsten Nährern des Staats. Dagegen nimm den Direktor NN. Der Mann hat viele negative Tugenden und kein einziges positives

Laster; sein Latein fließt ihm wie Milch und Honig im Schlaraffenlande; gelesen hat er gewaltig viel, und alles spukt ihm im treuen Gedächtnisse. Er hat sogar den redlichen Willen, den Schülern sich nützlich zu machen. Aber er macht (freilich ohne es schlimm zu meinen) die heilige Religion zur diäthetischen Schule, er ruft seinen Schülern zu: „O lernt Griechisch und Latein! es kann vielleicht ein Heyne aus euch werden, und ein Heyne nimmt 3000 Thaler ein!" Er begeht tausend Albernheiten der Art, ohne einmal zu ahnen, daß er den Schülern zum Gespötte wird. Wer möchte es den Leuten verdenken, wenn sie ihn einen Philister nennen. — Einen prächtigen Philister zeichnet Göthe im Wilhelm Meister mit wenigen Worten, einen Jüngling, der mit dem Buch in der Hand die Natur bewundert, der die Schauspielergesellschaft auf das Rieseln der Quellen, das Säuseln des Windes aufmerksam macht, und dem Philine einen Kukuk zuruft. —

Ich wollte, Du kenntest das Fatum aus der Quelle, und nicht nach den sogenannten Fatumstücken neuerer Zeit. Die Idee, daß die Gottheit unter dem Fatum stehe, ist nicht so furchtbar als sie aussieht. Sie sagt mit andern Worten nur: Gott kann das Unmögliche nicht möglich machen. In

unserer Religion kann vom Fatum nicht die Rede sein, weil wir in der Gottheit das Wollen und das Können gleich stellen. Gott kann was er will, aber er will auch nur was er kann. Denken wir uns aber einen Zeus, der im Wohlgefühl seiner Kraft spräche: dies Gerippe soll wieder blühender Jüngling werden; gleich würde das Fatum ihn beschränken. Das Fatum der griechischen Tragödie (von grobsinnlichen Vorstellungen Einzelner unter den Griechen kann die Rede nicht sein) ist die unendliche Verkettung und Reihefolge von Ursach und Wirkung, die innere Ordnung der großen Weltenuhr. Und Fatum fällt in dieser höchsten Bedeutung mit dem zusammen, was wir mit Recht Vorsehung nennen. Denke Dir das edelste Ereigniß, Du wirst sagen, die Vorsehung habe es herbeigeführt. Forsche aber über die Geburt und Erzeugung dieses Ereignisses, Du wirst finden, eine endlose Kette von Ursachen und Wirkungen habe es hervorgebracht. Denke Dir eine einzige Ursache fort in der Reihe, oder anders gestaltet, so wäre auch die unmittelbare Wirkung eine andere gewesen, und das Ereigniß hätte nicht entstehen können. Solche willkührliche Eingreifungen in die Reihe von Ursachen und Wirkungen, welche die ältesten Griechen ihren Göttern zutrauten, wurden vom Fatum

gewehrt. Du siehst, daß die griechischen Götter nicht die eigentliche Gottheit waren, sondern das Fatum war es. Das altgriechische Fatum hab' ich mir immer am lebhaftesten durch geahnte, aber unreif ausgebildete Idee von Gott und Vorsehung gedacht. — Die Neueren haben dem Fatum unerhörte Dinge zugetraut, namentlich Werner im 24. Febr. Auch Schiller in der Braut von Messina. Hier ist eine Scene, wo die Mutter dem Einen Sohn schlechterdings nicht sagen will, wo der Aufenthalt Beatricens sei; gleich darauf sagt sie es dem andern ohne weiteres. Ich habe dies immer für einen willkührlichen Nothbehelf gehalten, weil das Stück nicht hätte fortspielen können, hätte die Mutter es dem andern gesagt. Und nun erfahr' ich, Schillers Absicht sei gewesen, zu zeigen, wie das Fatum der Mutter auf eine grausige Weise den Mund geschlossen, und ihr erst dann ihn wieder geöffnet, als der zweite Sohn gekommen. Da hätten wir als Fatum das wilde Eingreifen einer unheimlich gegenüberstehenden Macht; ein Fehlgriff, den ich Schiller nicht zutraun möchte. Bestimmt aber hat er darin gefehlt, daß er die Personen so viel vom Fatum reden läßt. In Shakspeare's Tragödien ist auch das Fatum, aber genannt wird es nicht. Richard der Dritte z. B.

oder Othello werden durch eine ununterbrochene Reihe von nothwendigen Ursachen und Wirkungen unaufhaltsam zum Untergange geführt. Theils sind die im Herzen zu suchen, theils in äußeren, aber auch nothwendig herbeigeführten äußeren Begebenheiten. Diese Art von Darstellung des Fatums ist mir die liebste. Wenn nun Göthe im Wilhelm Meister so wahr und treffend sagt, nur im Romane dürfe der Zufall spielen (d. h. was wir Menschen so nennen; denn in Gottes Weltenuhr ist gar kein Zufall), im Trauerspiel dagegen müsse strenge Nothwendigkeit herrschen, so heißt das mit andern Worten, hier müsse das Fatum unserm Auge sichtbar sein. Und nun laß mich einen Sprung in Houwald's Bild hineinthun. Auch mich hat das Stück unbeschreiblich angezogen; ich nenne es, der Gesinnung nach, ein edles Stück; ich wollte Dir 50 Schönheiten der ersten Größe und Stärke daraus vorhalten. Nur Eins vermisse ich: Spinarosa's Untergang ist nicht auf dem Wege der Nothwendigkeit herbeigeführt; er erfolgt nur, weil der Dichter es so wollte; auf dem Wege der Natur hätte er nicht erfolgen können. Kurz das Fatum fehlt.

Heidelberg, 10. Juli 1822.

(Letzter Brief.)

Ja wohl, „laßt uns Liebe behalten, wenn wir auch über manches verschiedene Ansichten haben.“ Das ruf' ich mit Dir aus. Nie, auch nicht ein einzigesmal hast Du mir wehe gethan, alter Truchseß. Alles, was aus einem Herzen kommt, das ich ehre, ist mir ehrenwerth, und wenn es auch manchmal schroff entgegentritt.

Von Lord Byrons kleineren Gedichten hab' ich eins, das ich beilege, recht für meinen alten Truchseß übersetzt. Ich habe Dir manches harte Wort über diesen Ultradichter ausgesprochen. Mich freut, daß ich ihn Dir auch einmal von einer guten Seite zeigen kann. Zwei Seelen hat der Mann; die eine Seele leugnet gradezu Gott und Unsterblichkeit, und sehnt sich nach dem Versinken ins ewige Nichts. Die andre Seele freibeutet manchmal in der heiligen Schrift, und holt sich daselbst Stoff zu Gesängen. Fast alle seine „Hebräischen Lieder“ sind trefflich; wenn es ihnen gleich, aus begreiflichen Ursachen, etwas an innerer Wärme fehlt.

Der unsterbliche Geist,
von Lord Byron.

Wenn Todesschauer uns umschauern,
Ach, wohin flieht der ew'ge Geist?
Er kann nicht sterben, hier nicht dauern,
Er läßt den dunkeln Staub verwaist.
Wird er dann körperlos durchschreiten
Von Stern zu Stern des Himmels Bahn?
Wird er mit eins die fernsten Weiten
Ausfüllen auf dem großen Plan?

Entfesselt, ewig unveraltet,
Selbst ungesehn, doch Auge ganz,
Was in der Schöpfung sich gestaltet,
Sieht er im hellsten Sonnenglanz.
Was auch aus fernster Zeit der grauen
Erinnrung schwach ist eingeprägt,
Kann er mit Einem Blick durchschauen,
Der bis ins Unermeßne trägt.

Bis zu dem ersten Sterngefunkel
Schaut er mit Seherkraft zurück;
Ja, eh die Welt entstand, ins Dunkel
Des alten Chaos dringt sein Blick.
Was auch die Zukunft raub' und bringe,
Sein Aug' ermißt's durch alle Zeit,
Beim völligen Ruin der Dinge
Ruht er in eigner Ewigkeit.

Von Hoffnung, Lieb', Haß, Furcht entbunden,
Lebt er im reinsten Element;
Jahrtausende entfliehn wie Stunden,
Und Stunden gleichen dem Moment.
Auch flügellos, schnell wie Gedanken,
Fliegt er durchs ew'ge Morgenroth,
Der namenlos und ohne Schranken
Schon längst vergaß den Namen Tod.

3

Briefe von Heinrich Voſs.

Herausgegeben

von

Abraham Voſs.

III.

Aus dem Leben von Heinrich Voß.
Briefe an Verschiedene.
Ernstes und Heiteres aus dem Nachlaß.

Heidelberg,
Akademische Verlagshandlung von C. Fr. Winter.
1838.

Inhalt.

I.

Aus dem Leben von Heinrich Voss.

(Nach Mittheilungen von **Ernestine Voß.**)

Heinrich Voß wurde am 29sten October des Jahres 1779 zu Otterndorf im Lande Hadeln geboren, wo sein Vater das Amt eines Rektors der lateinischen Schule bekleidete. Er war schwach und von zartem Körper; doch stärkte sich bei sorgfältiger Behandlung seine Gesundheit allmählig; nur forderte sie weit mehr Aufmerksamkeit, als die seines älteren Bruders Fritz. Dieser, das Bild der Gesundheit und, bei einer lebhaften Auffassungsgabe, sehr sanfter Natur, fügte sich gern in die große Reizbarkeit seines jüngeren Bruders, und beide waren unzertrennlich, zur Freude der Eltern und Nachbarn. Der Vater fühlte sich glücklich in seinem Beruf; er hatte einen durchaus freien Wirkungskreis, und war geliebt und geachtet von seinen Schülern, wie von allen Mitbürgern, deren tüchtige

Bildung in einfacher Sitte und Lebensweise ihre Grundlage fand. Die Eltern lebten still und heiter im häuslichen Kreise, ohne sich an Ruhetagen der Geselligkeit zu entziehen; und sie wären in Otterndorf gewiß noch eine Reihe von Jahren geblieben, selbst bei Regenwasser zufrieden, wenn nicht im Herbst 1781 das böse Marschfieber die ganze Familie heimgesucht hätte. Zwar traten Zwischenpunkte der Genesung ein; aber die Krankheit kehrte stets verstärkt wieder. Fritz verlor alle Lebhaftigkeit und seine frische, blühende Farbe. Bei Heinrich gesellte sich zum Fieber noch ein bedeutendes Geschwür an der Schulter, so daß er fast zum Geripp abzehrte. Auch der jüngste Bruder erkrankte. Da entschloß sich der Vater rasch, das ihm vom Grafen Friedrich Leopold Stolberg angetragene Rektorat zu Eutin im Fürstenthum Lübeck anzunehmen, obgleich es eine kleinere Einnahme bot als die nicht bedeutende Stelle in Otterndorf. Aber er vertraute Gott und dem eigenen Muthe, daß es ihm, bei erneuter Gesundheit und genügsamem Sinn, auch dort nicht an Mitteln fehlen würde, die Seinigen zu versorgen. Im Sommer d. J. 1782 zog Voß nach Eutin.

Obgleich nun Heinrich Otterndorf in einem so zarten Alter verlassen hatte, blieben doch die Eindrücke von einem Orte, dessen die Eltern oft mit einer

Art Heimweh gedachten, sehr lebendig in seiner Seele. So oft ein Brief von den zurückgelassenen Freunden ankam, war Heinrichs erste Frage: ob der Otterndorfer Garten nicht im Briefe sey. Diesen vermißte er schmerzlich; denn die Eltern wohnten in Eutin anfangs in einem sehr engen Hause ohne Garten, und die Kinder hatten nicht einmal einen Spielraum vor der Hausthür. Am deutlichsten sprachen sich die Erinnerungen aus der Kindheit aus, als er, zehn Jahre alt, mit den Eltern eine Reise nach Otterndorf machte. Da suchte er sofort in dem alten Hause die Kinderstube auf, und den Platz im Garten, wo er mit seinem Bruder unreifes Obst durch die Stackete in den Fluß geworfen. Die herzliche Art, mit der Eltern und Kinder von Stadt- und Landbewohnern begrüßt wurden, erlosch nie in seiner Seele. Noch in seinen späteren Jahren nannte er sich gern einen Hadeler, und bis an seinen Tod blieb es ihm ein großer Genuß, den Briefen an den treuen Otterndorfer Freund und Nachbarn Schmeelke etwas hinzuzufügen, um ihm von der Häuslichkeit und dem Treiben seiner Familie ein recht lebendiges Bild zu schaffen.

Der Vater Voß genaß bald in Eutin; die Mutter hatte noch mehrere Jahre an den Folgen des Fiebers zu tragen. Fritz sollte sich nicht erholen, und starb

nach zehn Wochen an der Auszehrung. Den Verlust seines Bruders konnte Heinrich noch nicht empfinden; er fühlte nur, daß er während seines Krankenlagers die Sorgfalt der Mutter entbehren mußte; und so fand sie es sehr verzeihlich, als er nach dem Hinscheiden seines Bruders die Arme um ihren Hals schlang, mit den Worten: „Gottlob, nun bin ich der älteste!" Er wich den Eltern nicht von der Seite, wenn er sie weinen sah, streichelte die Mutter, wenn der Vater ihr Trost einsprach, und pflegte in kindlicher Unschuld wohl zu sagen, er wolle immer recht artig seyn, damit er einmal zu dem lieben Fritz in den Himmel komme.

Mit der schon im ersten Jahre verbesserten Lage des Vaters, der nun eine geräumigere Amtswohnung mit einem schönen Garten erhielt, kehrte Gesundheit und Lebensmuth in die Familie zurück, was denn seinen wohlthätigen Einfluß auf Heinrich nicht verfehlen konnte. Seine große Reizbarkeit minderte sich. Gegen den jüngeren Bruder, der spät gehen lernte, übte er dieselbe Nachsicht, die der ältere gegen ihn geübt hatte, und suchte ihn auf mancherlei Weise zu beschäftigen. Ein lebendiger Geist entwickelte sich früh in ihm. Er hatte keine größere Freude, als um die Eltern zu seyn, wenn diese sich im Garten

befanden. Da entging nichts seiner Aufmerksamkeit, kein Vogel, keine Blume; alles erregte seine Wißbegierde. Was er bei solchen Gelegenheiten merkwürdig fand, theilte er der Großmutter *) oder dem jüngeren Bruder mit, und fügte eigene Bemerkungen, auch wohl kindliche Belehrungen hinzu. Ein Beispiel seiner lebhaften Phantasie hat Voß in der Luise aufbewahrt. Die Eltern nahmen ihn einmal nach einem Gewitter mit in den Garten. Es zeigte sich ein schöner Regenbogen. Der Vater trug ihn; plötzlich umschlang er ihn heftig mit den kleinen Armen, und rief: „Vater, Vater! es regnet Blumen vom Himmel; die streut der liebe Gott für die Kinder." Und nun riß er sich mit gleicher Heftigkeit los, um die Sammlung der Blumen zu beginnen.

Schon im dritten Jahre mußte die Mutter ihm die Buchstaben auf Komödienzetteln zeigen; und so lernte er spielend in kurzer Zeit lesen; ebenso spielend lateinische und französische Vokabeln, kleine Verse, die ihm vorgesagt wurden, bald mit derselben Leichtigkeit ganze Lieder. Dabei zeichnete ihn der Hang aus, sich allein für sich zu beschäftigen. Eigentliche

*) Der Mutter des Vaters, die ihre letzten Lebensjahre im Hause des Sohnes zubrachte.

Knabenspiele liebte er nicht, so wenig wie Spaziergänge mit der Familie. Doch galt er deshalb nie für einen Sonderling; wenn er aus eigener Wahl sich zu Gleichaltrigen gesellte, war er stets willkommen, und wußte durch frohe Laune jeden Kreis zu beleben. Fiel ihm ein Buch in die Hand, das seinen Begriffen angemessen war, so machte es ihn unwillig, wenn er nicht ungestört fortlesen konnte. Von dem Gelesenen gab er die bestimmteste Rechenschaft, und er kannte keine größere Freude, als seine jüngeren Brüder damit zu unterhalten. Ausdauer bei allem, was er vornahm, unbegrenzte Liebe zu Eltern, Brüdern und Freunden, sowie große Bescheidenheit, waren Hauptzüge seines Charakters. Nie war er glücklicher, als wenn er einem, den er liebte, eine unerwartete Freude machen konnte; und dieses geschah oft mit Aufopferung eigenen Genusses.

Auch eine stille reine Frömmigkeit wohnte im Herzen des Knaben, die sich nicht in auswendig gelernten Gebeten zeigte, sondern in dem lebendigen Gedanken eines Wandelns vor den Augen eines allwissenden Gottes, der zu jedem guten Vorsatz Stärke gibt, und zu welchem das Herz sich im Gebet erheben darf. Oft fand die Mutter ihn weinend im Bette, wenn er vor dem Schlafengehn erinnert war,

dies und jenes Gute unterlassen, dagegen gethan zu haben, was nicht recht war. Sehr eifrig las er früh die Bibel, und wußte das Gelesene, in einfacher Sprache und mit der gehörigen Nutzanwendung, den jüngeren Brüdern an's Herz zu legen. Auch lernte er gern Lieder aus des Großvaters Gesangbuche; doch lieber die Gellertschen, von denen ihm eins noch auf dem Sterbelager Trost gewähren sollte.

Heinrich stand noch im sechsten Jahre, als ihn der Vater täglich einige Stunden mit in seine Klasse nahm, um durch zweckmäßige Beschäftigung die Regsamkeit des Geistes zu erhalten. Dies konnte um so leichter geschehen, da die älteren Schüler es sich zur Ehre rechneten, den jüngeren in ihren Freistunden fortzuhelfen. Auch ruhte er nicht, bis ihm Unterricht auf dem Klavier bewilligt ward, worin er, wie in allem, was er ergriff, schnelle Fortschritte machte. Die Elemente der lateinischen und griechischen Sprache faßte er leicht und mit Gründlichkeit. Bald wandte sich seine Liebe vor allen den Dichtern des klassischen Alterthums zu, und der Vater hatte eine große Freude darüber, daß er den Sinn derselben so tief auffaßte, oft auch unaufgefordert gelungene Uebersetzungen lieferte. Von den neueren

Sprachen zog ihn besonders die englische an, und dieses um so mehr, da er durch Stolberg in dieselbe eingeführt wurde, dem der Knabe mit schwärmerischer Liebe ergeben war *).

Auch deutsche Dichter las er gern und mit Gefühl, und übte selbst in der Stille die Musenkunst. Komische Heldengedichte wurden zu eigener Aufheiterung oder zum Scherze für die Mitschüler angefertigt; doch durfte kaum die Mutter etwas davon merken. Nur selten erschienen kleine Gedichte im frohen Hauskreise, die dann nach Verdienst mit Beifall belohnt wurden. Die Bürger Eutins, die den Knaben liebten und in Ehren hielten, wandten sich auch wohl an ihn, mit der Bitte um Fertigung eines Gedichts für öffentliche Festzüge, bei welchen er dann, froh des gelungenen Werks, in ihrer Mitte ging, und Abends mit Musik nach Hause begleitet ward.

Sehr bedeutenden Einfluß auf Heinrichs wissenschaftliche Bildung hatte Rudolf Boie, Conrektor der Eutinischen Schule, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in Sprachen und Wissenschaften, dabei von fast übertriebner Bescheidenheit. Der Vater Voß liebte ihn herzlich, nicht allein als den Bru-

---

*) Vergl. den Briefwechsel mit J. Paul S. 32. 80.

der seiner Gattin, sondern auch als den innigsten Theilnehmer an allem, was er arbeitete. Sie forschten vereint, wo Schwierigkeiten zu lösen waren und theilten jeden Genuß häuslicher Ruhestunden. Die Kinder seiner Schwester liebte er wie eigene, und leitete häufig ihre Arbeiten in den Erholungsstunden. Bald nach Boie's Tode im Jahr 1795 ward Bredow als Collaborator berufen, und übernahm die Nachmittags-Lektionen, denen Heinrich indeß nicht beiwohnte; der Vater zog es vor, ihn unter seiner Aufsicht sich selbst beschäftigen zu lassen. Doch kam er in Verbindung mit Bredow. Im Winter 1796 lebte im Hause der Eltern ein junger Graf H. mit seinem Hofmeister L. Dieser und Bredow hegten den Wunsch, das Englische zu erlernen. Der Vater schlug Heinrich zum Lehrer vor, und beredete die Mutter Theil zu nehmen, um das früher Gelernte wieder aufzufrischen. Der Unterricht hatte guten Erfolg, zu großer Freude des sechzehnjährigen Lehrers, der sich kindlich bescheiden benahm, wie auch der Lernenden, die es schmerzlich bedauerten, daß durch eine schwere Krankheit des Vaters die Stunden zu bald abgebrochen wurden.

Vorherrschend war bei ihm die Neigung zu einer stillen häuslichen Thätigkeit, die sich wohl auf eine

seltsame Weise äußerte. Er beschäftigte sich gern mit weiblichen Handarbeiten, und suchte darin die jüngeren Brüder zu unterweisen. Der Vater leitete diese Liebhaberei auf Arbeiten in Pappe und Buchbinden ab, späterhin auf das Drechseln, worin er es, zu eigener Freude, so weit brachte, daß er im fünfzehnten Jahre ein selbstverfertigtes Spinnrad der Mutter zum Geburtstage schenken konnte. Ueberhaupt hatte Heinrich großes Geschick zu Handarbeiten, was dem Hause oft zu Statten kam, z. B. als er im Jahre 1803 ein vom Vater in Jena angekauftes Haus mit Hülfe der Brüder tapezirte, was so gelang, daß der kunstfertige Meister nicht vermißt ward. So hatte er sich eine so genaue Kenntniß von der Einrichtung und Zusammensetzung eines Uhrwerks erworben, daß er die Aufsicht über die Hausuhr übernahm, die er auch später in Heidelberg sich nicht nehmen ließ. Bei seiner großen Liebe zu Kanarienvögeln duldete er keine Käfige, als die er selbst verfertigt hatte. Da wurde denn auch wohl der Vater zu Rathe gezogen, und die verschiedenen Ansichten über solche Dinge veranlaßten ein eben so heiteres Tischgespräch, als wenn ein gelehrter Gegenstand verhandelt worden wäre.

Unter so zweckmäßigen Beschäftigungen vergingen

die Knabenjahre. Unverändert blieb sein Eifer, in geräuschloser Stille eigene Kenntnisse zu vermehren, wie sein Bemühen, Brüder und jüngere Mitschüler weiter zu fördern. Dafür ward ihm auch das Glück zu Theil, überall geliebt zu seyn; die Eltern waren berechtigt, das Beste von ihrem Heinrich zu hoffen. Nur machte ihnen sein häufiges Kränkeln beständige Unruhe. Eine Reise indeß nach Halberstadt und Weimar, die er im J. 1794 in Begleitung seines Vaters machte, stärkte seine Gesundheit. Es ward ihm die Sorge für des Vaters Bedürfnisse anvertraut, und er verwaltete sein Amt mit gewissenhafter Treue. Auf dieser Reise lernte er den Vater Gleim kennen, der ihm Liebe bewies; in Weimar sah er Wieland und Göthe. Von der Zeit an ward er lebendiger und theilnehmender an den Freuden des häuslichen Kreises. Er mischte sich auch unaufgefordert in gesellige Zirkel, und machte lieber als zuvor größere und kleinere Ausflüge zu Fuß über Land. Für die freien Nachmittage hatte er Spaziergänge auf ein benachbartes Dorf angeordnet, wo aus erspartem Taschengelde angeschaffte Chokolade im Verein gekocht ward, nach deren heiterem Genuß ein mitgenommener Dichter, Shakspeare oder Homer, die Unterhaltung der Freunde ausmachte, bis der Abend

nach Hause rief. Oder es wurden botanische Streifzüge veranstaltet, von denen die Genossen mit mächtigen Pflanzenbündeln heimkehrten, und ihren Fund sorgfältig nach dem System ordneten.

Der Geist Heinrichs hatte sich indessen mehr und mehr entwickelt, und seine Bestimmung für die Philologie ward immer klarer. An den gelehrten Arbeiten des Vaters nahm er schon den lebhaftesten Antheil, und fühlte sich glücklich, wenn er etwas für den Druck abschreiben durfte; mehr, wenn ihm der Vater bei seinen Untersuchungen Gründe und Gegengründe zur Mitentscheidung vorlegte. Die Wahl eines Berufs überließ der Vater ganz seiner eigenen Neigung. Die häufigen Gespräche desselben über den hohen Beruf eines Landpredigers hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und so kam es, daß Heinrich anfangs Theologie zu studiren, und Philologie mit ihr zu verbinden entschlossen war. Denn er gewann die Ueberzeugung, daß ein Prediger nur dann seine Bestimmung erfüllen könne, wenn er den alten Schriftstellern ein ernstes Studium gewidmet habe, die sich zu immer weiterer Aufhellung des Geistes als das edelste Förderungsmittel erwiesen. — In den letzten im elterlichen Hause verlebten Jahren war das Verhältniß zwischen Sohn und Vater nicht

bloß das rein kindliche, welches beide Theile beglückte, sondern das einer innigen Freundschaft, die sich gegenseitig alles mittheilt, sich hebt, stärkt und erfreut.

Endlich nahte die Zeit der Trennung. Zu Ostern d. J. 1799 bezog Heinrich die Universität Halle, wo er unter Nösselt, Knapp, Niemeyer und Vater Theologie studirte, für die Philologie Wolfs Vorlesungen besuchte. Dem zu Hause geübten Fleiße blieb er auch jetzt unverbrüchlich getreu, wie der strengen Sitte, die ihm unter den Augen der Eltern zur andern Natur geworden war. Diese Unschuld, wie sein Streben nach dem Höheren erwarben ihm überall Beifall und Liebe. Die Eltern hatten, als sie im Laufe des Sommers auf einer Reise in Halle eintrafen, die große Freude, ihn bei seinen Lehrern und in den Familien, wo er Zutritt gefunden, z. B. bei Reichardt und Lafontaine, als einen fleißigen, bescheidenen und gesitteten Jüngling loben zu hören; und die kindliche Fröhlichkeit, mit der er sie begrüßte, war das beste Zeugniß, daß er dieses Lobes nicht unwerth sey. Wolf sprach ernsthaft den Gedanken aus, als Vater für Heinrich zu sorgen, bis er seine Studien beendigt habe, wogegen er den Eltern seine Tochter anvertrauen wolle. Auch der treffliche Spal-

ding *), den Heinrich im elterlichen Hause kennen gelernt, und der ihn auf einige Wochen nach Berlin eingeladen hatte, wußte sich gegen den Vater nicht lebhaft genug über die Liebenswürdigkeit und die gediegenen Kenntnisse seines Sohnes auszudrücken.

In Halle bildete sich bald ein Kreis von edlen Jünglingen um ihn, die erkannten, daß er mehr wisse als sie, und die ihn liebten, weil er sein Wissen nicht zur Schau trug. Ohne sich an die Spitze zu stellen, leitete er die Thätigkeit der Genossen, in alten und neueren Sprachen. Schon hier bildete sich eine Gesellschaft, namentlich für das Lesen griechischer Autoren, die später in Jena erneuert ward. Zu den Freunden, die Heinrich sich in Halle erwarb, gehören Solger, Christian Niemeyer, Gronau, Fritz Schlosser, Gotthold, Houwald und Contessa.

Eine Reise in den Weihnachtsferien 1800, auf welcher er in Jena mit dem Griesbachischen Hause bekannt wurde, und in Weimar bei Göthe und Schiller eine freundliche Aufnahme fand, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er äußerte den Wunsch, die Universität Halle, wo wiederholtes Kränkeln ihn oft schwermüthig stimmte, mit Jena

*) Professor am grauen Kloster zu Berlin.

zu vertauschen, und gern entsprachen die Eltern demselben. Im Herbst 1801 kam er mit seinem jüngeren Bruder, der in Halle Medizin studirt hatte, nach Jena. Hier erneuerte sich der Kreis älterer Freunde, und andere traten zu *). Unter dem Vorsitze Heinrichs, des alten Ehrwürdigen **), wie ihn die Uebrigen zu nennen pflegten, versammelte sich wöchentlich zweimal die griechische Gesellschaft auf der Stube eines ihrer Mitglieder. Man las binnen einem Jahre sämmtliche Tragödien des Sophokles und mehrere des Aeschylus; bei einem traulichen Thee blieben gewöhnlich die Freunde bis Mitternacht zusammen, wo dann wissenschaftliches Gespräch mit Scherz und froher Laune wechselte. Denn auch hier war der verständige Heinrich in seinem Elemente, und keiner that es ihm gleich, wenn es darauf ankam, ein lustiges Spiel auf die Bahn zu bringen, oder einen Freund durch einen tollen Schwank hinter's Licht zu führen. Zum Beleg diene ein in der Beilage A. mitgetheilter Brief an Christian Nie-

---

*) Namentlich B. R. Abeken, Christian Schlosser, Ukert.

**) Diese Benennung hat sich in der Chiffre vieler Recensionen Voßens (D. A. E.) in der Jen. Lit. Zeit. u. den Heidelberger Jahrbüchern erhalten.

meyer, in welchem die Confirmation der großen Susanna zu Erfurt beschrieben wird.

Wie herzlich ergötzte sich an solchen Thorheiten der alte Griesbach, in dessen Hause er sich Kindesrechte erworben hatte! Griesbach wirkte sehr vortheilhaft auf Heinrichs Bildung, indem er ihm, unter seiner Leitung, Mitwirkung bei gelehrten Arbeiten erlaubte. Mütterliche Pflege und Aufheiterung in seinen durch Kränklichkeit oft schwermüthigen Stunden fand er bei der sorgsamen liebevollen Gattin des ehrwürdigen Greises, wofür der Dank seines Herzens bis an sein Ende fortgedauert hat.

Im Herbst 1802 wurde ihm das Glück zu Theil, wieder mit seinen Eltern vereinigt zu werden. Wegen anhaltender Kränklichkeit hatte der Vater Entlassung aus dem Oldenburger Dienste vom Herzog erbeten, und mit einer anständigen Pension die Erlaubniß erhalten, unter einem milderen Himmel seiner Gesundheit und freien Studien zu leben.

Bis dahin blieb es sein fester Vorsatz, Prediger zu werden, und er hatte große Freude an Ausarbeitung von Predigten, deren er auch mehrere in der akademischen Kirche nicht ohne Beifall hielt. Aber mehr und mehr überzeugte er sich, daß die Philologie es sey, wozu die Natur ihn bestimmt habe; die

Nähe des Vaters trug dazu bei, ihn immer tiefer in dieselbe einzuführen. Er beschäftigte sich viel mit der alten Geographie und Mythologie, studirte die Klassiker, und nahm Theil an des Vaters Forschungen im Gebiet der deutschen Sprache; auch widmete er manche Stunde seinem jüngsten Bruder, der siebenzehnjährig seine akademische Laufbahn betrat. So glücklich er sich in dieser Thätigkeit fühlte, war er doch sehr bereit, eine Hofmeisterstelle bei einem Grafen Reuß in Berlin zu übernehmen. Zuvor sollte eine Reise nach Holstein gemacht werden, um seine geliebte Vaterstadt wiederzusehen. Er genoß die Freuden derselben mit voller Seele; aber auf der Heimkehr befiel ihn eine schleichende Krankheit, die ihn nöthigte, jene Stelle aufzugeben.

Kaum genesen, ereigneten sich Umstände, die auf den Gang seines Lebens den entscheidendsten Einfluß haben und sein Glück vollkommen machen sollten. Durch Göthe's Vermittelung wurde ihm eine Professur am weimarischen Gymnasium angetragen. Zu Ostern 1804 trat er sein Lehramt an, zwar mit Schüchternheit, aber doch mit dem muthigen Vertrauen, daß er den in ihn gesetzten Erwartungen entsprechen würde. Er war auch so glücklich, bald die

Zuneigung und Liebe seiner Schüler zu gewinnen *), so wie die Achtung seiner Collegen, Oberen und Mitbürger. Der Vater nahm innigen Antheil an des Sohnes Zufriedenheit und regem Eifer für sein Geschäft. Einst überraschte er ihn in der Schule, nahm den Faden des Unterrichts auf und ließ jenen eingreifen. „In dem Augenblicke," schreibt Heinrich an einen Freund, „war ich in meine Schuljahre versetzt, und mußte mir's immer von neuem sagen, daß ich Lehrer sey." Gerührt hat es die Seinigen in Jena oft, wenn er, als Besuchender, mit kindlicher Offenheit und Freude von seiner Thätigkeit in dem neuen Berufe und von dem Erfolg seines Strebens redete. Er kam gewöhnlich am Sonnabend nach beendigten Lehrstunden und blieb bis Sonntag Abend, wo ihn dann entweder einige Schüler begleiteten oder abholten. — „Mit meinen Amtsgeschäften," äußert er sich in einem Briefe, „hab' ich Ursache, sehr zufrieden zu seyn. Ich bin nicht Lehrer einer ganzen Klasse, wo ich mancherlei Dinge, die ich verstehe und nicht verstehe, vortragen müßte, sondern des klassischen Alterthums, besonders der griechischen Sprache

---

*) Ein Zeugniß über seine Wirksamkeit am Weim. Gymnasium hat die Zeitung für die elegante Welt aufbewahrt. S. Beilage B.

und der dahin gehörigen Sachkenntnisse, zugleich in mehreren Klassen. Auch die Aesthetik wird mir zu Theil werden; aber ich werde sie ganz praktisch treiben, und das Theoretische, so viel ich nöthig achte, nebenbei behandeln. So kann ich den Sinn bilden für Göthe's, Klopstocks, Shakspeare's Werke, indem ich aus denselben vorlese oder vorlesen lasse; so kann ich Rhythmik, Silbenmaße, Deklamation auf praktischem Wege in die Ästhetik hineinziehn. Dies wird auch meine Bildung zum poetischen Übersetzer fördern, was ich nun einmal werden will. Ich denke beständig den Homer und Herodot zu lesen, abwechselnd oder vielmehr theilweise den Thucydides; mein höchstes Streben ist, zum Pindar zu gelangen. Daß ich den Sophokles lesen kann, scheint mir gewiß. Auch die lateinischen Dichter, namentlich den Horaz, werde ich erklären."

Über Heinrichs Verhältniß zu Göthe und Schiller geben seine Briefe Auskunft. Göthe war gleich anfangs sehr freundlich und zuvorkommend gegen ihn, er ward es täglich mehr und behandelte ihn während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Weimar väterlich, so daß seine Liebe zu ihm oft zur Begeisterung stieg. Die Abende brachte er meistens im Götheschen Hause zu. Göthe's Beifall war ein reger Sporn zu

eigener Thätigkeit. Seine ganz vorzügliche Gabe, Jüngere an sich zu fesseln und sich ihnen nützlich zu machen, wirkte so einzig auf Heinrich, daß er mit dem lebhaftesten Dankgefühl jede Gelegenheit ergriff, seinen Wünschen zuvorzukommen. Um so schmerzlicher war es ihm bei seiner festen Beharrlichkeit im Lieben, daß dieses schöne Verhältniß in späteren Jahren von Göthe's Seite in eine steife Freundlichkeit ausartete. Seine Anhänglichkeit an Schiller war in dem nämlichen Grade groß, wie dieser ihm täglich neue Beweise inniger Zuneigung gab. Hier fand sein Herz volle Befriedigung, und es fiel dem Bescheidenen schwer, dem Zuge desselben Einhalt zu thun, damit er nicht durch öfteren Besuch dem theuren Manne zudringlich erscheine.

Im ersten Jahre verwandte er die Nebenstunden größtentheils auf Vorbereitungen für die Schule. Als diese ihm allmählig weniger Zeit kosteten, begann er die Verdeutschung des Äschylos, die das Hauptwerk seines Lebens werden sollte. Mit welcher Liebe und Ausdauer er sich dieser Arbeit widmete, wie er von andern Beschäftigungen immer zu seinem Äschylos zurückkehrte, bis der Tod die nie rastende Hand hemmte, möge man in den Briefaus-

zügen nachlesen, die im Vorworte zu jener Übersetzung mitgetheilt worden *).

Eine leichtere Beschäftigung gab ihm Shakspeare, der schon früh einer seiner Lieblinge geworden war. Von Schiller aufgefordert, übernahm er die Verdeutschung des Othello, die jener in der Weise der Bearbeitung Macbeths für die Bühne einzurichten gedachte (S. Beilage C.). Darauf schritt er zum König Lear fort, der auch noch in Weimar vollendet wurde. Beide Stücke erschienen gedruckt im J. 1806.

Bald sollte es sich zeigen, wie unmöglich es Heinrich sey, eine Lage aufzugeben, die seiner Eigenthümlichkeit so ganz entsprach, und keine Vorstellung einer höheren Wirksamkeit in ihm aufkommen ließ. Sein Vater hatte einen Antrag, als Vorsteher des philologischen Seminars nach Würzburg zu gehen, anfangs zwar abgelehnt. Als ihm aber auf einer Reise ins südliche Deutschland daselbst von neuem dringende Vorschläge gemacht wurden, die zugleich eine vortheilhafte Anstellung der Söhne in sich schlos-

*) Bemerkungen und Emendationen zu den Schutzgenossinnen, aus Briefen von H. Voß herausgehoben, hat sein Freund B. R. Abeken in den Jahrbüchern der Philologie und Pädagogik von Jahn, Oktober 1829, abdrucken lassen.

sen, glaubte er dem Rufe folgen zu müssen. Den ältesten Sohn dachte man für das philologische Seminar durch einen Gehalt von 1800 Gulden zu gewinnen. Aber dieser erklärte: er könne sich unmöglich von einem Wirkungskreise trennen, der ihm so theuer geworden, noch einen Ort verlassen, wo er sich geliebt und geachtet sehe. (Vergl. seine Briefe an Boie vom 10. Okt. u. 1. Dec. 1804). Für den Augenblick wirkte dieses schmerzlich auf die Eltern, indessen fanden sie ihn bald gerechtfertigt. Sein Leben lang schloß er sich nicht leicht an Menschen und Umgebungen; wo dieses aber geschah, da hielt er so fest, daß er selbst das Mangelhafte im Gegenstande seiner Neigung sich zu verhehlen oder zu beschönigen suchte. Auch wußten die Eltern den Werth seiner Weimarischen Umgebung wohl zu schätzen. Die Mutter erinnerte sich oft mit Rührung der herzlichen Worte, die Schiller wiederholt über den Sohn an sie richtete, mit dem Zusatz: „Sie sind eine glückliche Mutter!"

Gelegenheit, seine Dankbarkeit gegen diesen und Göthe auszudrücken, ward ihm, als beide Männer im Anfange des Jahrs 1805 schwer erkrankten. Da war er als treuer Krankenpfleger bei Tag und Nacht unermüdlich, reichlich belohnt durch die Zeichen herzlicher Liebe, die ihm zu Theil wurden. Seine Freude

über ihre Genesung sollte bald bitter getrübt werden. Nach nicht drei vollen Monaten war der eine seinen Freunden, der Welt entrissen. Wenige haben diesen Verlust so tief empfunden als Heinrich, und es dauerte lange, bis er wieder zu einer ruhigeren Fassung gelangte. Seine Stimmung war sehr traurig, und dies wirkte nachtheilig auf seine ohnehin nicht feste Gesundheit. Erheiterung fand er außer der Schule und dem Umgange mit Göthe, in der Fortsetzung eigener, wie in der Theilnahme an den Arbeiten seiner Freunde, denen er oft mit rücksichtsloser Hingebung seine Mußestunden opferte. Auch Schillers Kinder trugen viel zu seiner Erheiterung bei, besonders die Knaben, die er mit großer Zärtlichkeit liebte. Denn Wenige besaßen, wie er, die Gabe, Kinder an sich zu fesseln, durch herzliches Wohlwollen und zweckmäßige Anregung der schlummernden Kräfte.

Bald nach Schillers Tode verließ die Familie Voß Jena und zog nach Heidelberg; da Umstände den Vater bewogen hatten, die Anstellung in Würzburg abzulehnen. Schmerzlich fühlte der Sohn die Trennung von den Eltern, um so mehr als ihn am Ende des Jahres die Gicht heimsuchte. Die Hartnäckigkeit des Übels, welches sich auf die Lippe warf und ihn längere Zeit in seinen Amtsgeschäften unter-

brach, machte ihn sehr niedergeschlagen. Er brachte mehrere Wochen in Jena zu; aber weder Starks Heilmittel, noch die sorgsame Pflege der Mutter Griesbach vermochten dem Übel zu wehren. Im Sommer 1806 machte er eine Reise zu seinen Eltern nach Heidelberg, wo er sich sehr glücklich fühlte, ohne Genesung gefunden zu haben. Was war natürlicher, als daß unter solchen Umständen die Sehnsucht, wieder mit den Eltern vereinigt zu werden, sich seiner bemächtigte? Eine Aussicht dazu sollte sich ihm bald eröffnen.

Creuzer, der damals viel mit Voß, dem Vater, verkehrte, hatte den aufstrebenden und kenntnißreichen jungen Mann lieb gewonnen, und lebhaft den Wunsch geäußert, ihm eine Professur der Philologie in Heidelberg zu verschaffen. Dem damaligen Curator Reizenstein trug er das Bedürfniß eines solchen Lehrers für die Universität vor, sowie daß Heinrich der rechte Mann sey. Auch der Vater sagte, was er nach innerer Überzeugung für den Sohn sagen konnte, und so blieb für Sohn und Eltern ein erfreulicher Blick in die Zukunft.

Die Schlacht bei Jena entschied zunächst für die Ortsveränderung. Sie überraschte Heinrich, als er, um Äußeres wenig bekümmert, eben an einer Recen-

sion der Schlegelschen Elegie Rom schrieb. Das Gymnasium war vorläufig aufgelöst; er selbst hatte verloren, was ein Einzelner verlieren kann, so daß er elterlicher Unterstützung bedurfte. Auch hatte sich sein Lippenübel wieder verschlimmert, welches ihn in der trostlosen Zeit um so schwermüthiger stimmte. Freudig ergriff er das Anerbieten der Eltern, seinen Abschied zu begehren, um vorerst seiner Gesundheit zu pflegen, dann in Ruhe abzuwarten, ob sich in Heidelberg eine Versorgung für ihn finde.

Abgezehrt und niedergeschlagen kam er in Heidelberg an; doch war die Freude der Wiedervereinigung mit Eltern und Brüdern groß, und mehrte sich täglich bei der allmähligen Herstellung seiner Gesundheit, der sofort die Lust am Arbeiten folgte. Es gewährte ihm großen Genuß, gemeinschaftlich mit dem Vater den geliebten Alten zu leben, und sich mit dem jüngsten Bruder, der in Heidelberg seine Studien fortsetzte, zu beschäftigen. Die Sehnsucht nach dem immer noch theuren Weimar löste sich allmählig in heitere Erinnerung an alles Gute auf, das er dort genossen, und das freudige Gefühl, sein Andenken daselbst nicht erloschen zu wissen, machte ihn sehr glücklich. Mit seinem Nachfolger Passow trat er in ein freundschaftliches Verhältniß, das inniger wurde

als beide sich nach mehreren Jahren persönlich kennen lernten.

Seine Anstellung mit einem kleinen Gehalte *) erfolgte bald und mit dieser Aussicht zur selbstständigen Thätigkeit kehrte auch seine volle Heiterkeit zurück. Er nahm wieder, wie einst in Eutin, kindlichen Antheil an allem, was den häuslichen Kreis belebte und half treulich bei der Einrichtung des neuerworbenen Hauses, in welchem sich zu seiner innigen Freude auch für ihn Raum fand. Hier sorgten nun Vater und Sohn gemeinschaftlich, daß jedes Winkelchen in seinem Zimmer für Bücherborte und Wandschränke zweckmäßig benutzt wurde.

In seinem neuen Wirkungskreise fühlte er sich sehr glücklich. Er las mit Beifall und erwarb sich bald die Liebe seiner Zuhörer, die ihm auch bis an sein Ende geblieben ist. Den gewissenhaftesten Fleiß verwandte er auf seine Lehrstunden, die Stunden der Vorbereitung zu denselben nannte er seine glücklichsten. Die Zahl seiner Zuhörer war nicht geringe, und es war ihm stets erfreulich, daß alle bis zum Schlusse ausdauerten.

*) Von 500 Gulden, das später mit 300 vermehrt und in den letzten Jahren auf 1000 Gulden erhöht wurde.

„Die Erinnerungen an Heinrich Voß," schrieb einer seiner Lieblingsschüler *) an den Herausgeber dieser Blätter, „werden beständig zu meinen theuersten gehören. Ich habe mit großem Interesse und Nutzen seine Vorlesungen über Theokrit, Pindar und Metrik gehört, und mich oft seiner Privatmittheilungen erfreut, wozu er stets bereit war, wenn man über irgend etwas nähere Belehrung wünschte. Ja er hat schriftliche Arbeiten, die ich ihm vorlegte, mit großer Sorgfalt durchgesehen und Bemerkungen hinzugefügt (theure Andenken, die ich sorgsam aufbewahre!) und mir überhaupt eine sehr ermunternde Theilnahme an meinen Studien gezeigt. Die Form seiner Vorträge schwebt mir noch immer als Muster vor. Mir gefiel besonders die gedrängte Kürze in den exegetischen Vorlesungen, wenn er einzelne Stellen erklärte; bei ihm wurde die Aufmerksamkeit nie durch zu große Abschweifungen von der Gedankenfolge des Schriftstellers weggelenkt. Wenn er ausführlich wurde, so geschah es häufig nur, um den Gang zu bezeichnen, den man bei Untersuchungen ähnlicher Art nehmen müsse. Auch in der Genauigkeit und Zweckmä-

*) Der nun auch schon heimgegangene Professor Paul in Berlin, Herausgeber der siebenten Auflage von Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur.

ßigkeit der Citate ist er mir Muster geworden. Das Collegium über Metrik schien er mit besonderer Liebe zu lesen. Der Abschnitt über den Hexameter war sehr ausführlich und für mich ungemein belehrend durch eine Menge feiner Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten desselben."

Mißtöne, die bald zwischen seinem Vater und Creuzer erfolgten, als jener darauf bestand, daß sein Sohn nicht an den von Creuzer entworfenen Lehrplan für's philologische Studium gebunden seyn solle, mußten ungünstig auf seine Stellung einwirken. Er bekam eine Partei gegen sich, die ihn zu unterdrükken suchte, weniger um seinet-, als um des Vaters willen, dessen Art die Alten zu erklären auch die seinige war. Mit Creuzer selbst lebte er stets in friedlichen Verhältnissen, obgleich es ihn oft schmerzlich berührte, wenn er von Versuchen hörte, ihn bei den Studirenden herabzusetzen. Man nannte es Unvermögen, daß er nichts drucken lasse, wodurch er den Ruf eines Gelehrten fester begründen könne; schilderte ihn als einen Unfleißigen, der sich nur mit schön-wissenschaftlichen Gegenständen beschäftige; selbst seine Abneignng, sich in Gesellschaften zu mischen, fand hier eine nicht milde Auslegung; auch wußte man den Splitter in des Bruders Auge zu

einem Balken zu machen. Allerdings hätte er für sich besser gesorgt, wenn er seine Übersetzung des Äschylos mit Anmerkungen rascher gefördert hätte. Aber es verging fast kein Jahr, daß seine Thätigkeit nicht durch kleinere oder größere Körperleiden gehemmt wurde. Außerdem fiel der Sporn, der so manchen treibt, sich durch ein gelehrtes Werk einen Namen zu verschaffen, bei ihm gänzlich weg, da er schon den Gedanken an Trennung von seinen Eltern nicht ertragen konnte. Wenig Eindruck machte daher auf ihn der Plan des damaligen Curators, Grafen Benzel Sternau, ihm nach Jacobi's Tode dessen Lehrstelle in Freiburg auszuwirken.

Unwohlseyn suchte er wo möglich zu verbergen, seine Heiterkeit ward nur dann auffallend unterbrochen, wenn er Lehrstunden aussetzen mußte. In der Regel war er schon um fünf Uhr wach, und sein Erstes war dann sich am offenen Fenster der schönen Aussicht und der steigenden Sonne zu freun. Sobald er die Mutter kommen hörte, eilte er zum gemeinschaftlichen Frühstück, wo Vater und Sohn besprachen, was sie beschäftigte, bis jeden seine Arbeit rief. Bei Tisch war er heiter und mittheilend, am heitersten, wenn der Vater viel redete. Ungern ließ er es sich nehmen, der Mutter Abends eine

Stunde vorzulesen. War sie durch ein neues Buch vorzüglich angezogen, so mußte sie es zum Geschenk von ihm hinnehmen, und dann wurde es dem Vater, der wenig Neues las, empfohlen und stellenweise mitgetheilt.

Eine unbeschreibliche Freude hatte er, als es ihm gelungen war, den Vater für seinen Shakspeare zu gewinnen. Anfangs sollte dieser nur einige Stücke übernehmen, denn wohl fühlte der Sohn, daß es unrecht sey, den Vater in eigener Thätigkeit zu unterbrechen. Erst im Feuer der Arbeit zog diesen die Sache selbst so an, daß er nun mit seinen Söhnen gleichen Schritt halten wollte. Für Einleitungen und Anmerkungen hat sich das Wesentliche in Heinrichs Papieren vorgefunden.

Recensionen, philologischen und ästhetischen Inhalts, schrieb er viel für die Jenaer Literaturzeitung und die Heidelberger Jahrbücher, deren Redaktion er mehrere Jahre hindurch mit besorgen half. Einen Theil derselben der Vergessenheit zu entreißen, dürfte vielleicht Manchem nicht unwillkommen seyn. Der Vater suchte ihn wohl von solchen Arbeiten abzulenken durch Gründe, denen er nichts entgegen setzen konnte als seine Eigenthümlichkeit. Er redete nie davon, war aber sehr erfreut, wenn eine oder

die andre Recension vom Vater ausgezeichnet ward, ohne ihren Verfasser zu kennen.

Seine lebhafte Theilnahme an allen Arbeiten des Vaters zeigte sich namentlich auch bei der Übersetzung des Aristophanes, und so geschah es, daß statt einzelner Stellen aus den Wolken, auf die es anfangs nur abgesehen war, allmählig der ganze Dichter übertragen wurde. Leider erforderten es die Umstände, daß Heinrich sich in seinen Anmerkungen auf das Nöthigste beschränken mußte (S. den Briefwechsel mit J. Paul S. 117 u. 120). Für einen selbstständigen Commentar hat er viel gelesen, aber, seinem glücklichen Gedächtnisse vertrauend, kaum etwas schriftlich hinterlassen.

Briefe mit entfernten Freunden zu wechseln, war seine liebste Erholung. Niemals zeigte er einen von ihm geschriebenen; aus den Antworten, die er bekam, theilte er gerne mit, doch gab er sie selten aus der Hand. Ein empfangener Brief konnte ihn auf mehrere Tage heiter stimmen.

Einen gleichaltrigen Freund, mit dem er sich über Wissenschaft und innere Gefühle, wie sein Herz es bedurfte, hätte aussprechen können, fand er in Heidelberg nicht, wodurch sein Hang zum Stillleben nur noch gesteigert wurde. Mit seinen Collegen lebte

er in den freundlichsten Verhältnissen, ohne sich an einen enger anzuschließen. So sehr er Fries und de Wette liebte, so wenig besuchte er sie.

Auf Geld legte er keinen Werth, so unendliche Freude es ihm auch machte, wenn er geben und erfreuen konnte. Dergleichen trieb er still und geräuschlos, aber nie nach einem festen Plan. Ausgestreut hat er allenthalben, auch wohl Manchen reichlich unterstützt. Wer ihn um etwas ansprach, konnte des Erfolgs gewiß seyn, selbst Kleidungsstücke gab er hin, die er dann später vermißte. So verging selten ein Vierteljahr, daß er nicht um Vorschuß bat, eine Schuld, die bei der nächsten Einnahme gleich getilgt wurde, und von seinen Erholungsreisen kehrte er nie zurück, ohne von einem Freunde geborgt zu haben. Dann hieß es wohl: „Jetzt muß ich auf Erwerb sinnen, um wieder in Ordnung zu kommen." Auf Bücher verwandte er viel, immer nach Rücksprache mit dem Vater, damit kein Werk doppelt angeschafft werde.

Der lebhafte Wunsch der Eltern, ihren geliebten Sohn verheirathet zu sehen, wurde oft von ihnen ausgesprochen und mit Gründen unterstützt, die in seinem Alleinstehen nach dem Scheiden der Eltern, in seiner Neigung fürs häusliche Leben, in seiner Liebe

zu Kindern lagen. Eine bestimmte Erklärung erfolgte nach solchen Gesprächen nie, man sah, daß sie ihn traurig machten. Das vereinte Leben mit seinen Eltern, ihre Vorsorge für ihn in allen Fällen ließ ihn zu einer Überlegung über seine eigene Zukunft nicht gelangen.

Über seine letzten Lebenstage möge hier noch stehen, was die Mutter Jean Paul auf seine Trauerworte vom 7. Februar 1823 erwiederte (S. Briefwechsel mit J. Paul S. 145).

„Ihr Brief, mein verehrter Freund, war ein milder Sonnenstrahl in unser einsam gewordenes Leben. Thränen der Liebe flossen sanft aus Vater- und Mutterauge, den theuren Vorangegangenen so geliebt zu sehen. Es war Gottes Wille! und sein Wille ist stets Segen, auch wo sich das schwache Herz sträubt, in stiller Unterwerfung anzubeten. Wir haben redlich gestrebt, durch heiteres Wirken seinen und unsern Muth während seines langen Leidens aufrecht zu erhalten. Der Vater hat liebend die Krankenpflege mit der Mutter getheilt, und als er sanft und ohne Kampf die Augen schloß, war der Vater der Starke, der die Mutter nicht in den Gefühlen des Entbehrens versinken ließ, sondern sie mächtig hinleitete aufwärts zu schauen zu dem, der ihn rief

und auch uns bald rufen wird. Die schönsten Augenblicke unsrer Einsamkeit sind und bleiben ihm gewidmet. Wir müssen und werden uns ja daran gewöhnen, daß der treue stille Theilnehmer unsrer Gefühle nicht mehr mit uns wandelt.

Eine allmählige Abnahme seiner Kräfte hatte schon Jahre gedauert. Sichtbar ward sie durch Mangel an Eßlust, Diarrhoe, Abspannung am Abend. Sein Hang für sich zu leben nahm zu. Nur mit großer Mühe konnte selbst der Arzt, den er sehr liebte, bestimmte Antwort auf seine Fragen erhalten; er gebrauchte dann eine Zeit lang Mittel und versicherte, ihm sey wohl. Seine innige Theilnahme an Allem blieb sich gleich; aber seine gewohnte Freude an kleinen Beschäftigungen war nicht mehr die alte. So z. B. verlor er die Lust, Kanarienvögel zu ziehen, deren er, so beschränkt der Raum um ihn war, mehrere Hecken hielt, und an des Vaters Geburtstag die Paare zusammengab. Die Arbeiten des Vaters regten ihn immer zur lebhaftesten Freude auf, und nie ließ er es sich nehmen, das Druckfertige abzuschreiben. Was er in Ruhestunden las, darüber unterhielt er sich mit der Mutter, und was ihm am besten gefiel, wurde ihr vorgelesen. In Gesellschaft zu gehen, was er nie geliebt, so willkommen er auch

war, vermied er in den letzten Jahren ganz. Die Eltern konnten aus der langen Zeit des Zusammenlebens mit ihrem Sohne die Abende zählen, die er nicht mit ihnen zugebracht. Hatten sie selbst Freunde bei sich, so schlich er sich wohl vom Tische weg und nahm selten Theil am allgemeinen Gespräch. Im August nahm seine Schwäche mächtig zu; aber es war ihm jedesmal peinlich, dieses bemerkt zu sehen. Keine Erleichterung und Stärkung war ihm angenehm, als wenn sie ihm stille gegeben wurde und mit heiterm Gesicht. Wie oft sagte er dann mit seinem herzlichen Tone: „Du liebe Mutter!" Beim Schwinden seines Appetits hatte er stets eine neue Wendung, warum er das Dargebotene gerade jetzt nicht wolle. Bald war es ihm nur wohl, wenn wir ihn allein ließen. „Aber Du mußt nicht glauben," sagte er einmal zur Mutter, „daß ich dann trüben Gedanken nachhänge; es ist immer heiter in mir." *) Seine

*) Damals schrieb er einigen Freunden, mit denen er Abends zusammenzukommen pflegte: „Herzlichen Dank für Ihre Theilnahme, ihr lieben Drei. Ich hoffe bald ausgehen zu können, und dann besuch' ich Sie. Bis dahin wollen wir uns nicht sehen. Jeder Krankenbesuch greift mich gewaltig an. Selbst meine Eltern kommen mir nur selten und sekundenweis. Ich kann über meine Krankenlaune nicht gebieten; aber wahrlich, es liegt nichts Unfreundliches darin."

Kollegia hat er bis auf drei Stunden zu Ende gelesen, und das Bedürfniß, mit der Arbeit zu spielen, verließ ihn auch auf dem Sterbelager nicht. *) Selbst bei der Korrektur des Shakspeare, an dessen viertem Bande damals gedruckt wurde, ergab er sich ungern darein, des Vaters Hülfe anzunehmen.

In der Mitte des Septembers fingen seine Füße zu schwellen an, die gewohnten kleinen Spaziergänge mußten eingestellt werden, sein Zustand wurde bei entschiedener Wassersucht immer beschwerlicher, er fühlte selbst, daß er Zimmer und Bett nicht mehr verlassen könne. Von jetzt an kehrte seine volle Heiterkeit zurück, er begehrte nicht mehr allein zu seyn, und die Eltern mußten nun ihre Stunden regelmäßig eintheilen, um für die Zeit der Leiden ihre Kräfte zum Ausdauern zu schonen. Nur von uns nahm er gern Arznei und Stärkung, und als ich ihm die Versicherung gab, er solle alles aus Vater- und Mutter Hand empfangen, sagte er: „Worte kann

---

*) In solcher Stimmung entstanden die Nachbildungen Byronscher Gesänge (Siehe den letzten Brief an Truchseß), die eine Vergleichung mit Pfizer nicht scheuen dürfen, und kleine Aufsätze, die unter dem Titel: „Ernstes und heiteres Allerlei" in der Zeitschrift Charis erschienen. Von beiden theilen wir das Vorzüglichste mit.

ich nicht geben, aber ich fühle von ganzer Seele, was ihr an mir thut."

Ein bestimmtes Gefühl von Scheiden hat er nie geäußert; der betäubende Schlummer, in dem er häufig lag, und der sich oft mit Phantasiren endigte, ließ dieß nicht aufkommen. Aber daß Todesgedanken ihn beschäftigten, deutete er eines Tages an, als er mich bat, ihm das Gellertsche Lied „Meine Lebenszeit verstreicht" vorzulesen. „Es ist so schön," sagte er, „und hat mir den ganzen Sommer im Sinne gelegen." Von Besserwerden sprach er nie, doch nahm er es stets freudig auf, wenn wir von Hoffnung redeten, die wir auch inzwischen hegten. Rief ich ihm einmal ein Sprüchlein aus meinem innern Schatze zu, dann drückte er mir herzlich die Hand, nannte mich auch wohl seine Himmelsmutter. Kräftige Worte und ein heiteres Gesicht wurden stets mit kindlichen Zeichen der Liebe belohnt; keine Erleichterung, die man für ihn aussinnen konnte, blieb unbemerkt, so wie ihm jede Rücksicht für uns immer gegenwärtig war.

Viel hat unser Sohn gelitten, aber stets mit der ruhigsten Gelassenheit gestrebt, das Gute seines Zustandes sich lebendig zu erhalten. Keine Klage haben wir aus seinem Munde vernommen, so viel er auch

zu tragen hatte, kein unfreundliches Wort, weder Tag noch Nacht. Noch eine Stunde vor seinem Scheiden glaubten wir sein Ende nicht nahe. Ich saß allein an seinem Lager, als sein Odem immer leiser ward, und die Augen sich sanft schlossen. Gott schenkte mir Kraft, die fliehende Seele durch keinen Laut zu stören.

Was wir an unserm Heinrich verloren, wissen nur wir und Wenige; aber wir finden es wieder und murren nicht; denn Gott hat uns viel gelassen. Von ganzer Seele fühlen wir dabei den Trost, daß der, der hier nicht mehr gedeihen konnte, in einen besseren Boden verpflanzt worden, und daß wir zu ihm kommen, um zu erfahren, warum es Gottes Weisheit so ordnete."

Todesanzeige.

Unser Sohn Heinrich hat sein Leiden mit dem heiteren Muth eines Frommen durchkämpft, und sanft geendigt. Er ward uns geliehn am 29. Oktober 1779, und schied am 20. Oktober 1822: ein guter Sohn, ein treuer Bruder, liebenswürdig als Mensch, als Freund, als Lehrer. Wohl uns seines Andenkens und der Wiedervereinigung im Schooß der Erde

und drüben! Ihr Geliebten in der Ferne, trauert mit uns, aber aufschauend zu Gott.

Heidelberg, 21. Okt. 1822.

Johann Heinrich und Ernestine Voß.

An Heinrich Vossens Grabe.

(Von Züllig, Stadtpfarrer zu Heidelberg).

Schon seit mehreren Wochen war die schwere Krankheit des Mitbruders, an dessen Grabe wir stehen, in und außer unsrer Stadt ein Gegenstand schmerzlicher Theilnahme. Diese Theilnahme galt nicht allein der Persönlichkeit des talentvollen, geistreichen, gelehrten, noch im Alter der schönsten Kraft und Blüthe stehenden Mannes, der, still und friedlich, von Niemand gehaßt, von Vielen geliebt, von Allen mit Wohlwollen angesehen, eine ansehnliche Reihe von Jahren hindurch unter uns gelebt und gewirkt, und neben der geschickten, gedeihlichen Verwaltung seines wichtigen Lehramtes zugleich noch Kunst und Wissenschaft durch die Erzeugnisse seines freien Strebens bereichert und gefördert hat: — sie galt auch ganz vorzüglich dem allverehrten greisen Elternpaare, dem ehrwürdigen Vater, der als Häuptling der Dichter und Weisen unsrer Nation, daneben als

berühmter Gelehrter, als volksvertretender Sprecher in jeder die großen Interessen der Menschheit berührenden Sache, und als muthiger Vorgänger in Allem, was rühmlich und groß ist, eine der ersten Zierden unsrer Stadt und unsres Vaterlandes ist; — der ehrwürdigen Mutter, die schon aus den Gesängen des Dichtergreises, noch mehr aus den Zeugnissen derer, die das Glück haben, sie persönlich zu kennen, bekannt ist als die würdige Lebensgenossin eines solchen Mannes, als die würdige Mutter solcher Söhne, als die würdige Vorsteherin eines solchen Hauses.

Jetzt endlich sind alle diese traurigen Ahndungen und Besorgnisse in Erfüllung gegangen. Wir stehen am Grabe des Mannes, der, seinen Jahren nach, wenn es Gott gefallen hätte, wohl noch eben so lange, als ihm zu leben vergönnt war, mit seinem reichen Talente hätte wuchern und großen Segen wirken können. Wir sehen uns in den Augenblick versetzt, wo die gebeugten greisen Eltern vor ihrem eigenen, vielleicht nahen Heimgang noch einmal sprechen müssen: Um Trost ist uns bange.

Doch nein, so werden sie nicht sprechen; denn eben das ist ja der Vorzug der höheren Vollendung des Geistes und Herzens, daß man erhabener über den Wechsel des Irdischen stehe und sich auch in Stun-

den schwerer Prüfung nicht von Rath, Trost und Kraft verlassen fühle. Nicht als ob es großer Geheimnisse der Weisheit und Wissenschaft bedürfe, um zu wissen, was man zu bedenken habe, um bei dem Tode eines geliebten Sohnes, der nicht allein viel versprochen, sondern auch viel gehalten und geleistet hat, sein Herz in christlicher Geduld und Fassung zu bewahren; denn was hier trösten kann und tröstet, das hat die Religion Jesu Christi zum Gemein-Eigenthum Aller, auch der Ungelehrten und im Denken wenig Geübten gemacht. Darin aber zeigt sich in solchen Lebenslagen die höhere Vollkommenheit des gereifteren Geistes, daß ihm sein Trost gegenwärtig und daß er in ihm lebendig ist. Werfen wir unter diesen Voraussetzungen einen Blick in die Seele der an diesem Trauerfalle (wohl Trauerfalle!) zunächst Betheiligten, so werden wir ungefähr Folgendes, das auch uns, zu unserer Vorbereitung auf ähnliche Prüfungen, zu merken nützlich seyn mag, darin vorgehn sehn:

„Es ist geschehn,“ werden sie sprechen, „was zu verhüten nicht in unserer Macht stand. Kinder kämpfen auch gegen die Unmöglichkeit an; Kinder wissen sich auch in das Unabänderliche nicht zu finden; wer nicht mehr Kind ist, unterwirft sich gerne

dem, was er als allgemeines Gesetz und als Bedingung alles Daseyns erkennt. Und das ist unser Gesetz und die Bedingung unseres Daseyns, daß „was geboren ist auf Erden, muß zu Staub und Asche werden.“ „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben. Zeit und Stunde aber, ob früh oder spät, ist nicht uns zu bestimmen überlassen, sondern unser Gesetz, das allgemeine Gesetz heißt: Du sollst bereit seyn zu folgen, so früh oder so spät du gerufen wirst.“

„Und wer ruft? Derselbe, der uns das Leben gegeben; derselbe, der einem Jeden, der zum Leben erwacht, sein ganzes Erbtheil geistiger und leiblicher Güter einzig aus der Fülle seiner freien Gnade zugetheilt hat. Er hat's gegeben, Er hat's genommen, sein Name sey gepriesen! — Wer ruft? Derselbe, dessen Rath nicht allein der Rath der Allmacht, sondern zugleich der Rath der höchsten Weisheit und Liebe ist. O Seele, so befiehl denn Ihm deine Wege und hoffe auf Ihn: was Er thut ist wohlgethan.“

„Und dies Leben, dem uns der Tod entrückt, was ist es in den Augen des Weisen? Ein kleines Bruchstück aus der Unendlichkeit unseres Daseyns, ein Tröpflein Zeit aus dem Meere der Ewigkeit. Wie im Wassertropfen bunte Farben schimmern, jetzt helle,

dann dunkle, — ein ergötzliches Spiel dem Auge, aber eitel in sich selbst und ohne Bestand und Dauer, — so wechseln im Leben helle und dunkle Augenblicke, aber die hellen nicht werther unseres Frohlockens, als die dunkeln der Thränen, die man um sie weint. — Auch das Beste des Lebens, was ist es? Wenn auch nicht eitel Arbeit und Mühe, doch nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden. Und der Tod, was ist er? Ein Übergang aus dem Schattenspiele dieses Halblebens zum Schauplatze des wahren Lebens; ein Übergang aus dem Reiche des Wechsels und der Unvollkommenheit zum Beständigen und Vollkommnen. Und die Trennung am Sterbebette, was ist sie? Ein kurzes Scheiden in der gewissen Hoffnung eines baldigen Wiederfindens zu ewigem Beisammenseyn, — dort wo kein Tod mehr ist und das Glück der Freundschaft keine Störung mehr kennt."

„Und wann hat ein Mensch lange genug gelebt auf Erden? Nicht dann, wenn er alt an Jahren und abgelebt ist an körperlicher Kraft, sondern dann, wenn er während der Zeit, die Gott ihm zugemessen hat, Tag um Tag sein Tagewerk im Dienste des Herrn vollendet und so gelebt hat, daß er zu jeder Stunde zum Vater heimkommen und sich seinen Blicken dar-

stellen dürfe. — Und wann ist er reif für die Ewigkeit? Reif für die Ewigkeit ist er, sobald sein Sinn und seine Denkungsart geeignet sind, in den Sinn und die Denkungsart der reineren, höheren Geister, zu deren Gemeinschaft er jetzt berufen wird, einzugehn?"

Dies Alles, wie voll von Tröstung für die, welche um so viel genauer, als wir Andern, den reinen, stillen, friedlichen, liebevollen Sinn des Verewigten kannten, und unter so vielen Eigenschaften namentlich auch eine derselben, die, als vorzüglich bezeichnend, an ihm hervorgehoben zu werden verdient, auf ihrem Standpunkte am besten zu würdigen wissen mußten, — ich meine jene auch in männlichen Jahren noch so kindlich bewahrte Ehrfurcht und Ergebung gegen seine ehrwürdigen Eltern, die, indem sie als etwas in unsern Tagen auffallend Seltnes von näheren und entfernteren Bekannten an ihm bemerkt und bewundert wurde, sowohl ihm selbst als den Eltern so sehr zur Ehre gereichte; — eine Tugend, welche die Alten im engeren Sinne des Worts Frömmigkeit nannten, weil sie ihnen mit Recht als Grund und Nahrungsquell aller Frömmigkeit galt.

Daß aber auch ihm selbst, dem Verewigten, die-

ser Trost und insgemein aller Trost des Christenthums während seiner letzten schweren Prüfung nicht fremd war, das bezeugt uns, nebst anderem, das Wohlgefallen, das er daran fand, sich auf seinem Sterbelager jenes salbungsvolle Lied des frommen Dichters vor den Geist zu rufen, das uns den Trost des Christen im Angesichte des Todes ebenso richtig verstehn lehrt, als es uns die Nothwendigkeit fühlen läßt, uns denselben bei Zeit zu bereiten. Gern entspreche ich daher der ausdrücklich an mich ergangenen Auffoderung, dies Lied — als ein Denkmal der Gesinnung, in der unser Mitbruder gelebt hat und in der er gestorben ist, zugleich auch als das Lehrreichste und Erbaulichste, was, an einer Stätte wie diese, den Umstehenden dargeboten werden kann, hier an seinem Grabe zum Schluß noch herzusprechen. Es lautet so: „Meine Lebenszeit verstreicht u. s. w."

Mögen diese Gedanken, indem wir jetzt diese Stätte der Wehmuth verlassen, uns von hier in das Leben zurückbegleiten, und, als bleibende Erinnerung an diese Stunde, noch lange in uns nachklingen. Und somit denn: Friede der Asche des Verklärten, oder vielmehr Friede dem verklärten Geiste, der jetzt den Kampf der Läuterung ausgekämpft hat! Trost und Hoffnung des Glaubens den Eltern, An-

verwandten und Freunden! Uns Allen aber Gottes Gnade zur Weisheit und Gottseligkeit, zur Ergebung in seinen Rath und Willen und zur Vollendung unseres Laufes in dem himmlischen Berufe, zu dem wir berufen sind!

Beilage A.

Höre, ich habe eine Reise nach Erfurt gemacht. Die Confirmation der großen Susanna zog mich und einige Herzensfreunde nach diesem schönen Orte hin. Diese Feierlichkeit hat meinem Herzen eine so tiefe Spur eingedrückt, daß ich sie nur an Freundes Seite wieder verwischen kann. O, Freund! was geht über Andacht! . . . Doch laß mich erst ruhig erzählen.

Am Morgen dieses Tags war die ganze Stadt mit schwarzem Taft oder Flor bekleidet, die Steine auf den Gassen mit Tusch gefärbt, und alles innen und außen in Schwarz gehüllt. Die Stadt glich einer büßenden Nonne vor dem Altare des Allmächtigen. Man brachte uns Kaffee, Butter und Fleisch, alles war schwarz wie die Nacht. Wir aßen nur von dem heftigsten Hunger gepeinigt, und siehe! es hatte die Wirkung, daß unsre Kleider unvermerkt sich schwärzten, und wir, als wir satt waren, ohne unser Zuthun schwarz da standen. Nun begann das dumpfe Klagen der Glockenjungfrau; es war als beweine sie, wie Jephta's Tochter, ihre verlorenen Kindertage, die Jahre der blühenden Unschuld des Paradieses.

Die ganze Stadt zitterte, wie vor den Anzeigen eines Erdbebens. Nun traten die Geistlichen im Gefolge von 200 Chorknaben in einer langen Reihe vor die Marienkirche, flehten um Gnade von oben her, und sanken auf die Knie. Die ganze Stadt sank mit ihnen. Endlich erhob sich der erste Geistliche — die Kirche that sich auf, der Zug schwebte hinein, und verlor sich für unsre Augen in der Dämmerung des Altars. Erst spät durften wir nachfolgen — hinter uns ward die Kirche geschlossen. In der Kirche war eine feierliche Stille, die kaum das Summen einer Mücke unterbrach. Die Priester nahmen Kanzel, Altar, Heiligenbilder — kurz alle Mobilien der Kirche, und trugen sie in einem langen stummen Zuge die Thurmtreppe hinauf. Wir folgten, so nahe es uns erlaubt war. Eine halbe Stunde dauerte es, bis wir oben ankamen. Der Glockenstuhl, auf dem die eherne Jungfrau ruhte, war ein unermeßlicher Anblick: ein kahler ästeloser Wald, der sich nach allen Richtungen fast eine Stunde weit dehnte. Hier war kein Pfahl unnütz; jeder trug das seine dazu bei, die schwere Last zu tragen. Die Kanzel wurde aufgepflanzt und der Altar hingestellt, wo es am heiligsten war. Jeder Balken bekam ein Heiligenbild. Brücken wurden aus den Schalllöchern auf die Erde niedergelassen, auf

denen die fromme Menge nun zahllos heraufströmte. Bald saßen alle Einwohner der Stadt und der Nachbarschaft oben, selbst die Kinder — sogar die ungeborenen. Der Priester hielt eine schöne Rede; dann schritt er an das Werk der Konfirmation. Erst trat der Herzog von Weimar hervor, hängte der Glocke ein blaues Ordensband um, und heftete ihr einen Stern auf den Busen; dann sprach der Priester den Segen und das übrige. Da erhub sich ein Wehen und leises Brausen, als wenn Stimmen ertönen wollen und doch nicht zum Vorschein kommen — es duftete wie Perlemutter, und wir merkten bald, daß es Andacht war. Die Glocke war innig gerührt, sie weinte und klagte in herzlichen Tönen, schluchzte manchmal in Mißakkorden — dann aber lös'te sich alles wieder in die lieblichste Sphärenharmonie auf. Wie der Rose der Morgenthau, entträufelten ihr Thränen und Angsttropfen. Dazu heulte der Sturm von oben her, und nur einzelne gebrochene Strahlen der Sonne blickten durch die Dachzinnen. Der Mond verschleierte sich in Nebel, weil er der Glocke an Reinheit nachstand, und die Sterne begannen ihren Reigentanz. Gott, sprach ich, so suchst du die Frommen heim, und sank in die geheime Verzückung des Himmels. Seit der Zeit sind unauslöschliche Em-

pfindungen in meinem Herzen rege geworden: was ich ahnde, ist noch nicht zur Reife gediehen, und die Ahndung spornt mich an, die schöne Frucht zu zeitigen. O! daß ich noch einmal in diesem Leben diese Frucht, wie der lechzende Wanderer die Silberquelle, an mich reißen und meinen glühenden Durst in ihrem Nektar stillen könnte! Gott, dein Wille geschehe!

Beilage B.

Als Böttiger nach Dresden berufen worden, erfuhr das Gymnasium eine mehrfach vortheilhafte Umgestaltung. Zuvörderst wurde Heinrich Voß, vorzüglich zur Förderung einer besseren Methode im Griechischen, nach Weimar verpflanzt. Es war das Jahr 1804. Er bekam sogleich auch die dritte Klasse für die Anfangsgründe in die Hände, ja, wenn ich nicht irre, wurden von nun an selbst in Quarta ein Paar Stunden dem Griechischen gewidmet. Sogleich begann ein neues Leben. Das griechische Testament wurde mit einer zweckmäßigen Lektüre vertauscht, statt der alten Hallischen Grammatik der Buttmann eingeführt, und die Regeln über Formation sorgfältig geübt, wovon wir früher gar keinen Begriff bekommen hatten. Jetzt wetteiferte alles, griechisch zu lernen, wiewohl die alte Sitte, diesen Unterricht den Schülern frei zu stellen, für damals noch bestehn blieb. Die liebenswürdige Persönlichkeit des Lehrers, sein milder Ernst, sein wohlwollender Eifer, sein gediegenes und wahrhaft wissenschaft-

liches Streben brachten bald einen ganz andern Geist in diese Studien. Daher hörte bei ihm auch ohne Weiteres der Stock auf, zu den Hülfslehrern zu gehören. Freilich beharrten einige schlägefaule und widerspenstige Subjecte bei den Unarten, welche früherhin dieses Subsidium nöthig gemacht, so wie von seinem zu häufigen Gebrauche erzeugt waren. Ich entsinne mich noch gar wohl, wie der gute Voß, etwa nach einem Vierteljahre seines angetretenen Amtes, durch die Nothwendigkeit sich getrieben sah, bei einem unsrer Mitschüler Schläge anzuwenden. Die Abneigung aber, mit welcher er es that, die herzlichen Worte, mit denen er uns das Unwürdige eines solchen Äußersten vorstellte, wirkten so gut, daß auf lange Zeit keine solche Maßregel wieder nöthig wurde, und er bloß durch Vertrauen und Liebe unter uns waltete. So warme Anhänglichkeit, wie sie Voß als Professor in Weimar bei seinen Schülern besaß, hatte damals wohl noch selten ein Schulmann genossen. Es war der Erfolg der reinsten und biedersten Humanität, und es thut mir innigst wohl, diese Blume dankbaren Andenkens auf das Grab des Frühgeschiedenen zu pflanzen.

Heinrich Voß hatte während des Jahres 1805 an einem langwierigen Lippenkrebs gelitten und die

Schule an ³/₄ Jahr aussetzen müssen. Es war vornehmlich die Hoffnung, in einem milderen Klima zu seiner vollen Genesung zu gelangen, welche ihn entschied, im Jahre 1806 einem Rufe als Professor an die Universität Heidelberg zu folgen. Bei der Abendmusik, welche wir ihm zum Abschied brachten, weinte er wie ein Kind, und gewiß ist nicht leicht einem Lehrer das Losreißen von seinen Schülern und umgekehrt so schwer geworden.

Beilage C.

Aus der Vorrede zur Übersetzung des Othello.

Es ist ein wohlthätiges Gefühl, nach Vollendung einer Arbeit, der wir uns mit ganzer Seele hingegeben, einen Rückblick zu werfen auf die äußerlichen Umgebungen, welche unsre innere Thätigkeit erfrischten, und gegenseitig von dieser einen erhöhten Reiz borgten. Bei der engverflochtenen Wechselwirkung, welche zwischen Genuß und Geschäftigkeit statt findet, verdanken wir der Freundschaft großentheils die behagliche Innigkeit, welche eine Arbeit zur Lebensepoche für uns machen kann, so daß uns alles Gleichzeitige in einer verklärten Gestalt erscheint, und, sey es auch noch so unbedeutend, in der Erinnerung einen geistigen Zauberschein bekommt. Drum pflegen wir unsre Werke theilnehmenden Freunden, zum Dank für glückliche Zeiten, als ihr Eigenthum freundlich in die Hand zu legen. Während der Übersetzung meines Othello, lieber J., habe ich deiner mit Wärme gedacht. Das Gefühl deiner Freundschaft und das mir vorschwebende Bild gemeinsam

genossener Vaterlandsfreuden machten meine Anstrengungen zu einem heitern Spiele. Laß also diese Arbeit ein Gemeingut seyn zwischen dir und mir, damit sie einen daurenden Werth erhalte für uns beide.

Seit mehreren Jahren war es ein Wunsch Schillers, den Othello auf unsrer Bühne zu sehen; da ihm aber seine eigenen Geisteswerke zu dem untergeordneten Geschäfte des Übersetzers keine Zeit ließen, so erhielt ich, in der ersten Zeit meiner vertrauteren Bekanntschaft mit ihm, den angenehmen Auftrag, dies Meisterstück der Shakspearischen Muse für die Weimarsche Bühne zu bearbeiten. Mit dem Anfange des Jahrs 1805 überlieferte ich Schillern den Entwurf einer getreuen Übersetzung. Wir gingen hierauf gemeinschaftlich das Ganze durch, besprachen jede schwierige Stelle mit kritischer Umständlichkeit, fochten an, vertheidigten, änderten, bis es endlich ungefähr die jetzige Gestalt erhielt. In den wärmeren Frühlingstagen wollte Schiller das Stück einstudiren lassen und selbst die Probe dirigiren. Er hat dies nicht erlebt; sein Todestag (am 9. Mai) kam früher als der erste Frühlingstag.

Die ungewöhnliche Länge des Stücks und die aus der Verschiedenheit unsers Zeitalters von dem Shakspearischen entspringenden Forderungen, sowohl der

Bühne als des Publikums, machten einige wesentliche Veränderungen nothwendig, die Schiller mit eben so sicherer als schonender Hand bewerkstelligte. Ungern strich er die Stelle im Anfange des zweiten Aktes, wo Jago seine Gehässigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die nachher in That übergeht, als Gesinnung äußert. Weniger schonend war er bei andern Stellen, wo Shakspeare aus der unerschöpflichen Fundgrube seines Innern mit vollen Händen mehr spendete, als unumgänglich nothwendig war. Der Charakter der Bianka — eine Rolle, die unentbehrlich ist, um durch Einführung des Schnupftuches die Raserei des Othello aufs Höchste zu steigern — hat einige Züge der Veredelung erlitten, wozu kein innerer, aber wohl ein äußerer Grund vorhanden war. Den vierten Akt läßt Schiller mit der Ohnmacht des Othello beginnen, die Jago durch die Worte: Sey wirksame Arzenei — hinlänglich erläutert. Wir schließen aus der furchtbaren Wirkung auf eine furchtbare Ursache, statt daß uns im Original Ursache und Wirkung auf eine fast zu freie Art vor Augen geführt werden. Am Ende desselben Aktes, in der Auskleidungsscene, steht die edle Desdemona, während Emilie ihre materielle Rede hält, ohne darauf zu hören, ganz in ihre Ahndung versunken, und stimmt zum

Schluß den letzten Vers des aus Percy bekannten Weidenliedes an:

Den Weidenkranz trag' ich, seit er mich verschmäht,
Singt Weide, grüne Weide;
Wohl fein solch ein Kränzlein arm Liebenden steht,
Singt Weide, Weide, Weide.

Dies sind die wichtigsten von den sinnvollen Änderungen des verewigten Mannes. Schmerzen wird es dich, wenn ich hinzufüge: es war seine letzte Arbeit!

Die Aufführung des Othello hat mir, was ich vorher nur ahndete, sehr anschaulich gezeigt, wie gut sich eine gemischte Form für die Bühne eignet, wenn sie mit dem Inhalt in einem richtigen Verhältniß steht. Wir sind durch Göthe's Tasso, Iphigenie, Eugenie, und durch die Schillerschen Tragödien einer ungemischten Form gewohnt worden, und fordern sie mit Recht, wo, wie dort, die immer gleichschwebende Haltung des Tons sie nothwendig macht. So schließt auch Shakspeare in einigen durchaus im höchsten Stil gehaltenen Schauspielen, z. B. im König Johann, die Prosa ganz aus, und läßt den Reim nur an wenigen Stellen zu. Eben so sind die lustigen Weiber, As you like it, und mehr und minder noch andre Lustspiele, ihrem Inhalte gemäß, fast ganz in Prosa

geschrieben. Manchmal scheint die Wahl der Prosa und der Jamben weniger vom hohen oder niedern Stoffe, als vom Range der Sprechenden abzuhangen. So hätte Shakspeare im Wintermährchen (Akt 3 am Ende) die phantasiereiche Beschreibung des Sturms gewiß in Jamben, wie die im Othello (Akt 2 im Anfange) gedichtet, wenn sie nicht dem Rüpel in den Mund gelegt wäre. In den Stücken, wo Ernst und Laune, Scherz und Weisheit, Hohes und Niederes in allen Gestalten, wie im Leben, und in den schnellsten Übergängen uns vorgeführt werden, wechselt auch die Form mit gleicher Mannigfaltigkeit und Geschwindigkeit. Dem armen, gefoppten Roderigo wird von dem Augenblick an, wo seine Leiden beginnen, kein Jambus gestattet; nur im letzten Akte, wo das Stück seinen tragischen Gipfel erreicht, wird auch ihm wieder tragische Sprache geliehen. Wie auffallend kündigt (Lear Akt 2.) den Herzog von Cornwall, als er unter die schimpfenden Streiter tritt, der eine in die Prosa gestreute Jambe als ein höheres Wesen an, das den kämpfenden Elementen Ruhe gebietet! Und bald darauf, welch ein greller Kontrast, wenn Kent aus seinem poetischen Bombast mit einmal in die tiefste Prosa hineinplatzt! Bei den gereimten Stellen läßt sich — wenige ausgenommen, wo der Willkühr ihr

Recht gestattet scheint — das Gesetz der Nothwendigkeit angeben, das den Dichter leitete. Seinen oft epigrammatischen, manchmal prophetischen, immer nachdrücklichen Abgangsworten ist meistentheils ein mitwirkender Reim zugesellt. Ungemein charakteristisch wird (Othello 1, 3.) dem Herzog, der den gebeugten Brabantio durch schöne Sentenzen tröstet, gleichsam als Persiflage, in gleicher Münze erwiedert. In der Rede des Königs von Frankreich (Lear 1 Akt) drücken die Reime den Gegensatz heißer Liebe und kalter Verachtung aus, und sie versinnlichen (Akt 3.) die Parallele, welche Edgar zwischen seinem und Lears Unglück zieht.

Shakspeare's Größe als Sprachkünstler zu erkennen hält eben so schwer, als von den Eigenthümlichkeiten seines Stils ein getreues Bild zu entwerfen. Zu dem ersten ist Sinn für das Hohe und Edle erforderlich, zu dem zweiten müßte man sein ganzes Werk ausschreiben, indem er auch hier eine Mannigfaltigkeit verräth, die sich eher anschauen, als in einem begrenzten Raume darstellen läßt. In den Zeilen seines Penseroso:

> **our sweetest Shakspeare, Fancy's child,**
> **warbles his native wood-note's wild.**

hat Milton unsern Dichter treffend charakterisirt.

Denn wie der Waldvogel in einfachen aber bestimmten Tönen Empfindungen singt, so gibt Shakspeare mit kunstloser Klarheit des Wortausdrucks die Anschauung, von der seine Seele erfüllt war, und wie er alle Empfindungen in sich vereinigt, so hat er auch eine Sprache für jede. Wie specifisch verschieden ist z. B. die Sprache, die er einem Hamlet, Hotspur, Falstaf, Romeo, Caliban leiht! Wenn sein Auge,

in schönem Wahnsinn rollend,

von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde blitzte, und so das ganze Gebiet der Schöpfung durchirrte, so wußte er alles, was er aus den Höhen des Äthers und aus den Tiefen der Erde zurückbrachte, zu gestalten bis in die feinsten Schattirungen hinein, und auch dem flüchtigsten Geiste einen körperlichen Bestand zu geben. Wenn die gangbare Sprache nicht ausreichte, so erweiterte er ihren Umfang durch kühne Zusammenstellungen und schuf neue Bezeichnungen für neue Wahrnehmung. Daher ist er oft zügellos, vor Regellosigkeit schützte ihn seine klare Besonnenheit. Manchmal, wenn er einen Gedanken recht aus dem Grunde erschöpfen möchte, ergießt er sich in der üppigsten Fülle von Synony-

men und Bildern, und erinnert uns an sein eigenes schönes Wort:

they are but beggars, that can count their worth.

Wenn mitunter einmal Prägnanz in Unverständlichkeit ausartet, wenn statt des treffenden Wortes ein an dem Begriff nur hinstreifendes sich einschlich, oder gar ein Sprachfehler; so ist dieses theils unter die Mängel jener Zeit zu rechnen (von denen auch Beaumont und Fletcher und selbst der gelehrte Ben Jonson nicht frei sind), theils ist es der Flüchtigkeit zuzuschreiben, mit der Shakspeare arbeitete, von dem sich die wahrscheinlich übertriebene Sage erhalten hat, daß er nie eine Zeile ausgestrichen.

Mit der Darstellung durch Sprache hängt auf's Genaueste zusammen der mitwirkende Ausdruck durch Rhythmus und Tonfall, und auch hierin zeigt sich Shakspeare's Musterhaftigkeit demjenigen, welcher Sinn genug hat, kleine Nachlässigkeiten eines großen Mannes zu übersehen, der nicht in berechneten Einzelheiten, sondern in großen Massen vollkommen ist. Man vermißt in den Shakspearischen Versen die Abrundung der Popischen, die unser Ohr lieblich kitzeln, aber oft ein Nachgrübeln zulassen, zu welchem Zwecke wir so gekitzelt worden sind. Shak-

speare's metrische Vollkommenheit, wie seine rhetorische, beruht auf der Harmonie zwischen Form und Inhalt; und wiewohl im Ganzen der Accent des Verses dem der Rede untergeordnet ist, so unterstützen doch Klang und Bewegung den innern Gehalt der Worte, ohne daß wir uns dieser Mitwirkung wie eines isolirten Dinges bewußt werden. Wie tobt z. B. im Othello (Akt 2.) der Sturm, der die Wellen an die Himmelsveste peitscht, in volllautender Wortpracht! Mit wie furchtbaren Tönen redet Lear in der Gewitterscene! Welch ein anmuthiger Zauber dagegen schwebt auf den gehäuft-einsilbigen, leisen Worten in der ahndungsvollen Rede Desdemona's: **my mother had a maid, call'd Barbara**, daß auch wohl ein der englischen Sprache ganz Unkundiger aus diesen Geisterlauten etwas von dem lieblichen Inhalt der Rede heraushorchen würde. Wenn dagegen Edgar auf der Klippe bei Dover die furchtbare Schilderung der jähen Tiefe stufenweis fortschreitend entwirft, bis uns endlich das unermeßliche Bild vor Augen steht, so glauben wir bei den Worten

— ∪ ∪ ∪
— — — and the deficient sight
∪ ∪ ∪
topple down headlong

schaudernd in die Tiefe hinabzustürzen. — Die Shak-

spearischen Verse haben einen hörbaren Schlußfall, der eben so oft in die Haupttheile, als in die untergeordneten Glieder der Wortperiode, aber nur als seltene Ausnahme in unbedeutende Nebentheile derselben fällt; wodurch alle möglichen Verknüpfungen der musikalischen und rhetorischen Periode in schöner Abwechselung hervorgehn. So oft es die englische Sprache zuließ, sind weibliche Ausgänge angebracht, die die einzelnen Verse noch hörbarer von der Masse absondern. Manchmal finden sich halbe Verse eingestreut, z. B. im Lear:

— — — glaubt ihr, ich will weinen?
Nein, weinen will ich nicht!
Wohl hab' ich Fug zum Weinen, doch dies Herz
Wird eher in zehntausend Stücke brechen,
Als daß ich weine. —

wo dem Redenden vor Wehmuth die Stimme stockt. Selten geschieht dies ohne Bedeutung an einigen Stellen, wo Shakspeare, um eine folgende abgerundete Periode nicht durch Herübernahme aus ihr in die vorige zu verstümmeln, sich eine Vergünstigung der Art erlaubte, die in einem Gedichte, wo Prosa und Vers dicht neben einander stehen, um so weniger als Abweichung von einer feststehenden Norm auffallend ist. Auch bedient er sich, unter der Bedin-

gung einer größeren Pause, der Freiheit, daß er den weiblichen Schlußausgang in die Mitte des Verses verlegt, wodurch zwei kleinere Verse von zwei und drei Jamben entstehn, z. B.:

Sie muß, muß welken. — Ich will am Stamm sie kosten.

Und dies ist eine von den erfreulichen Ausnahmen, die dem eintönigen Jambus etwas mehr Abwechselung geben.

In der Nachbildung aller dieser charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Dichters, wie in der Wortstellung, war die höchste Sorgfalt nöthig. Jede Tonart der Rede hat ihre besondern Regeln der Wortfolge, die von Shakspeare, sey es durch Kunst, sey es durch einen glücklichen Antrieb, wohl nie verletzt worden sind. Wie ruhig spricht Othello, als er die Entstehung seiner Liebe schildert; aber wie wird der Grammatiker den Kopf schütteln, wenn er den Hamlet in dem Herz-zerreißenden Monologen, o that this too too solid flesh would melt, alle Gesetze übertreten, oder wenn er die von wilder Ahndung gepeinigte Julia, ehe sie den Schlaftrunk trinkt, alle Sprachregeln vergessen hört. Daher wünsche ich, der Maxime Wilhelm Meisters, der die schreckenvolle Anrede Hamlets an den Geist in einer dem

Originale Wort für Wort sich anschließenden Übersetzung ertönen ließ, die weiteste Ausdehnung zu geben.

Vom Weidenliede und dem Monologen Othello's hat uns Herder in seinen Volksliedern eine geistvolle Übersetzung gegeben, die ich, soweit es meine Grundsätze über Treue erlaubten, benutzt habe. Eine dem Original völlig entsprechende Übersetzung dieses innigen Liedes gehört wohl zu den schwierigsten Aufgaben, deren Lösung Schiller für unmöglich hielt.

In der Erklärung der Anfangsworte des Monologen bin ich von allen meinen Vorgängern abgewichen. Othello's Eifersucht, die im dritten Akte an Raserei gränzte, ist jetzt in ruhige Fassung übergegangen. Er tritt auf als ein Diener der höchsten Gerechtigkeit, Desdemona soll sterben, aber nicht um seine Rache abzukühlen, sondern als ein Opfer, um den Himmel zu versöhnen. Mit der Empfindung eines ernsten aber menschlich fühlenden Richters stellt er sich vor die schlafende Desdemona; ihre Schönheit macht ihn weich und unschlüssig, aber „sie muß sterben, ihre Schuld, die ich vor euch, ihr keuschen Sterne nicht aussprechen darf, ihre Schuld ist es, die ihren Tod fordert.“ Ein Blick auf ihre zarte Haut, die er verletzen soll, macht ihn von

neuem wankend: „Thu' aus das Licht!" ruft er sich zu, um mit der Finsterniß Entschlossenheit zu erhalten, „und dann? — thu' aus das Licht!" — So im Zusammenhange gefaßt, scheint jede Schwierigkeit zu schwinden, und wir haben wenigstens nicht nöthig, zu Johnsons hirnloser Erklärung, die den Othello eine Untersuchung über den Grund seiner Verwirrung anstellen läßt, unsre Zuflucht zu nehmen. Steevens allgemein angenommene Auslegung: „die Beleidigung ist zu groß," leiht dem Othello mehr die Sprache eines persönlich Gekränkten, als eines nach Gerechtigkeit strafenden Richters, wogegen der ganze Akt streitet, z. B.:

For nought I did in hate, but all in honour.

II.

Die Bettenburg. *)

Bettenburg, 2. April 1811.

Sonnabend Nachmittag sah ich zum ersten Male in der Ferne die lang' ersehnte Ritterburg. Sie schien mir gar zu klein und unbedeutend. Aber wie vergrößerte sie sich, je näher ich ihr rückte, und als ich in Hofheim, dem nächsten Städtchen aus dem Wagen stieg, um mich noch einmal zu erquicken, stand sie auf der Anhöhe in ihrer ganzen Ehrwürdigkeit vor mir. Der alte Wirth wurde äußerst gesprächig, als er hörte, ich wollte zum „gnädigen Herrn von Trux." Er konnte gar nicht satt werden, seine Mildthätigkeit gegen Arme, seine Bravheit, seine Leutseligkeit zu preisen. „So einen Mann finden Sie nicht, und wenn Sie dreißig Meilen nach allen Seiten hin in die Runde führen." — Meine Ungeduld, als wir

*) S. die Briefe an Christian v. Truchseß.

die ziemlich steile Anhöhe hinauffuhren, stieg auf's Äußerste. Endlich waren wir oben. Zwei Jägerbursche bewillkommten mich freundlich; dann kam auch der Kammerdiener, und öffnete mir des edlen Ritters Wohnzimmer. Ich fand ihn am Schreibtische sitzend. Als er mich sah, erkannte er mich gleich, sprang vom Stuhle auf, und — du weißt, lieber Bruder, was er in seinem Briefe schrieb, „ich sollte fühlen, wie er mich umklammern würde“ — Nun, ich meine, er hat Wort gehalten. Mir war's, als ob ich erstikken sollte in seinen Armen. „Herzensjunge,“ und „lieber Heinrich, guter lieber Mensch, bist du wirklich da“ — das war alles was er sagte, und ich sagte gar nichts. Dann führte er mich an seinen Tisch, und zeigte mir sein eben vollendetes Kirschenwerk. „Nur zwei Namen noch habe ich einzutragen, dann bin ich fertig, und ich bin ganz dein.“ — Unterdessen besah ich seinen unermeßlichen Pfeifenvorrath. „Komm her,“ rief er mir nun zu, „ich muß dich nochmal küssen.“ — Drauf ging es an ein hastiges Gespräch, wo von allem möglichen, das heißt von Nichts gesprochen wurde. Dann wies er mir den Nagel an der Wand, wo meine Kappe hängen sollte. — Nach einer halben Stunde holte er vier Bouteillen Wein und eben so viel Gläser: „Da, schenk' dir von jedem

ein und koste; welcher dir am besten schmeckt, soll dein Tischwein seyn." Ich verbat mir das, und forderte seinen Wein. „Sollst ihn haben, aber nur, wenn er dir am besten schmeckt." Verlangst du noch mehr Beweise, daß ich eine Aufnahme fand, wie Stolberg singt:

„Herzlich nach der deutschen Weise"?

Und was schöner war als alles, das heitre seelenvolle Gesicht, die edle Würde dieses ritterlichen Wirthes! Als ich ihm Grüße von unsern Eltern brachte, standen ihm die hellen Thränen in den Augen. Nach einem kurzen Gespräche, von dem ich aber nichts mehr weiß, denn ich war verwirrt oder vielmehr übertäubt von der Neuheit der ungewohnten Gegenstände, ging's an ein neues Fragen: was ich gern äße, was ich nicht äße: „Sieh," sagte er, „so was muß gleich den ersten Abend abgemacht werden; nachher reden wir nicht mehr davon." Da ich ihm doch wenigstens ein Lieblingsgericht angeben sollte, so nannte ich Austern und verbat mir Meerrettig. „Ich verstehe dich schon," sagte er, „Austern weißt du wohl, daß ich dir im Frankenlande nicht schaffen kann," wobei er recht herzlich lachte, „und den Meerrettig — hör', du sollst ihn wahrhaftig nicht haben." — Nach dem Essen geriethen wir so in's Schwatzen hinein, daß unversehens

Mitternacht heranrückte. „Komm," sagte er endlich, „ich will dich auf dein Zimmer führen, aber es geschieht nur heute; die andern Tage gehst du allein hinauf." Er hatte mir drei aneinander stoßende Zimmer über dem seinigen einrichten lassen; im ersten waren Freskogemälde aus dem Fust von Stromberg, im zweiten aus Musäus Volksmährchen, im dritten aus Stolbergs Grafen von Gleichen. „Nun wähle, willst du im Fust, im Musäus oder in deinem Stolberg schlafen?" Ich wählte den Musäus, weil wir grade darin standen. „So schlaf' denn im Musäus recht aus; gute Nacht, Bruder," wobei er mich recht brüderlich umarmte. Ich fing an mich auszukleiden, aber an's zu Bette gehn war noch nicht zu denken; ich war zu bewegt, zu fröhlich. Ich legte mich in's offene Fenster, und sah auf die vom Mond erleuchtete vor mir liegende große Ebene, die am fernen Horizonte von Bergen eingefaßt ist. Wie ich da auf die Fläche hinstarre, und den schönen Abend überdenke, kömmt unser Bettenburger noch einmal herauf. Er hatte vergessen zu fragen, was ich frühstückte, und wo, ob oben oder unten bei ihm? Ich sagte, bei ihm, und eine Suppe, und jede sey die rechte. Ja, ich sollte ihm die allerrechteste nennen. — „Nun denn," sagte ich, „so gib mir eine

Austersuppe.“ — „Du bist ein närrischer Kerl mit deinen Austern; und jetzt gute Nacht und gewiß gute Nacht.“

Am andern Morgen bot ich mich ihm zum Vorleser an, was er mit sichtbarer Freude annahm. Er forderte Öhlenschlägers Hakon Jarl. — Es ist eine wahre Freude, dem Manne vorzulesen, und während des Lesens seine gesunden, treffenden, geistreichen Urtheile, die er in wenig Worten dazwischen streut, anzuhören. Einen Akt brachten wir zu Stande; da kam der Bediente und meldete Gäste. „Heute ist Sonntag,“ sagte der Bettenburger, „da kommen Bruder und Vetter zu mir mit ihrer Familie.“ Ich wurde bald bekannt mit Allen, und fühlte mich heimisch und behaglich in ihrem Kreise. „Der Wilhelm,“ sagte unser Ritter, „hat mir schon versprochen, daß er die Nacht und den folgenden ganzen Tag hier bleiben will, ich denke, euch beiden zur Freude.“ Alle waren würdige Mitglieder des Truchsessischen Stammes; aber den Bettenburger erreicht doch keiner; und das scheinen sie auch zu fühlen; denn er ist es, auf den Alle mit Ehrfurcht hinblicken. Der Wilhelm Truchseß ist wirklich, wie der Bettenburger sagt, „ein junger Ehrenmann.“ Dieser wollte mich vor dem Essen in den Anlagen

herumführen. Das merkte seine Schwester, die Bescheid weiß, und verklagte ihn beim Onkel. Sogleich kam der herunter: „Daraus wird nichts, das will ich ihm alles zu seiner Zeit selbst zeigen.“ — Kaum erhielten wir die Erlaubniß, einmal um die Burg zu gehen. „Aber das sage ich euch,“ rief uns der Bettenburger zu, „der Voß darf nicht links in die Anlagen hineingucken.“ Um 12 Uhr setzten wir uns in den großen Rittersaal zu Tische. Die Gesellschaft war fröhlich, der herrliche Bettenburger fast ausgelassen lustig. Ja, es gab Perioden, wo wir gar nicht aus dem Lachen herauskamen.

Abends reisten die Verwandten wieder davon, und der Bettenburger, Wilhelm und ich machten einen schönen Spaziergang durch die Anlagen. Diesmal wurde das erste Drittel besehen. — Die Burg liegt auf einem beträchtlichen Berge, dem gegenüber eine eben so beträchtliche Anhöhe ist, zwischen beiden ein schönes Thal. Vom Fuße der Burg an beginnt die sogenannte Anlage, senkt sich in's Thal hinab, und ersteigt dann wieder den zweiten Berg. Sie macht eine Art von englischem Park aus — anmuthige Spaziergänge auf krummen Gängen, die sich durch Obstbäume, Eichen, Buchen und Nadelhölzer hindurchwinden. Bald stößt man auf eine Wiese, bald auf

einen Bach, über den eine Brücke führt, bald kömmt man eine Grotte vorbei, bald eine Ruine, eine Eremitage, ein Landhäuschen. — Das schönste, was wir heute sahen, war eine Säule, zwei Mann hoch, Geschwisterliebe genannt. Oben um die Säule sind halb erhaben 7 Schilde ausgehauen, welche die Namen von 7 Geschwistern, unter denen der Vater unsres Bettenburgers ist, enthalten, die, wie der herrliche Mann sagte: „auf eine seltene Weise durch Liebe vereint waren." Unter des Vaters Schilde hängen drei andere, mit des Bettenburgers, seines Bruders und einer verstorbenen Schwester Namen; unter des Bruders Schilde wieder drei ohne Namen. „Diese," sagte er, „sind bestimmt für meines Bruders drei Söhne; wenn der älteste dreißig Jahre alt ist, und sie lieben sich noch wie jetzt, dann kommen ihre Namen hinein. Sind sie H..f..r, so bleiben die Schilde leer." „Aber," fügte er mit einem recht freudigen Gesichte hinzu, „sie kommen gewiß hinein." — Dann erzählte er uns die Geschichte seines Vaters und dessen Geschwister. „Du guter Vater," sagte er, „was warst du für ein Mann, und jetzt kennt dich kaum einer mehr! Aber in unserer Familie wenigstens soll dein Andenken fortleben, wie du es verdienst, du Herrlicher!" Diese Worte sprach

er mit solcher Ruhe und solcher erschütternden Innigkeit, daß es auch wohl einen Stein hätte zu Thränen rühren können.

Den 3ten April. So eben kömmt eine Excellenz aus der Nachbarschaft an, und jagt uns vom Frühstücke. Jeder Augenblick muß zum Schreiben benutzt werden; also weiter. Wilhelm und ich standen gestern Morgen recht früh auf; um den warmen Ofen ließ sich gemüthlich sitzen und reden. Diesmal holte uns der Bettenburger schon gleich nach 6 herunter. Der blinde Auden im Hakon hatte ihm im Sinne gelegen; darüber wollte er sprechen und sprechen hören. Vor dem Essen wurde Hakon vollends ausgelesen; dann ein Spaziergang um die Burg herum gemacht. „Ihr müßt jetzt," sagte der edle Burgherr, „mit diesem Spaziergang vorlieb nehmen; denn Morgens, wenn die Sonne scheint, bin ich blind; gegen Abend kriege ich mein Gesicht wieder, und dann soll es besser kommen." Sein Gesicht ist aber im Ganzen viel besser als ich meinte. Er freut sich am Grün der Wiesen, an den Knospen der Bäume; er sieht an der Wetterfahne der Burg, woher der Wind kommt — freilich mag das Alles sehr trübe seyn; aber er ist doch fröhlich dabei. Mir fällt nie ein, ihn zu bedauern, aber bewundert

hab' ich ihn stündlich, und wenn du willst, beneidet. — Als Wilhelm uns verlassen hatte, setzten wir beide uns auf eine Bank hin, die am westlichen Abhange der Höhe auf eine weite Ebene blicken ließ. Die Sonne war dem Untergang nahe, die Luft lau, wahre Frühlingsluft; von den Dörfern, die vor uns lagen, tönte die Abendglocke herauf. So liebenswürdig, wie an dieser Stätte des Friedens, hatte ich den Bettenburger kaum noch gesehen. „Wenn ich einmal sterbe," sagte er unter andern, „so wünsche ich im Frühling zu sterben; im Winter liegt sich's so hart unter der Erde." — „Aber," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich denke noch eine gute Spanne Zeit mit euch fortzuleben." — Erst als die Sonne gesunken war, gingen wir weiter und kamen zu einem Häuschen, das in tiefem Walde versteckt scheint. Und wie überraschend! Durch den Eingang und das gegenüberstehende offene Fenster sehn wir auf einmal die ehrwürdige Burg vor uns; einen Schritt weiter, so sind wir wieder im Walde. Dies ist mehrmals in den Anlagen. Wo man es am wenigsten erwartet, steht man plötzlich der Burg gegenüber, so daß sich alles um dies majestätische Gebäude zu drehn und zu winden scheint. Als wir zu Hause gekommen waren, uns in Negligé gekleidet, und bei

einem Glase herrlichen Biers auf den Sofa behaglich niedergesetzt hatten, fing ich an, Ernst Wagners Wilibald zu lesen, der in der That zu den edelsten Produkten des Romanengenius gehört.

So weit war ich heut Morgen gekommen, als der liebe Bettenburger mich wieder herunterholte. „Die Excellenz," sagte er, „ist schon fort; es war eine närrische Excellenz; er kannte deinen Vater nicht einmal." — „Nun freilich," fügte er hinzu, „dein Vater kennt ihn auch nicht; so hebt sich's einander."

Dienstag Nachmittag wurde der dritte noch übrige Theil der Anlage besehn. Wir kamen zu einer Todtenkapelle im griechischen Stile. Am Eingange linker Hand ist eine schwarze Schiefertafel eingemauert, mit einem Todtengerippe. Darunter steht geschrieben:

„Unter diesem widrigen, abschreckenden Bilde stellten wir Teutschen und mehrere Nationen den Tod vor."

Zur rechten liest man auf einer ähnlichen Tafel:

„Den unter einem milderen Himmel wohnenden Griechen verdanken wir eine beruhigendere Darstellung des Todes. Es ist ein holder Knabe, blühend, wie sie den Liebesgott malten, nur nicht so tückisch wie er; ein stiller, dienstbarer Genius, der

der erschöpften Pilgrimseele den Arm bietet, sie über des Grabes Kluft an die Gefilde der ewigen Herrlichkeit leitet, die Fackel löscht, freundlich nickt und verschwindet."

In der Kapelle steht der Genius des Todesschlummers mit der Unterschrift: „Wir waren, sind und werden sein." Hinter dem Genius lesen wir auf einer Tafel Folgendes:

„Mache dir deine lebenden Freunde täglich werth und werther, damit du nicht erst nach ihrem Tode zu spät entdeckest, wie viel du an ihnen hattest" — und:

„Sei willfährig deinem Widersacher, weil du noch mit ihm auf Einem Wege bist; denn der Todte kann dir die Rechte nicht mehr zur Versöhnung darreichen."

Zu beiden Seiten des Genius hängt eine große schwarze Tafel. Die linke enthält Namen geliebter Verstorbener aus der Familie; die rechte Namen vorangegangener Freunde, unter denen ohne Ansehn der Person, wie vor Gott, der Herzog von Meiningen, und der letzte Justiziarius des Bettenburgers stehen. Eine unbeschreibliche Wehmuth ergriff mich, als ich von dieser Tafel dem edelen Ritter ins gerührte Antlitz sah.

Diese Kapelle ist von düsteren Tannen umgeben; ein Pfad führt auf eine Spitzsäule zu, auf der ein Schmetterling aus der eben abgestreiften Hülle den Sonnenstrahlen der Ewigkeit entgegenfliegt. „Hier," sagte der Herrliche, „durfte keine Inschrift sein."

Wenn wir diesen Ort verlassen haben, stehn wir in einem heiteren Akazienwäldchen. „Sieh, lieber Heinrich," zeigte der edle Führer, „dies alles macht eine Nebenpartie der Anlage aus; wer eine melancholische Stimmung scheut, kann dem heimlich eingeschlossenen Ort still vorübergehn."

Eine andere Stätte heißt der Minnesinger-Platz. Zwei steinerne Tische mit acht Bänken stehen für „die Ritter da mit ihren Humpen." Auf einem Gerüste daneben sind „Sitze für zwei Harfenspieler." Darüber eine solche Gesellschaft in Stein gehauen; zur Seite zwei leere Tafeln. Eine ist für eine Inschrift *) von Haug bestimmt; die andere soll die

---

*) Die bald darauf von Truchseß, H. Voß und A. verfertigte heißt:

Kehrst du niemals wieder?
Zeit der Biederkeit!
Zeit der Minnelieder!
Alte Ritterzeit!
Wollt nur, deutsche Brüder,
Und sie ist erneut.

Namen seiner liedkundigen Freunde in Stuttgart und einiger anderer, die sein Herz liebt, enthalten.

Den 4ten April. Gestern Morgen haben wir beinah vier Stunden im Wilibald gelesen. Darauf machten wir einen Spaziergang durch den Kirschenwald. „Dein Vater,“ sagte der Ritter, „hat wohl Recht; nur der gute, lautere Mensch könne der gute Dichter sein; sieh, wie das bei unserm kindlich-guten Ernst Wagner eintrifft.“ — An den Fortschritten der Kirschbäume hatte er große Freude. „Diese schwellenden Knospen soll heute nach 4 Uhr mein Auge sehn,“ sagte er, indem er sie recht fröhlich befühlte. Wir gingen nach einem Platze hin, wo 7 Kirschbäume gepfropft werden, und zum Bewundern war mir's, wie der Bettenburger das alles zu dirigiren wußte, welcher Zweig sollte abgeschnitten, wo und wie viel Baumwachs sollte aufgestrichen werden. — Bei Tische kam diesmal als drittes Gericht eine delikate Schnepfe. „Die steht dir zu Ehren da; sieh sie als eine geflügelte Auster an, und schmeckt sie dir, so sollen noch viele nachfolgen; denn dafür hab' ich Feld, Wiese und Land, daß ich ein tüchtiger Schnepfenjäger sein kann.“ — Nach Tische wurde die Burg besehen, von Zimmer zu Zimmer, Trepp auf Trepp ab. Die Bibliothek ist nicht fern von des

Bettenburgers Wohn= und Schlafzimmer eine Treppe hoch; eine dazwischen liegende Kammer verbindet beides. Die Bibliothek enthält die vorzüglichsten Sachen aus der deutschen Literatur, alles nach dem Inhalte und nach den Zeiten des Verfassers geordnet. — In Küche, in Bedienten=, Mägdezimmer, in Speisekammern, allenthalben hin führte er mich. Über den Thüren im zweiten Stock befinden sich Freskogemälde, welche Scenen aus seiner Anlage darstellen. Im dritten Stock auf dem Vorplatze hängen eine Menge Ahnenbilder, unter denen höchst edle Gesichter, besonders das Bild vom Vater unseres Truchseß. Keine Gelegenheit läßt er vorbei, von diesem zu reden, und dann ist es, als wenn sein Herz sich in Liebe auflösen wollte. Auch das Bildniß eines Großoheims zeigte er mir verweilend: „das ist der gute Mann, dem ich die Bettenburg verdanke.“ „Guter Gott,“ fügte er nach einem kleinen Stillschweigen hinzu, „so sagen auch unsre Nachkommen einst; dann heißt es, der Christian Truchseß war doch ein guter Mann; er hat uns zur Bettenburg verholfen.“ — Die Zimmer in diesem Stocke liegen gewöhnlich zu dreien. Einer von diesen Zimmerklumpen, dem meinigen gegenüber, wird vom „kleinen, lieben Amtmann“ bewohnt. Ein anderer ist Wielanden geweiht.

An der Wand sind Freskogemälde mit den schönsten Scenen aus Oberon und Musarion, und leere Plätze für 6 große Kupferstiche aus dem Oberon, die in diesen Tagen sollen aufgehängt werden. In diesen Zimmern sollen unsre Eltern wohnen. Dann folgt ein großes Zimmer, nebst Kammer voll Ritterbüsten, darunter Scenen aus ihrem Leben gemalt. Ihnen gegenüber liegt das Billiardzimmer mit ungeheuren Wandgemälden aus Veit Webers Sagen der Vorzeit; ein schöner, imponirender Anblick. Alle diese Gemälde hat ein genialer Künstler aus Schweinfurt, Stößel, gemacht, der nun seit 4 Jahren schon todt ist. „Ich konnte den verteufelten Kerl nie dazu bringen, daß er ordentliche Bezahlung annahm. Sagte ich ihm, mein Gewissen erlaube mir nicht, so wenig zu geben, so sagte er dagegen, sein Gewissen erlaube nicht, so viel zu nehmen; und so standen zwei hartnäckige Gewissen gegen einander. Mir blieb nichts übrig, als ihn recht freundlich zu umarmen — dann nahm er's endlich." — Mehrere Zimmer haben noch ganz den alten Zuschnitt, und alte aber doch nicht veraltete Meubeln; denn alles paßt zum Charakter des Ganzen. So wie der edle Burgherr ganz der alten und ganz der neuen Zeit angehört, und nichts halb, sondern beides ganz lei-

stet; so auch seine Burg. Die modernen und die antiken Zimmer, beide scheinen ihr gleich eigenthümlich zu sein. In der Kammer zu diesem antiken Zimmer stehen wohl für zwei Familien Betten, auch einige Kinderbetten. Wenn das Frau von **** wüßte, sie reiste gewiß hin; doch Pst! —

Den 5ten April. Von der Gestalt der Burg will ich dir keine Beschreibung machen; du Architekt würdest mich am Ende doch nur auslachen. Nur so viel: sie hat keine 5 Thürme, wie einmal in der eleganten Zeitung stand, sondern nur Einen, in dem die Wendeltreppe läuft, auch kein Burgverließ, sondern statt dessen einen ehrlichen prosaischen Keller mit herrlichem poetischem Weine. Jener romantische Burgbeschreiber hatte auch einen schäumenden Wasserfall in die Anlagen hineingelogen: „Lieber Gott," sagte der Burgherr, „ich hätte das alles gar zu gerne; ich hab's ja aber nicht."

Noch habe ich nicht die ganze Burg gesehen, noch nicht jeden einzelnen Theil der Anlagen. Der Bettenburger läßt mich nicht von sich; und er ließe mich wohl, da er keinen Menschen geniren mag, aber mir ist ohne ihn hier auch nicht wohl, und so bleibe ich eigentlich mehr willkührlich als gezwungen in seiner Nähe. Man gibt ihm, was er von Herzen wünscht,

freiwillig, weil man nicht lassen kann, es ihm zu geben.

Die Art, wie der herrliche Mann mit seinen Bedienten, Arbeitern und überhaupt seinen Unterthanen umgeht, ist einzig. Ich habe nie so viel Würde gesehn mit so viel Freundlichkeit und Einfachheit gepaart. Gestern schalt er mit seinem kleinen Bedienten, daß er vergessen habe, ihm Wasser zum Trinken zu bringen. Bald darauf besann er sich, der Bediente habe wirklich schon Wasser gebracht, er selbst aber habe es an einen ungewöhnlichen Platz hingestellt. Sogleich rief er seinen Bedienten herein: „Ich habe dir Unrecht gethan, August, vergib mir's." — Und mit welcher liebenden Ehrerbietung treten seine Untergebenen zu ihm, wo er sich nur blicken läßt! Recht als wenn er der Vater von allen wäre. Er hat auch, als ob sich Gutes zu Gutem sammeln müßte, nichts als brave, rechtliche Leute um sich — ein einziges altes Weib ausgenommen, die Mutter eines seiner Jäger. „Diese," sagt er, „ist die Mutter aller bösen Sieben, die nur in der Welt sind. Nimm sie mir ab, Voß, und ich lass' dich zur Belohnung mit acht Pferden nach Würzburg fahren."

Einen größeren Freund von Blumen gibt es nicht; unsre Mutter wird recht ihre Rechnung bei ihm finden.

— Vor seinem Fenster existirt eine offene Tafel für alle Vögel des Himmels. Jeden Morgen wird ein Napf voll Semmel und Kuchen vor sein Fenster gesetzt, die er beim Frühstück zurecht reibt. Da sammelt sich denn alles, was Semmel und Kuchen mag, und die Vögel sind so zahm, daß sie sich nicht verscheuchen lassen, auch wenn man zu ihnen vor's Fenster tritt. „Im Winter," sagte er, „finden sie sich erst recht ein; jetzt haben sie was besseres zu thun als zu fressen; sie schicken nun immer nur ein Paar her, zur Danksagung für die Wohlthaten des verflossenen Winters, und zur Aufmunterung, im Winter neue zu spenden!"

In jeder Stunde erwarten wir A. und den Bruder aus Rudolstadt. Ich habe Augenblicke, wo ich vor Ungeduld zerspringen möchte, bis sie da sind.

Den 8ten April. Vorgestern Nachmittag, als ich eben angefangen hatte, dem edlen Ritter die letzten Akte des Wintermährchens vorzulesen, öffnete sich die Thür, und herein traten, erst A., dann unser Bruder Abraham. Das war eine Freude, ein Jubel, den ich dir nicht beschreiben kann. Der herrliche Bettenburger stand ruhig da, und sah uns mit Freuden an, als wenn er unser Wiedersehn segnen wollte. Es war mir ein recht erfreulicher An-

blick, wie ich die beiden den edlen Bettenburger, auf den ich sie durch meine Briefe fast bis in's Ungeheure gespannt hatte, in's Gesicht fassen sah. Daß sie in seiner freundlichen, ächt deutschen Bewillkommung ganz das und noch viel mehr fanden, als sie erwartet hatten, las ich aus ihren Mienen.

Den 10ten April. Vorgestern Abend las ich Axel und Walburg von Öhlenschläger vor, zum recht wonnigen Entzücken unseres edelen Wirthes. Bei Tische wurden Gespräche darüber geführt, alle Knoten und Zweifel gelöst, alles Gute viel lebhafter anerkannt, als von den Herrn Recensenten, dabei aber auch die Mängel des Stücks nicht übersehn. Das ist so recht was für den Ritter, der täglich das Recensiren als Lieblingsgeschäft treibt, wenn er gleich nie eine Recension niedergeschrieben.

Gestern waren wir beim Vetter Ferdinand in Wetzhausen, dessen altes Schloß, woher alle diese Truchsesse stammen, uns schon von ferne Ehrfurcht einflößte. Da wir in solcher Gesellschaft kamen, kannst du leicht denken, wie herzlich wir aufgenommen wurden; als wenn wir Kinder des allgeliebten Ritters wären! — Nach dem Essen gingen wir in die Kirche, um die Grabsteine, Bilder und Wappen des Truchsessischen Stammes zu besehen. Der Vet-

tenburger erklärte uns alles. Bei einer langen Inscription, die ihm Wilhelm vorlesen mußte, verweilte er lange, und kam am Ende auf seinen verstorbenen Justiziarius zu reden. „Ich gab ihm ein Todtenmahl," sagte er unter andern; „erst waren wir traurig; am Ende aber wurden wir doch wieder froh, und so soll es sein! Wenn ich einmal sterbe, dann versammelt euch alle, ihr lieben, denkt meiner im Guten, trinkt am Ende noch einmal meine Gesundheit, und geht froh und vergnügt auseinander." — Auf dem Kirchhofe führte er uns an den aufgerichteten Denkstein, unter dem sein Vater begraben liegt. „Das war ein Mann," sagte er, und umschlang den Stein, „ein herrlicher Mann; er war alles, was der Stein von ihm sagt, und jetzt — kennt man ihn kaum mehr!" Die Thränen rollten ihm über die Backen, und von uns Anwesenden konnte keiner ohne Wehmuth ein Wort sprechen. Solch ein Mann, wie dieser edle Ritter, dachte ich bei mir, darf der Geschwisterliebe wohl ein Denkmal setzen. — Ja, lieber Bruder, unser Ritter hat viele Seiten, wegen derer man ihn bewundern, lieben, verehren muß. Aber seine Elternliebe, seine Geschwisterliebe, sein Sehnen und Streben, diese Liebe in seiner Familie rege zu erhalten, die ist wohl die schönste. —

Übermorgen geht's von hier über Meiningen, wohin uns der Ritter begleitet, nach Rudolstadt. Also nur noch zwei Tage. Aber ich will sie mir schon lang zu machen wissen. Was würde ich zu andrer Zeit drum geben, nur zwei Tage bei ihm sein zu dürfen!

Rudolstadt, 16. April 1811.

Die beiden letzten Tage brachten wir still und fröhlich unter uns auf der Bettenburg zu; am Mittwoch regnete es und Gründonnerstag flatterten die Schneeflocken an unsern Fenstern. Wir kamen kaum aus dem Zimmer; aber grade in diesen Tagen dünkte es mir so recht behaglich auf der Burg: das Gespräch war traulich, und wir hatten schöne Sachen zum Vorlesen, das Lied der Nibelungen und Sigurds Tod von Fouqué. Gegen dies letzte Stück war ich ein wenig eingenommen, weil der Romantiker Pellegrin der Verfasser ist; allein dieser scheint wirklich mit dem Namen Pellegrin auch die Romantik abgestreift zu haben. Er hat den herrlichen Stoff aus der nordischen Mythengeschichte wacker aufgefaßt und einfach dargestellt; und ich begreife, wie unser Ritter Lust hatte, es in unsrer Gesellschaft zum drittenmal anzuhören. — Den letzten Mittag wurden wir noch einmal auf gut fränkisch bewirthet, und

eine Flasche alten Steinweins machte den Beschluß. „Ich habe nur wenig mehr von dem alten Kerl," sagte er, „ihr müßt ihn aber doch kosten." — Gegen Abend hörte es zu schneien auf, und am westlichen Horizonte zeigten sich rothe Streifen, die sich nach Norden zogen, „ein Zeichen," sagte der Ritter, „daß wir Morgen auf unsrer Meininger Fahrt gut Wetter bekommen." Diesmal gingen wir um 7 zu Tische, und nachdem wir unsre Pfeifen geraucht hatten, bald zu Bette, weil wir um 4 Uhr wieder aufstehn sollten. Das war denn die letzte Nacht auf der Bettenburg!

III.

Ernstes und heiteres Allerlei.

1.

Der ägyptische König Ptolemäus Lagi brachte aus dem Morgenlande zwei nie gesehene Dinge zurück: ein ganz schwarzes baktrisches Kameel und einen Menschen, dessen eine Hälfte kohlschwarz war, die andere schneeweiß. Nach mehreren Schauspielen, die er den schaulustigen Ägyptern auf dem Theater gegeben hatte, ließ er zuletzt auch das Wunderkameel und den halbweißen Mohren vorführen, und zweifelte nicht, alle Zuschauer würden in ein staunendes Entzücken gerathen. Aber gerade das Gegentheil geschah. Wiewohl das Kameel mit einer golddurchwirkten Purpurschabracke geschmückt war, und einen Zaum voll Edelgestein trug, erschrak dennoch das Volk so heftig, das es aufsprang, und im Begriff war, davonzulaufen. Als aber der schwarzweiße Mensch erschien, brachen die meisten in ein lautes Gelächter aus, und die nicht lachen konnten,

erschauderten. — Manche unförmliche Kameelgeburt der modischen Afterromantik hat noch in neuern Zeiten die deutsche Bühne betreten, und das Publikum, bethört vom Goldschmuck und Demantschimmer der äußern Erscheinung, ist nicht zurückgeflohen. Anders ist es Gottlob! den zweifarbigen, halb in Himmelsglanz, halb in Höllenschwärze getauchten Erzeugnissen einer frommheuchlerischen Zwittermuse ergangen, die nicht allein die Phantasie zerrütten, sondern, was noch weit schlimmer ist, das Herz und die Seele verpesten. Sie sind theils mit Gelächter, wovor die Hölle erbebt, theils mit dem Schauder des Entsetzens, den alles Unsittliche erregt, von der sonnigen Bühne des Lebens verwiesen, und werden nur noch in einigen Kellergewölben von lichtscheuen Götzendienern verehrt.

2.

„Viel Großes und Schönes (sagt de la Motte Fouqué) haben die Xenien und ihre Genossen in Schillers Almanach angeregt, viel Niedriges und Häßliches vernichtet. Zugleich ist auch nach dem Gewitterregen vieles Unkraut mit aufgeschossen, wie denn das in der Natur der Sache liegt. Aber mehreres und ernsteres Unheil hat wohl kein Tropfen daraus angerichtet, als folgende Worte:

„Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
„Zahlen mit dem was sie thun, schöne mit dem was sie sind.“—

Es ist so hübsch bequem, mit dem zu zahlen, was man ist; bekäme man auch einmal zum Thun einige Lust, man würde ja vor sich selbst dadurch in die Klasse der Gemeinen heruntergesetzt u. s. w.“ Man darf allerdings anfragen, ob die Einkleidung des Gedankens in schneidende Gegensätze verfehlt sei; da die Gegenüberstellung der gemeinen Naturen und der schönen alle dazwischen stehenden auszuschließen scheint; über den Gedanken selbst aber darf sich der Tadel kein Recht anmaßen. Schiller, oder wer der Verfasser sein mag, wollte gewiß nicht göttlich Hohes dem diabolisch Verworfenen entgegenstellen; vom Teufel wird ja ohnehin kein Geschenk genommen; auch wollte er gewiß der Bequemlichkeit das Wort nicht reden, noch den Ausdruck zahlen zu buchstäblich genommen wissen. Der einfache Sinn der schönen, aus tiefer Beobachtung geschöpften Bemerkung ist: Es giebt sittliche Naturen, die höher, es giebt ihrer, die tiefer stehn, aber doch auch zu den sittlichen gehören. Jenen ist das Hohe und Schöne wie angeboren, sie stehn in ursprünglicher Reinheit da, dem lauteren Quelle gleich, der dem Felsen entsprudelt und den durstigen Wandrer labt. Diese erlangen es

erst durch unablässiges Ringen, gleichwie der lehmgetrübte Bach des Aufwandes von vielen Künsten bedarf, ehe er trinkbar wird, und dann doch an Klarheit und Frische den Quell nicht erreicht. Kein Dichter hat beide Naturen schöner gezeichnet als Sophokles in der Antigone. Höchst edel erscheint Ismene in ihrem Streben, der Antigone gleich zu sein, und Kreon, nach seiner Denkart, spricht zu ihr, sie zeige sich jetzt eben erst thöricht, die andere sei es von Geburt an gewesen! Aber nicht erreicht sie durch ihr Thun, was jene durch ihr Sein. Wenn dagegen jene, trotz dem grausamen Befehle Kreons, eigenhändig ihren Bruder bestattet, wer möchte sagen, sie habe ihr Sein durch „ihr Thun hinunter gesetzt." Wollte man fragen, wessen Verdienst größer sei, der von den Göttern mit Kraft und Gnade gesegneten Antigone, oder der minder begnadeten Ismene, so hat Schiller wenigstens (und wohl mit Recht) die Frage nicht beantwortet.

3.

Richardsons Pamela, oder die belohnte Tugend, verbreitete seliges Entzücken über ganz England. Es war auch eine absonderliche Erscheinung, eine sittliche Helena, die durch Alleinbesitz alle Seelenschönheit aus

der übrigen Welt schien verbannt zu haben. Fielding nahm die gefeierte Pamela in seinen Joseph Andrews auf, ließ sie ihre Tugendrolle eine geraume Zeit hinter den Coulissen fortspielen, und endlich selbst hervortreten. Was fand sich da? Eine wahre Zieräffin und Putznärrin, roh und ungebildet, voll Bauernstolz auf den ihr anvermählten höhern Stand und kokett wie ihr Spiegelbild. Man sah nun der Richardsonschen Pamela scharf ins Gesicht und ward gewahr, daß sie eben auch nichts anderes sei; und mit der Tugendheldin war es aus. So ward am armen Richardson durch die Hand eines Gewaltigern ein ästhetischer Todtschlag verübt.

Etwas ganz anderes hat sich in unsern Tagen begeben. Göthe's Meister, der kräftige, der lebendige, der geistreich unterhaltende, der vielfach ergötzende, der tief belehrende, sollte, auf Veranstaltung des Herrn Basse in Quedlinburg, während seiner Wanderung erschlagen werden. Ein Zachäusmännlein mit strampelnden Füßchen und dürren Spinnenfingern, die eine von der Göttin Langweile geschmiedete Waffe trugen, ward zu dem Zwecke ausgesandt. In einem Hohlwege begegnete das Männlein dem verfehmten Wanderer; und was geschah? Es erschrack

so heftig vor der Hoheit dieses Gegners, daß es sogleich todt zu Boden sank.

Zwei ovidische Götter, die zusahen, erbarmten sich, und verwandelten das Männlein in einen Krebs; worauf es mit rückwärtsschreitender Behaglichkeit langsam nach Quedlinburg sich zurückbewegte, wo es, dem Vernehmen nach, am zweiten Ostertage des Jahres 1822 anlangen, und vom Herrn Basse verspeist werden soll.

4.

Bei diesen zwei Zulangern! (by these pickers and stealers) schwört Hamlet, d. h. bei diesen Händen! Der Ausdruck ist aus dem englischen Katechismus genommen, wo als eine Nächstenpflicht geboten wird, to keep his hands from picking and stealing, die Hände rein zu halten vom Zulangen. Würde diese Katechismus-Vorschrift befolgt, so wären mindestens zwei Übel weniger in der Welt, — der Seelenfang und der Büchernachdruck.

5.

Der Doppelverfasser von „Klopstock und Schiller.“

Hoffmann, in seiner unvergleichlichen Prinzessin Brambilla, schildert als ein ächtmystisches Wunder-

thier zwei an den Gesäßtheilen zusammengewachsene Prinzen, die gemeinschaftlich in die Quere denken.

Ein solcher Doppelprinz ist neulich in Süddeutschland geboren oder entstanden. Zwei abgelebte Mystiker von einiger Denkanlage, ein Musikus und ein Anachoret, die beide fühlten, daß jedem von ihnen zum vollständigen Denkgeschäft noch etwas mehr fehlte, als die halbe Kraft des andern, vereinten sich, um durch gemeinsame Anstrengung so viel Gift zu erdenken, als hinreichend wäre, um Schillern im Grabe ein ewiges Garaus zu machen. Sie begannen: der Anachoret, nach Osten gewandt, überlud sich mit schwülem Samum des Morgenlandes, der Musikus sog westliche Marschnebel ein. Das wogte und wühlte in ihnen, durchkreuzte sich auf tausenderlei Weise, vermischte sich, und schoß endlich in die Quere fort, an Gestalt — nicht an Kraft — ähnlich einer giftigen Klapperschlange,

monstrum horrendum, informe, ingens.

Man weiß in der That nicht, soll man in dem querdenkenden Doppelwerke, das, gegen einen der Edelsten Deutschlands gerichtet, zu Deutschlands Schande einen Verleger gefunden, mehr staunen über das boshaft Schlangenhafte des Vorsatzes oder über das einfältig Taubenmäßige der Ausführung.

Die Ausführung, das denkbar Dümmste zehnfach überbietend, könnte ein Lächeln abnöthigen, wenn nicht der Vorsatz mit gerechtem Unwillen erfüllte.

Dank dem wackeren Heinrich Döring, dessen eben erschienene Lebensbeschreibung Schillers den tiefen Geist, die sittlich religiöse Denkart, und die unsterblichen Leistungen des seltenen Mannes mit eben so herzlicher Liebe als umsichtiger Treue und Genauigkeit zu würdigen sucht.

6.

Gott! wie ist es jetzo so Nacht auf dem romantischen Parnasse, und wie dunkelt es sich immer mehr zu! Beim Himmel, wer die Schriften eines A — m, eines G — r, eines T — s, eines S — e, und so mancher andern namenlosen Namen liest, bedarf viel Glauben, Liebe und Hoffnung, um auszuhalten in dem todten Leben, das nicht einmal ein lebendiger Tod werden kann. Unser Ernst Wagner hat mir in seinem ungedruckten und unvollendeten Jesus von Nazareth ein herrliches Wort des Trostes in das Herz geredet:

Und will die Zeit nicht, daß das Gute glücke,
    Du bleibe doch des Guten dir bewußt.
Das Ideal im aufgehob'nen Blicke,
    Die beß're Vorwelt in der reinen Brust.

Ertrage stolz die Gegenwart; beschicke
Der Zukunft Feld mit stets erneuter Lust.
Denn ewig treibt der Keim zu schönen Thaten
Fort in der Schöpfung tiefverborgnen Saaten.

Heil dem Vollendeten, und wer unter den Jetztlebenden mit ihm gleiche Bahn wandelt! Ihre Sonne möge die giftigen Nebel zerstreuen.

7.

Zur Ruhe bringen wollt ihr den Giftigen, und ihr meint, scharfe Recensionen könnten das bewerkstelligen? Wißt ihr nicht, daß die gehetzte Kröte neues Gift gewinnt, und mit dem Gift neuen Lebensbalsam? Laßt ihn unbemerkt und ungereizt; er wird in kurzem an unendlicher Giftlosigkeit verrecken.

8.

Der rechte Zorn ist göttlich, und ohne ihn ist keine rechte Liebe. Das aber ist der Fluch der Zeit, oder vielmehr der Menschen, welche die Zeit machen, daß man den rechten Zorn verlernt, und mit ihm die Liebe verliert. Gleichgültigkeit! Du bist das Grab alles Lebens, und Witzelei über oder auch nur bei dem Heiligen ist die Leichenbitterin, denn wo die erscheint, ist das Leben schon todt geschlagen. O Freunde! laßt uns doch wahr, einfach und tief werden und bleiben, und das Göttliche aner-

kennen und lieben in jeder Form, und das Schlechte das Ungöttliche aufdecken und hassen in jeder, auch der reizendsten Schaale. Dafür und dazu laßt uns Freunde sein, und helfen, Jeder nach seinem Maß, alle aber mit gleichem Willen.

9.

Eine Frau aus einem bei Mekka gelegenen Dorfe, die Alles hatte, nur keine Kinder, nahm ihre Zuflucht zum Grabe des Propheten. Da sie selbst nicht hinwallen mag, um den Kindersegen zu erflehen, so sendet sie ihre junge unvermählte Schwester, und diese, ein recht unschuldiges Ding, wirft sich gläubig nieder und nüchtern, wie die Vorschrift es will. Indeß sie nun brünstig fleht für die unfruchtbare Schwester, wirkt die Nüchternheit. Es fängt an in ihrem Leibe zu rasseln und zu rumoren; da unterbricht sie ihr Gebet voll Schreckens: „O heiliger Prophet, es ist nicht für mich, es ist für meine Schwester.“

Wie viele unschuldige Poeten unserer und aller Zeiten hegen den Wahn dieser liebenswürdigen Muhamedanerin! Sie halten Nüchternheit und Magengerummel für eine Wirkung und Eingebung des heiligen Musengottes. Namen nenn' ich nicht; denn es sind ihrer eine Legion.

10.

Der Plagiarius.

„Du sollt nicht stehlen!“ sagt die Schrift. Und nun, Freund, auf dein Gewissen! hat dein vielgepriesener Y. dies Gebot erfüllt? — Drum spare dein unzeitiges Mitleid, und gönne ihm die von der Nemesis ertheilte Beschimpfung. Er ist frech und anmaßend, und geht recht darauf aus, alles das mit Füßen zu treten, wovon er gelernt, und woraus er gefingert hat, so wie diejenigen, die eine zu große Schuld fremder Gedanken auf sich geladen haben, der Regel nach die undankbarsten Anerkenner fremder Trefflichkeit sind, um sich selbst der so unbequemen Verpflichtungen vergessen zu machen.

11.

Der Recensent und Dichter Z..t bleibt mir immer eine der lächerlichsten Figuren, die mir je aufgestoßen sind. Daß er bisweilen einen guten Gedanken fängt — laß dich nicht wundern, mein Freund, denn im Grunde geht seine ganze Geistesthätigkeit auf nichts, als jedes Fünklein, das in ihm rege wird, zu haschen, es genau von allen Seiten durch's Mikroskop zu betrachten, und es dann in gebundener und ungebundener Rede zu gelegentlichem Gebrauch

zu bewahren. Ein Elephant könnte ihm ganz unbemerkt vor der Nase vorübergehen; aber eine Käsemilbe sieht er auf hundert Schritt. Sei versichert, wenn wir beiden, du und ich, uns nur Zeit nehmen wollten, alle Blasen zu mustern, die gelegentlich in unserm Gehirn aufsteigen, und all' unsere Träume aufzuzeichnen, wir würden bald sehr potenziirte Z . . tte sein.

12.

Ein Teufel sind Sie zwar, mein Hochverehrtester, aber kein bösartiger, sondern ein grundehrlicher. Ehrlich vermeinen Sie, daß auf dem Baume der Vernunft und der Selbstforschung die Frucht des Todes wachse, und wollen uns diesen Glauben einflößen mit dem Eifer des eiferigsten unserer modernen Thaumaturgen. Wohl Ihnen, und wohl uns, Sie können keine Mumie mehr ins Leben rufen, und dem Gestern gebieten, daß es heut wiederkehre.

13.

Du Glücklicher! — denken kann ich mir, mit welcher Freude du um G . . . . weilst, und wie dies Gestirn dein ganzes Leben auf das Herrlichste erleuchten muß. Was so erhaben und göttlich ist, an dieses sich kindlich und ganz anschließen, ist nicht Schwä-

che, sondern auch Selbstständigkeit; denn eben die kindliche (nicht knechtische) Art deiner Hingebung ist mir Bürge, daß du dein eigentliches Selbst nicht zum Opfer bringen wirst. Wer kann sagen, daß er zu einer so glücklichen Stunde in das Meer dieses Lebens ausfuhr, und von einem so beständigen Winde getrieben werde, um durchaus nicht des Kompasses oder des Nordsterns zu bedürfen? Wohl dem, der seinen Führer bald und willig erkennt und sich dadurch würdig macht, geführt zu werden, und dereinst wieder zu führen. Was redet man doch von der Schädlichkeit der Autoritäten? Man achtet diese jetzt nicht genug. Ewig hat es Vorbilder und Nachfolger geben müssen, und nie hat das Ei um so viel klüger denn die Henne sein wollen, als jetzt? Wo giebt es denn noch rechten Enthusiasmus für einen großen Genius? und wo giebt es aus eben dem Grunde noch reinen Enthusiasmus für Ideen und für Gott? — Nie sah und sprach ich G....; also weiß ich auch nicht, wie seine Nähe wirkt. Du sagtest, dich erhebt sie, während sie andere zu Boden schlägt. Vielleicht sind das eben die, welche die größte und erhabenste Idee, das Schicksal in der griechischen Tragödie, so nieder schlägt, daß sie gar nicht davon sich erholen können. Solche sind es werth, gelähmt zu werden

und nur so viel Kraft zu behalten, um ihr Dasein weiter zu schleppen.

15.

Von Sch . . . soll ich schreiben? Beinah hätte ich Lust ihn zu überspringen; aber das ist gegen meinen Vorsatz, und der Stein liegt auch zu breit in deinem Briefe. Gar köstlich ist Sch . . von Shakspeare in der Person des Herrn Spärlich geschildert worden (Lustige Weiber von Windsor I, 4). Dieser Meister Spärlich hat nun wunderbare Manieren. Er geht im Anapästenschritt und rudert dabei fortwährend mit den Armen; wenn er aber bei Tische sitzt und spricht, dann braucht er einen weiten Spielraum, weil seine Arme lauter wagerechte Kreise schlagen, wie der Geist ihn treibt. Aus seinem Gehirn kriechen ganze Ameishaufen von Versen, Romanen und Recensionen hervor, alles voll Geist und Leben; nur leider haftet nichts recht. Jetzt ist sein Kopf voll von Romanen- und Tragödienembryos; da aber wegen der Kleinheit nicht alles gehörig Platz hat, muß einiges schon im siebenten oder fünften Monat entbunden werden. Sein neustes Produkt ist eine Theorie des Komischen. Nach dieser weiß er auf ein Haar zu bestimmen, was lächerlich, was

launig, ironisch, humoristisch, zwergfellerschütternd u. s. w., und warum es eins von diesem oder dies alles ist. Wenn ich da erwäge, wie oft man diese Dinge mit einander verwechselt, und in welcher Verlegenheit man bei Cervantes und Shakspeare ist, ob man lachen und nach welcher Theorie man lachen soll, so bin ich auf die Erscheinung der Sch . . . schen äußerst begierig. So habe ich z. B. von Sch . . . erfahren, daß die Runen in Fouqué's Sigurd gar nicht lächerlich sind, und noch viel weniger die Karfunkeln und Hyazinthen in Werners Weihe. So fragte ich Sch . . ., ob es lächerlich sei, wenn Don Quixote beim Eintritt in das Haus des Don Riego schwer zu seufzen anfängt, weil er eine Menge Krüge von Toboso erblickt, die ihn an seine geliebte Dulcinea erinnern. „Nein," sagte er, „nicht lächerlich, sondern lachenerregend," und das bewies er mir sehr scharfsinnig. Überhaupt kann man, wenn man ein besseres Gedächtniß hat als ich, viel von ihm lernen. So erfuhr ich von ihm, was ich noch nicht wußte, daß sein lustiger Reisender nach K. besser sei als Yoricks empfindsamer. Den ** habe ich noch nicht gelesen und werde es auch schwerlich. Willst du aber ein Urtheil haben, so fodere nur. In diesem Falle mache ich es wie Sch . . ., der viel über Shak-

IV.

Acht Hebräische Lieder von Byron.

Jephtha's Tochter.

Wenn, o mein Vater, unser Volk und Gott
Von dir verlangen deines Kindes Tod;
Wenn ein Gelübde dich mit Siegsruhm füllt,
So triff den Busen, der sich dir enthüllt!

Nicht werd' ich ängstlich um mein Leben flehn,
Die Berge sollen mich nicht wiedersehn.
Führt die geliebte Hand den Todesstahl,
So ist dem Tod genommen seine Qual.

Und glaub', o Vater, was mit frohem Muth
Ich künde: rein ist deiner Tochter Blut;
Rein wie dein Segen, eh' es mir entfließt,
Sei der Gedank' auch, der mein Auge schließt.

Wenn Salems Jungfraunschaar auch um mich klagt,
Der Richter und der Held sei unverzagt!
Die große Schlacht gewonnen hab' ich dir,
Und Volk und Vater danken Freiheit mir.

speare reflektirt und ein vollständiges Urtheil über ihn hat, aber außer ein paar Stücken auch nichts von ihm kennt. — Gottlob, da bin ich oben auf dem Stein: ich stelle mich an die scharfe Kante, und — plump! — da bin ich herunter und darüber.

IV.

Acht Hebräische Lieder von Byron.

Jephtha's Tochter.

Wenn, o mein Vater, unser Volk und Gott
Von dir verlangen deines Kindes Tod;
Wenn ein Gelübde dich mit Siegsruhm füllt,
So triff den Busen, der sich dir enthüllt!

Nicht werd' ich ängstlich um mein Leben flehn,
Die Berge sollen mich nicht wiedersehn.
Führt die geliebte Hand den Todesstahl,
So ist dem Tod genommen seine Qual.

Und glaub', o Vater, was mit frohem Muth
Ich künde: rein ist deiner Tochter Blut;
Rein wie dein Segen, eh' es mir entfließt,
Sei der Gedank' auch, der mein Auge schließt.

Wenn Salems Jungfraunschaar auch um mich klagt,
Der Richter und der Held sei unverzagt!
Die große Schlacht gewonnen hab' ich dir,
Und Volk und Vater danken Freiheit mir.

Ist längst dies Blut, das du mir gabst, verraucht,
Und dieser Ton, den du so liebst, verhaucht,
Sei eingedenk des Ruhms, den ich erwarb,
Und, o vergiß nicht, daß ich lächelnd starb.

Belsazars Gesicht.

Der König thront; es sitzen
Die Großen rings im Saal:
Wohl tausend Lampen blitzen
Beim festlich hohen Mahl.
Aus tausend heil'gen Bechern
Jehova's blinkt ihr Schein;
Es beut gottlosen Zechern
Jehova's Gold den Wein.

Im Saal, zu dieser Stunde,
Erhebt sich eine Hand
Am lichten Hintergrunde,
Und schreibet wie auf Sand.
Es regen sich in Eile
Die Finger an der Wand,
Und eine dunkle Zeile
Steht dort wie eingebrannt.

Der König sieht's mit Bangen,
Dahin ist alle Lust,
Blutlos sind seine Wangen,
Er ächzt aus hohler Brust:
„Versammelt die Gescheuten,
„Die Weisesten im Land,
„Dies Grau'ngesicht zu deuten,
„Das unsre Lust verbannt."

Hell sehn Chaldäa's Seher,
Doch hier versagt die Kraft;
Die Schrift bleibt dem Chaldäer
Verhüllt und räthselhaft.
Geübt sind Babels Greise
In tiefer Wissenschaft;
Doch nun sind sie nicht weise,
Ihr Auge sinkt erschlafft.

Gefangen lebt am Orte
Ein Knab' aus fernem Land;
Er hört des Königs Worte,
Er sieht der Schrift Verstand.
Die Lampen glüh'n im Saale,
Die Schrift steht offenbar;
Spät deutet er's am Mahle,
Früh zeigt's der Morgen wahr.

Voll sind des Königs Tage,
Sein Reich verdorrt wie Laub.
Gewägt auf Gottes Wage
Liegt er, ein leichter Staub.
Entrückt dem goldnen Throne
Schmückt ihn das Grabgewand.
Der Perser hat die Krone,
Der Meder hat das Land

Sanheribs Niederlage.

Der Assyrier kam, wie vom Sturmwind gerollt,
Die Schaaren, sie glänzten in Purpur und Gold,
Und es blitzten die Speere, wie Stern' in dem Meer,
Das Judäa umwallet so herrlich und hehr.

Wie die Blätter des Walds, wenn der Sommer ist schön,
War das Heer mit den Bannern am Abend zu sehn.
Wie die Blätter des Walds, wann gewüthet der Nord,
War das Heer am Morgen zerstreut und verdorrt.

Denn der Engel des Tods kam mit Sturmeswehn,
Und blies auf die Feind' im Vorübergehn;
Und das Auge der Schlafenden wurde so kalt,
Und ihr Herz hob noch eins sich, und brach alsbald.

Und da lag das Roß, die Nüstern weit auf,
Doch stumm in den Nüstern das stolze Geschnauf;
Und der Schaum lag weiß auf den Rasen gesprengt,
Und kalt wie der Gischt, der am Felsenriff hängt.

Und da lag der Reiter, ein grausiges Bild,
Mit dem Thau auf den Braun, mit dem Rost auf dem Schild.
Und die Zelte so schweigend, die Banner allein,
Die Trompet' auf dem Grase, die Lanz' auf dem Stein.

Laut jammert in Assur die Wittw' und die Braut,
Und es stürzen die Tempel, dem Baal erbaut.
Kein Schwert traf die Schaaren der Heiden; ihr Kern
Zerschmolz wie der Schnee vor dem Blicke des Herrn.

Saul und Samuel.

1.

Du, die machtvoll Todte ruft,
Zeige des Propheten Geist.
„Samuel, steig' aus deiner Gruft!
„König, schau, er steht vor dir."

Die Erde gähnt: er steht im Wolkenflor;
Das Licht brennt blau; da tritt er langsam vor.
In Tod erloschen ist des Auges Gluth,
Die Hand ist welk, die Adern ohne Blut;
Sein Fuß, dem Elfenbein an Schimmer gleich,
Verschrumpft und sehnenlos, strählt gräßlich bleich;
Von Lippen, starr und ohne Lebenskraft, —
Wie hohler Wind, — tönt's dumpf und geisterhaft.
Saul sieht's und fällt; so fällt die Eich' im Thal,
Mit eins zerschmettert von dem Donnerstrahl.

2.

Wer stört den Schlaf mir in der Gruft?
Wer ist's, der den Todten ruft?
König, du? Schau die Gestalt,
Blutlos ist mein Leib und kalt;
Meiner, morgen deiner auch,
Wenn dich rührt des Todes Hauch;

Eh das Morgen ist entflohn,
Bist du so, so auch dein Sohn.
Leb' wohl; heut' noch lebend hier,
Dann zusammen modern wir.
Dein Geschlecht (o grauenhaft!)
Liegt durchbohrt von manchem Schaft;
Und dein Schwert, von deiner Hand
Wird es auf dein Herz gewandt.
Kronlos endet im Gefecht
Sohn und Vater, Sauls Geschlecht.

Sauls Gesang vor seiner letzten Schlacht.

Krieger und Feldherrn, umfängt mich der Tod,
Weil ich euch führe zum Kampfe für Gott,
Lasset des Königes Leich' auf der Statt,
Tauchet die Speer' in die Herzen von Gath.

Du, der mir nachträgt Bogen und Schild,
Würde Sauls Volk von Entsetzen erfüllt,
Streck' mich im Augenblick todt auf den Grund;
Mein sei das Loos, den ihr Muth nicht bestund.

Fahrt wohl, ihr andern, doch nimmer, o Sohn,
Scheid' ich von dir, du mein Erb' auf dem Thron.
Hell sei der Goldreif, unendlich an Macht,
Oder sein würdig der Tod in der Schlacht.

Alles ist eitel, spricht der Prediger.

Ruhm, Weisheit, Lieb' und Macht war mein,
Reichthum auf Segensauen;
Aus goldnen Bechern trank ich Wein,
Umringt von holden Frauen.
Ich sonnt' in ihrer Schönheit Glanz
Mein Herz; in Lieb' erglüht' ich;
Der Hoheit reichen Blumenkranz
Gab mir der Himmel gütig.

Mein Leben lass' ich, Tag für Tag,
Am Geist vorüberschweben,
Ob mich sein Reiz wohl locken mag,
Es noch mal durchzuleben.
Kein Tag und keine Stund' entschwand,
Uneingetaucht in Wermuth;
Kein Gold, kein reiches Prachtgewand
Hielt fern den Geist der Schwermuth.

Des Feldes gift'ge Schlangenbrut
Vermag die Kunst zu bannen;
Die Schlange, die am Herzen ruht,
Wer zwingt uns die von dannen?
Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
Kein Wohllaut kann sie locken;
Dort sticht ihr Stachel ewig fort,
Das Herz, es muß verstocken.

Laura's Grab.

O! weggerafft so schön und rein,
Nicht last' auf dir ein Marmorstein!
Auf deines Rasens frischem Grün
Soll mild die frühste Ros' erglühn,
Umrauscht vom schaurigen Zypressenhain.

Und oft an jenes Bächleins Saum
Lehnt sich der Gram, sieht schweigend zu,
Und tief versenkt in manchen Traum,
Verweilt er lang' und regt sich kaum,
Aus Furcht, als störet' er des Todes Ruh.

„O laß! umsonst ist ja der Schmerz,
Kein banges Flehn erweicht den Tod!"
Wird so geheilt das wunde Herz?
So überwunden Angst und Noth?
Und du, der mir zuruft: „O laß!"
Dein Blick ist hohl, dein Aug' ist naß.

Die Sonne der Schlaflosen.

Schlafloser Augen Sonne, trüber Stern,
Dein feuchter Strahl, schwach zitternd und so fern,
Ein Licht, umwallt von tiefer Dunkelheit,
Wie gleicht es einer Freud' aus alter Zeit!
So scheint die Abendsonn' in's düstre Thal,
Sie scheint, doch nicht erwärmt ihr matter Strahl;
Dem wachen Kummer winkt die Lichtgestalt,
Hell, aber fern, klar, aber — o wie kalt!

V.

Fastnachts- und Hochzeitsdevisen.*)

1.

Viel harte Seelen gibt's auf Erden,
Wie täglich ihr mit Augen seht;
Doch der soll erst geboren werden,
Der dir, du Holde, widersteht.

2.

Wenn wir in höchsten Nöthen sein,
Und wissen weder aus noch ein,
Herr Gott, so gib uns was zu lachen,
Da wird das Andre sich schon machen.

3.

Um ein Paar Augen, wie wir wissen,
Hat Troja einst verbrennen müssen.
Und wolltest du die deinen brauchen,
Gleich würd's an allen Ecken rauchen.
Doch thu' es nicht, mein liebes Kind,
So lange wir in Heidelberg sind.

*) S. Briefwechsel mit Jean Paul S. 119.

4.

Ein Köhlermädchen du? Selbst nicht der Köhlerglaube
Nimmt für die schwarze Kräh' die weiße Taube.

5.

Der Hab' ich ist ein guter Mann,
Der Hätt' ich steht mir gar nicht an.

6.

An Heinrich Voß.

Zur prächtigsten der Maskeraden
Hat ihn Emilie eingeladen;
Allein er kommt ja nicht!
Ob ihm die Maske wohl gebricht?
Auch ohne Maske könnt' er kommen,
Und schwerlich würd' es wahrgenommen.

7.

Ich sah mit Wonne jüngst das Zauberland,
Das deinem sanften Pinsel sich entwand.
Des Tages Gluth erlischt, die Heerden ziehn
Schwerwandelnd durch der Auen dunkles Grün.
Der Alpenhirte folgt mit seiner Flöte,
Den Wald umsäumt der Glanz der Abendröthe;
Auf lindem Fittig schwebt herab die Ruh,
Und schließt dem Tag die müden Äuglein zu.
O da entschwand im Schaun mir Geist und Sinn,
Zu dir, zu dir zog mich's gewaltsam hin.
Wie? Deiner Sonn' Abglanz erregt schon solche Wonnen?
Wer denn ertrüge wohl die Sonne deiner Sonnen?

8.

Ja, wenn sie keine Flügel hätten,
Sie glichen, dir die Amoretten.

9.

Gern brächt' ich euch, ihr tugendreichen Schwestern,
Ein würdig Prachtgeschenk an diesem Tage;
Denn das Gefühl, das ich im Herzen trage,
Ist wahrlich nicht von heute noch von gestern.

Doch was es wär', ihr fändet noch zu lästern,
(Denn Frauen lästern gern, erzählt die Sage)
Auch kommt man nicht so leicht in meiner Lage
Zu Schnepfendreck und indian'schen Nestern.

Der Armuth dürftiges Geschenk nicht minder
Als was der Reiche beut, des Prunks beflissen,
Wird ja von Göttern huldreich angenommen.

So hoff' auch ich, ihr werdet, holde Kinder,
Mich nicht verschmähn mit Mandeln und mit Nüssen;
Und mögen euch die Kerne wohl bekommen.

10.

Beim Öffnen dieser Nuß gedachtest du gar wohl,
Es sollte was für deinen Schnabel geben.
Mein Kind, die Nuß ist ein Symbol
Von manchem Hoffnungswahn im Leben.

11.

Leicht zu knacken sind die Nüsse,
Knackte sie ein Andrer ein.
Holde Damen, nimmer müsse
Euch das Leben härtre streun.

12.

Geschäft'ge Martha, du, mit treuem Sinn,
Der edlen Wirthin edle Schaffnerin,
Mit festem Muth der Wirthin Steuer lenkend,
Und fremdes Wohl wie eignes Wohl bedenkend:
Dich preist die Muse. Doch dein Schönstes ist,
Daß du dir unbewußt zugleich Maria bist.
Du hast als Martha schon das beßre Theil erwählet,
Weil die Maria all dein Thun beseelet.

13.

Ich denk' und sinn' und denk', und wie ich mich zerquäle,
Nichts find' ich Schönres doch als eine schöne Seele.

14.

Die Sünde wider den heiligen Geist,
Soll ich euch sagen, wie die heißt?
Das ist sie, wenn man, leicht verstimmt,
Den heitern Scherz gar ernsthaft nimmt,
Erläßlich sind der andern Sünden Schaaren;
Wer die begeht, der muß zum Teufel fahren.

15.

Das Gute, liebe Fraun, ist überall nur rar;
Drum nehmt ihr hier so wenig Männer wahr.

16.

Zwölf Messer, zwölf Gabeln, zwölf Löffel, zwölf Tassen —
Und nur elftausend Jungfraun? Ich kann es nicht fassen.
Warum war das Dutzend nicht voll?
Ein Tausend ging verloren wohl.

17.

Unter einem Schock von Leuten
Gibt's manche, die nicht viel bedeuten.
Unter einem Schock von Witzen
Gibt's auch gar manchen ohne Spitzen.

1.

An Luise **.

In Griechenland es Sitte war,
Daß man an Hymens Brandaltar
Die weißumschleierten zarten Bräute
Mit Nüssen und Mandeln überstreute.
Nun leben wir zwar nicht in Griechenland;
Doch Hymen ist auch uns bekannt.

So wollen wir denn, du holde Braut,
Die dem edelsten Jüngling ward angetraut,
In unendlichen, ganz unendlichen Süssen
Dich überstreun mit Mandeln und Nüssen.

2.

Die Fraun, o Holde, lieben dich,
Weil nie kein Mann an seltnem Werth dir glich;
Die Männer lieben dich, weil traun!
Du bist die Königin der Fraun.

3.

In mancher Nuß hier unterm Pol,
In manchem Kopf auch ist es hohl.

4.

Verzeihe, liebes Kind,
Daß unter den Treffern auch Nieten sind.

5.

Da du Jean Paul neun Küsse gestohlen,
So wird dich neunmal der — Engel holen.

6.

Die abgelegte Mädchenmunterkeit.

Meine Munterkeit war so fein und zart,
Und dabei von so ganz eigener Art,
Daß, als ich sie abthat, sie von T — n ward
Sogleich in Spiritus aufbewahrt.

7.

Stift' eine Sekte du, und Jedermann
Hängt sich als Proselyt dir an.

8.

Gespräch.

„Wie kannst du, zarte, die Hühner und Tauben
Des Lebens so kalt, so neronisch berauben?"
Wahr ist's, viel hab' ich schon abgethan;
Doch das Hausgeflügel gewöhnte sich dran.

9.

Sonderbar,
Und doch ist's wahr,
Daß, sobald die Uhren gehn,
Die Perpendikel nicht stille stehn.

10.

Die Muse an sich selbst.

Wohl Alles les' ich, Zeil' um Zeile,
Sei's göttlich, sei es ohne Feile,
Sei's sinnreich, sei es dumm geschmiert.
Was kümmert mich die Langeweile,
Wenn's mich nur eben amüsirt?

11.

Wenn wir's genau beim Lichte besehn,
So findet man, daß Krebse rückwärts gehn.

12.

Luischen haben wir verloren!
Mein Herz zerbirst vor innerm Leid.
Gern traurt' ich; doch mir fehlt ein Trauerkleid;
Natur, verwandle mich in einen Mohren!

13.

Bemerkung.

Die Tauben gurren,
Die Hunde knurren,
Die Raben krächzen,
Verliebte ächzen.

14.

Mein theures Liebchen, merk' es wohl,
Stößt Kopf an Kopf, so klingt es hohl.

15.

Ein Weib, das nicht thut Sanftmuth üben,
Wird leichtlich eine böse Sieben.

16.

Den Frauen, sagt man, ist es eigen,
Daß sie nicht können wie Männer schweigen.

17.

Aerztlicher Rath.

Die du's auf Bällen dir zur Ehre schreibst,
Dich ohne Rast im Tanz herumzutreiben,
Wenn du nie sitzen bleibst,
So wirst du sitzen bleiben.

18.

Der Hund im Loche ruft: wau wau!
Xantippe war eine arge Frau.

19.

Vernehmen Sie, hochwerthgeschätzte Frau,
Nach Sonnenuntergang sind alle Katzen grau.

20.

Recept.

Nimm zwei Drachmen Taubengall,
Eine Unze Glockenschall,
Dreizehn Drachmen Krebsenblut;
Misch' es gut.
Solches wird dir alle Leiden,
Kopfweh, Schnupfen, Frost vertreiben.

21.

Der Papagoy an Luise.

Aus Indien, dem Land der Papagoyen,
Zog ich durch Piemont, Savoyen,
Kiel, Querfurt, Schweinfurt, Ravensperg,
Und kam zuletzt nach Heidelberg.
Hier bei der holdesten der Frauen,
Bei Wischen thät ich mein Hüttlein bauen;
Denn hier, sonst nirgend fand ich ja
Die heimische Sakontala.
O könnt' ich ewig bei dir sein!
Könntst du mir stets mein Futter streun!

Mit deiner zarten Hand mich streicheln,
Mit deiner linden Huld mir schmeicheln! —
Doch da geschieden werden muß,
So komm und nimm den Abschiedskuß.

22.

Fischlein, die ihr schnell wie die Zeit enteilt,
Den Silberstrom mit goldnen Rudern theilt,
Die ihr vom Frühroth bis zum Abendthau
Euch frei bewegt im feuchtverklärten Blau
Und ungehemmt verfolget eure Bahn
Bis zum unendlichen Weltocean,
Wo aus den Schranken ihr der Sterblichkeit
Schaut in die unerforschte Ewigkeit:
Ihr, Bild der Freiheit, lebensfrische Fische,
Wie lieb' ich euch — gebraten auf dem Tische!

23.

Max deklamirt ein Klingedicht
Von mystisch süßen Geistesbanden.
Luischen staunt und sinnt und spricht:
„O schön! — ich hab' es nicht verstanden."

24.

Gespräch.

„Was spricht die Stadt von meiner Reimerei?"
Nichts, Freund, und du gewinnst dabei.

25.

Luise an Max.

Daß deine Werke dich ganz sicher überleben,
So laß nach deinem Tod sie in den Druck erst geben.

26.

Der Dichter.

Mein Liedercyklus und mein Volksroman —

Luise.

Lauf, Freund, und opfere sie dem Vulkan.

27.

Der Gassenkoth, recht als geschäh's mit Fleiß,
Macht weiße Strümpfe schwarz und schwarze weiß.

28.

„Ich habe Verstand bis über die Ohren."
So bist du mit hohem Verstande gebohren.

29.

Luise an den Sänger der Luise.

„Schon siebzig Jahr, mein Voß?"
Nicht ich, mein Taufschein bloß.

30.

Bemerkung.

Romantisch siehst du aus, o Puter,
Doch schmeckst du klassisch, Seelenguter.

31.

Gestern piepten wir im Klee,
Heut sind wir Hochzeitfricassee.

32.

Der Kuchen, roth wie ein Rubin,
Ist von der Hochzeitkönigin
Eingerührt mit eigner Hand;
Drum wird er Königskuchen genannt.

33.

Die Romantik.

An Luise.

Um einen Uhu dir zu holen,
Der durch den Schornstein sich eingestohlen,
Stiegst du, nachdem verlöscht die Kohlen,
In einem Essenkehrerröcklein
Den Schlot hinauf, und hieltest hoch ein Stöcklein.
Da glupt' auf dich aus schwarzem Ruß
Der ruppige Erzromantikus,
Der aller Tollen sich bemeistert,
Und Star und Mar zu Singsang begeistert.
Als du nun höher hieltest den Kopf,
Da krallt' er sich in deinen Schopf,
Daß du, wie ein vom Sturm entwurzeltes
Bäumlein vor Schrecken herunterpurzeltest. —
So geht's, wenn man sich zu Romantikern hält;
Von nun an halt Haus in der wirklichen Welt.

34.

Max.

Ich hoff' umsonst, zu meiner Epopoe
Papier, das weiß genug ist, aufzutreiben.

Luise.

Verdienst muß dem Verdienste bleiben,
Schreib's in den Schnee.

35.

Gespräch.

„Warum so traurig, liebes Kind?"
Ach Gott! die Ernstigkeit beginnt.

36.

Der Hahn schmeckt köstlich jedem Magen,
Nur Petrus konnt' ihn nicht vertragen.

37.

So lang' wir auch am Versseil winden,
Wir können nicht das Ende finden.
Ich fürchte, wer die Vers' uns gab,
Schnitt wohl das Ende sich erst ab.

38.

„Warum Schuhmacher keine Verse schickt?"
Er weiß am besten, wo der Schuh ihn drückt.

39.

„Mein Englein mit den Silberlocken,
Um die ich ach! so zärtlich warb,
O Gott! dies holde Englein starb —“
Aus Liebe für Sie? — „Nein an den Pocken.“

40.

Farbentheorie.

Schlotfeger und Bäcker, die barten sich heiß,
Da schlägt der Bäcker den Schlotfeger weiß.
Der aber bemächtigt des Widerparts
Sich im Flug' und schläget den Bäcker schwarz.
Der Lohgerber kommt und bittet und droht;
Nichts hilft; da schlägt er sie roth.
Zuletzt kommt des Indigofärbers Frau,
Und schlägt Gerber und Bäcker und Schlotfeger blau.

41.

Hoch geht's auf der Hochzeit her!
Ach, wenn's immer Hochzeit wär!
Doch auf Frühlingsblumenspiel
Folgt der Sommer, heiß und schwül.
Doch erträgt man alles gleich,
Wird der Herbst nur früchtereich.

42.

Adam biß in den Apfel, er konnt' es nicht besser,
Denn noch nicht erfunden war das Messer.

43.

An Luise.

Als Heinrich Voß, weil's grad' ihm so behagte,
Jüngst nach Asmodi dich befragte:
„Asmodi!" riefst du aus, „den hört' ich niemals nennen;
„Hab' nicht die Ehre, den Herrn zu kennen."

44.

Luise.

Ihr Leutlein, hört, dem Ehstandsorden
Bin einverleibt ich heute worden.

45.

Holdsel'ger Widerspruch! O Wunderglaube!
Luis' ist ohne Haub', und sitzt doch in der Haube.

VI.

Ueber die Wolken des Aristophanes.

Die Wolken sind ein Erzeugniß jener Zeit, da die Philosophie aus der Stille einzelner Weisen unter die Menge der Unmündigen gerieth, und klügelnde Sophisten Athens Sittenverderb beförderten. Der Dichter zeigt, wie durch die Afterweisheit neumodischer Erzieher die Kraft und Einfalt der edlen marathonischen Zeit in weichliche Üppigkeit ausarte; wie im unreifen Volke vorwitziges Vernünfteln die Stützen der Tugend und der Religion wankend mache; und Spitzfindigkeit jetziger Volksschwätzer, Recht und Unrecht verwirrend, der schlechten Sache vor der guten den Sieg erkünstle.

Um diese gefahrdrohende Sophisterei durch Spott von der Bühne zu bekämpfen, war dem Dichter eine namhafte Person unentbehrlich. Warum aber wählte er den Sokrates, den wahrhaft Weisen, den erklärten Feind jener Klügler, dem nur Unverstand oder Bosheit die Schuld der Sophisten aufbürdete? Das

Mährchen, Aristophanes sei von Anytos und Melitos, die nach 23 Jahren den Sokrates auf den Tod anklagten, bestochen worden, widerlegt sich schon durch die Zeitferne. Eben so wenig bewog ihn persönliche Abneigung, oder gar Rachsucht, weil Sokrates, wie Älian und Andere berichten, der leidigen Komödie die Zuhörer verlockt habe. Des Sokrates Achtung für die Komödie erkennen wir in Platons Gastmahl, wo Sokrates den Aristophanes und den Agathon nöthigen will, einzugestehn, daß, Komödien und Tragödien zu machen, für einen und denselbigen gehöre, und der künstlerische Tragödiendichter auch der Komödiendichter sei: ein Ausspruch, den Shakspeare so glänzend bewährt hat. Aus demselbigen Gastmahl sehen wir das gute Verhältniß zwischen Sokrates und Aristophanes. Und wie höchst unschuldig dieser dem Sokrates und dessen Freunden erschien, bezeugt Xenophon, der mehrmals ohne Groll des Aristophanes gedenkt; vor allen Platons berühmtes Epigramm:

Als sich die Chariten suchten ein Weihhaus, das unverfallend
Dauerte, fanden sie froh hier Aristophanes Geist.

Wir wissen, daß Platon die Wolken dem König Dionysios zuschickte, um daraus Athens Zu-

stand kennen zu lernen; und daß er in hohem Alter, sein Haupt auf des Aristophanes Werke gesenkt, entschlummerte. Was also einige Scholiasten von einer natürlichen Abneigung zwischen Komikern und Philosophen vorbringen, ist wenigstens nicht auf Aristophanes und Sokrates anwendbar. Richtiger urtheilt der Scholiast bei V. 97, der Dichter habe den Weltweisen ohne Bitterkeit auf die Bühne gebracht.

Grade dieser, als scharfsinnigster Denker und unbescholtenster Mann geachtete Athener mußte es sein, der dem Dichter für die unnützen Grillen und verderblichen Spitzfindigkeiten des Zeitalters Namen und Person hergab. Sein gegründeter Ruf schützte ihn vor Verwechslung mit dem komischen Nachbilde. Wer einen anerkannt Freigebigen in scherzhafter Laune als Filz, einen Mäßigen als Prasser, einen Wahrhaften als Flunkerer, einen Geistreichen als Pinsel anklagt, beleidigt nicht. Gut gewandt ist der Scheintadel so feines Lob, wie das entgegenstehende Scheinlob bitterer Tadel wird. Der heitre Athener verstand Scherz, und zwar so gründlich, daß er den erhabenen Dionysos selbst, den Begeisterer des Drama's, in eine komische Fratze entstellt, sehn konnte, ohne dem Gott seine Ehrfurcht zu entziehn. Weder des So-

krates Person, noch irgend eines Schulhauptes, verfolgt Aristophanes hier mit jenem feindseligen Ernste, den er in den Rittern dem mächtigen und gefährlichen Kleon entgegenstellt. Nicht dieser und jener einzelne Sophist war wichtig genug; das ganze Unwesen der Sophisterei, woran jeder mehr oder weniger Theil hatte, sollte gestürzt werden. Weil nun dem weisen Sokrates mehrere dieser Scheinweisen nicht an Scharfsinn allein, sondern an Strenge der Sitten sich gleich geberdeten, oder, wie es (Vögel V. 1288) heißt, sokratelten; so gab solcher Sokratelei der Dichter Persönlichkeit, und schuf einen Aftersokrates, der dem unerreichbaren Vorbilde nur auffallende Züge possirlich nachäfft. Man denke sich Kantianerei, Pestalozzianerei, oder welche Anerei man will, zu einer Person belebt, die des vielköpfigen Schwarms gesammte Thorheit und Sündhaftigkeit in Einen Kopf fasse, und dabei fratzenhaft den vorgeblichen Meister spiele. Eben so läßt Aristophanes seinen sokratelnden Gaukler dem wahren Sokrates einzelne vorstarrende Eigenthümlichkeiten mit Übertreibungen nachäffen: als Gang, Geberde, Tracht, Lebensart (V. 104. 361. 414.), Gleichnisse aus der gemeinen Natur (V. 235), sein Bild von der Hebammenkunst (V. 138), seine Lehrweise (V. 696 u.

737), sein Dringen auf Bestimmtheit (V. 1180), seine Scherzlust (V. 146), seine Vorliebe für Euripides, den Verderber der alten Sitte (V. 1373), auf den vielleicht öfter gezielt ist, als wir jetzt errathen können (V. 423. 920), seine Nachsicht für den schwärmerischen Chärephon (V. 105). Anderes, was zur Verspottung des Sokrates reichen Stoff darbot, übergeht der Dichter geflissentlich: die Verzückungen des Sokrates, seinen Glauben an einen warnenden Dämon, seine väterliche Liebe zu schönen Jünglingen, seine Art, die Klüglinge durch Fragen zu verwickeln, u. s. w. Wogegen er ihm, was Fremden gehört, zueignet: wie V. 115 die Kunst des Protagoras, Unrecht in Recht zu verwandeln, V. 379 des Empedokles Lehre vom Umschwunge des Himmels, und V. 97 Hippons damit unverträgliches Bild von einer Kohlenstülpe, V. 220 und 620 die Schulsprache des Pythagoras, V. 824 die Unbesonnenheit des Götterleugners Diagoras, V. 403 die Träumerei einzelner Naturforscher. Dann bezeichnet er ihn als einen düstern Feind der in freier Luft gehaltenen Leibesübungen (V. 199), ihn, dessen Ringergeschicklichkeit Platon hervorhebt (Gastm. S. 217), dessen mehrmals erprobte Ausdauer im Ertragen aller Kriegsbeschwerden

Alkibiades mit glühender Begeistrung preist (Ebendas. S. 219). Ja, sein gefabelter Sokrates muß, wie ein Erzsophist, in seinem Hause für klingendes Geld Schule halten (V. 99), da der wirkliche Sokrates selten zu Hause war, und seine Belehrungen freiwillig gab (Xenoph. Denkw.); und, was über alles geht, er muß (V. 495) den Neulingen Schuhe und Kleider abnehmen, und öffentlich (V. 180) einen Mantel stehlen, damit er sich und seine in Lehre und Kost verdungenen Schüler zu Abend sättige.

Sokrates, der im 71sten Jahre als der weiseste und tugendhafteste Grieche starb, der hätte nahe dem 50sten noch ein so zerrütteter Kopf, ein so schamloser Gauner sein können! Wessen Verstand begreift, wessen Herz duldet so Ungeheures? Wenn auch edle Natur nicht anders als allmählig zur Trefflichkeit reift; aus dem Gegentheil von sich erwuchs kein Sokrates. Wahrlich, in Athen, wo man den Sokrates und sein verzerrtes Nachbild in noch mehrern Zügen, als uns die Geschichte überlieferte, einander unähnlich leiben und leben sah, durfte Aristophanes von der in den Wespen V. 64 gerühmten Feinheit seiner Zuschauer erwarten, daß sie unfähig sein würden, Beide zu verwechseln. Nicht anders dachte Sokrates,

der, wider seine Gewohnheit, diesmal die Komödie besuchte, und, wie glaubhafte Zeugen erzählen, so heiter zuschaute, daß, als ihn Freunde fragten, ob er die Schmähungen nicht übel nähme, er lächelnd antwortete, ihm wäre, als ob er bei einem frohen Gastmahl geneckt würde. Und lange nachher, in seiner Vertheidigung (Plat. Apol. S. 19) durfte er sicher vor Einrede behaupten, er habe nie Antheil gehabt an den Albernheiten des aristophanischen Sokrates.

Vollkommen also bestätigt sich, was Lessing, der scharfsinnige und lautere Mann, in der hamburgischen Dramaturgie (St. 91) aussprach, nachdem sein Freund Mendelssohn im Vorberichte zum Phädon aus Unkunde sich gegen Aristophanes vergangen hatte. „Der gefährliche Sophist," sagt er, „war des Dichters Gegenstand, und er nannte diesen nur Sokrates, weil Sokrates als ein solcher verschrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; so daß Sokrates in dem Theater getrost aufstehen, und sich der Vergleichung preisgeben konnte. Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffenden Züge für nichts als muthwillige Verläumdungen erklärt, und sie durchaus

nicht dafür erklären will, was sie doch eigentlich sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Persönlichen zum Allgemeinen!"

Die Wolken erhielten nicht den erwarteten Beifall: sie wurden besiegt von der Weinflasche des Kratinos (Ritt. V. 534), und dem Konnos des Ameipsias. Aristophanes hatte diesmal, wie er in den Wespen V. 64 zu verstehen giebt, der Feinheit der Athener allzu viel zugemuthet. Zwar einer Verwechselung des wirklichen Sokrates mit dem zum Scherz nachgegaukelten war hinlänglich vorgebaut. Aber der größte Theil der Zuschauer fand wol wenig Behagen an dem wissenschaftlichen Ernste des Stoffs, zumal da des alten Kratinos lustige Weinflasche daneben war. Viele auch, die den sophistischen Redekünsten, wie die Menge der Schönredner beweist, nichts weniger als abhold waren, mußten den Spott zu derbe, sogar wohl zu leichtfertig finden. Manchem Klügler, dessen Eitelkeit Sokrates gekränkt hatte, konnte die feine Erhebung des wahren Sokrates über den sophistischen Unsokrates anstößig sein. Mehrere in die Gesinnung des Dichters Einstimmende waren so schwach, daran ein Ärgerniß zu nehmen, daß dem Fratzenbilde der Afterweisheit der weiseste Mann Namen und Person leihen mußte. Solche

vielfach ungünstige Stimmungen des Volks benutzte ein Schwarm Widerwärtiger (Wolk. V. 517), die leicht bewegliche Menge gegen das Schauspiel zu empören. Daß Alkibiades, wie der Scholiast berichtet, Anführer dieser Partei war, ist nicht unwahrscheinlich; denn dieser ehrsüchtige, jetzt 25jährige Jüngling, welchen zwei Jahre zuvor Aristophanes (Acharn. V. 725.) als einen schönredenden Volksaufwiegler gezwackt hatte, ließ diese Gelegenheit zur Rache wohl nicht ungenutzt vorbeigehen. So etwa geschah es, daß, worüber Aristophanes in den Wespen V. 1057 sich beklagt, die Athener ihm die Aussaat seiner Erfindungen, deren Sinn sie nicht klar erkannt, im ersprießlichen Wachsthum hemmten. Ob er sein Stück nachher noch einmal auf die Bühne gebracht, und ob in veränderter Gestalt, darüber wissen wir nichts Bestimmtes. Daß er es gewollt, beweist die Anrede an die Zuschauer V. 511 — 555, die, wie Hermann zeigt, nicht vor Olymp. 89, 4, d. i.: drei Jahre nach Aufführung der Wolken, geschrieben sein kann, vielleicht noch später geschrieben, und blos in der Handschrift gelesen ward.
